Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographieen

Weech, Friedrich

Karlsruhe, 1881

urn:nbn:de:bsz:31-419052

Visual Library

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Geh. Archivrath am großherzogl. badischen General-Landesarchiv.

Dritter Theil.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1881.

Badische Biographieen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Geh. Archivrath am großherzogl. badischen General-Landesarchiv.

Dritter Theil.



Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1881.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

K

98 B 82147,3

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

Vorwort des Herausgebers.

Nachdem seit dem Erscheinen der beiden ersten Theile der »Badischen Biographieen« sechs Jahre verflossen sind, schien es an der Zeit, wieder zu sammeln, was über die seither verstorbenen verdienten Männer unseres Landes in zuverlässigen Nachrufen niedergelegt war, oder zu veranlassen, daß das Andenken an ihr Erdenwallen von kompetenten Fachmännern fixirt werde. Es war außerdem bei Veranstaltung der ersten Sammlung ein und der andere Name vergessen worden, den jetzt in die Reihe der vorzüglich nennenswerthen Landsleute einzureihen, sich nachträglich erwünschte Gelegenheit darbot.

Je größer der Zeitraum ist, welcher den Biographen von den Tagen trennt, in welchen Derjenige lebte und wirkte, dessen Thätigkeit es zu schildern gilt, um so eher wird es gelingen, eine unbefangene Objektivität des Urtheils über Menschen und Verhältnisse in der Darstellung zu bewahren, und umgekehrt, je kürzer dieser Zeitraum ist, um so bedeutender sind die Rücksichten, welche bei der Fällung eines Urtheils auf die Familie des Verstorbenen, auf Freunde und Gegner, auf die große Zahl der Mitlebenden zu nehmen sind. Ja auch die Bestimmung darüber, wessen Name in ein solches Werk eingetragen zu werden verdient, um auf diese Weise länger als es durch Nachrufe in der Tagespresse geschieht, im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben, auch diese fällt dem Herausgeber einer derartigen Sammlung schwerer als wenn die Auswahl sich auf eine längere Reihe von Jahren erstreckt.

Dennoch wollte ich, mehrfach zur Herausgabe eines weiteren Bandes aufgefordert, nicht länger zögern und übergebe somit diesen dritten Theil der »Badischen Biographieen« der Oeffentlichkeit.

Die Biographieen zerfallen in zwei Kategorieen: Originalartikel, welche speziell für diese Sammlung geschrieben sind und Nekrologe aus Zeitungen. Die letzteren, deren Verfasser, wo sie zu ermitteln waren, namhaft gemacht sind, wurden fast ohne Ausnahme von mir überarbeitet, wo es nöthig war, ergänzt, berichtigt oder

gekürzt; die Quellen sind überall angegeben. In einer großen Zahl von Fällen wurden dabei die, wie man wohl annehmen darf, durchweg von unterrichteter Seite herrührenden Nekrologe der »Karlsruher Zeitung« zu Grunde gelegt. Die Namen der Verfasser der Originalartikel sind meist am Schlusse derselben unterzeichnet; wo die Verfasser dies nicht wünschten, wurde ein Sternchen gesetzt.

Den Schluß bilden Nachträge und Berichtigungen zu einigen Artikeln der beiden ersten Theile.

Möge dieser dritte Theil der »Badischen Biographieen« mit eben so viel Wohlwollen und Nachsicht aufgenommen werden, als den beiden ersten Bänden geschenkt worden ist.

Karlsruhe, im April 1881.

Fr. v. Weech.

Verzeichniß der Mitarbeiter,

welche für den III. Theil Originalartikel geliefert haben.

Herr Armbruster, Oberschulrath in Karlsruhe.
» v. Freydorf, Wirkl. Geh. Rath in Karlsruhe.
» Dr. Friedmann, Bezirksrabbiner a. D. in Straßburg i. E.
» Funck, Professor am Gymnasium in Karlsruhe.
» Dr. Hack, Privatdozent an der Universität Freiburg.
» Dr. Hansjakob, Pfarrer in Hagnau.
» Hönig, Stadtpfarrer in Heidelberg.
» Dr. Jordan, Professor am Polytechnikum in Karlsruhe.
» Dr. König, Professor an der Universität Freiburg.
» Dr. Rud. Maier, Hofrath und Professor an der Universität Freiburg.
» Dr. Mühlhäußer, Oberkirchenrath und Pfarrer in Wilferdingen. †
» Dr. Roller, Geheimerath in Illenau. †
» Schmidt, Militäroberpfarrer in Karlsruhe.
» Dr. Schulze, Geheimerath und Professor an der Universität Heidelberg.
» Dr. Strauch, Professor an der Universität Heidelberg.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Inhalt des dritten Theiles.

	Seite
Alzog, J. B., Professor der Theologie	1
Andlaw, Franz Frhr. v., Diplomat	5
Artaria, Ph., Kunsthändler	6
Baader, Amalie	7
Berckmüller, Jos., Oberbaurath	11
Boeckh, Iwan v., Domänendirektor	13
Boecklin v. Boecklinsau, Friedr. Frhr. v., Generalmajor	14
Buß, Franz Jos. v., Prof. d. Rechte	15
Caspari, Ferd., Gymnasiumsdirektor	20
Des Coudres, L., Maler u. Professor	21
Deuber, Fr. A., Prof. d. Geschichte	23
Ehrenfeuchter, Fr., Prof. d. Theologie	24
Feuerbach, Anselm, Maler	26
Flad, Otto, Stadtdirektor	29
Föhlisch, E. F. L., Gymnasiumsdirektor	30
Freydorf, Karl v., Generalmajor	32
Freydorf, Berthold v., Generalmajor	37
Frick, Jos., Oberschulrath	43
Funke, Otto, Prof. d. Physiologie	45
Gebhard, K. A., Gymnasiumsdirektor	49
Gmelin, M. Fr., Archivrath	50
Herder, Barth., Buchhändler	52
Heß, H., Geheimer Finanzrath	55
Hildebrandt, G. M., Kreis- und Hofgerichts-Präsident	56
Holtzmann, K. J., Prälat	59
Hefer, B. G., Prof. d. Kirchengeschichte	62
Kirsner, L., Präsident der II. Kammer	64
Klenkler, M., Prof. d. Kirchengeschichte	66
Klose, W. Fr., Oberst	67
Köchly, H., Prof. d. Philologie	68
Lenel, M., Kaufmann	73
Leonhard, H., Oberbaurath	75
Lessing, K. Fr., Maler u Galeriedirektor	76
Marmor, J. F. N., Arzt u. Archivar	71
Mez, Karl, Fabrikant	82
Mohl, Robert v., Wirkl. Geh. Rath	85
Mühlhäußer, K. A., Oberkirchenrath	109
Müller, J. H. J., Prof. d. Physik	114
Muth, H. Fr., Geh. Rath	121
Paravicini, L., Abgeordneter	122
Platz, Chr. Fr., Geh. Hofrath	125
Reichlin-Meldegg, K. A. Frhr. v., Prof. d. Philosophie	126
Renck, L., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes	127
Renz, H. L. v., Generalmajor	128
Röder, K. D. A., Prof. d. Rechte	130
Roller, J. Chr., Arzt	132
Roller, Chr. Fr. W., Geh. Rath	132
Rosset, Fr., Gouverneur von Darfur	135
Schellenberg, G. G. W., Generalmajor	136
Schleyer, P. A., Prof. d. Theologie	138
Schmitt-Blank, J. K., Professor	140
Schnappinger, B. M., Prof. d. Theologie	143
Schnars, K. W., Schriftsteller	144
Schönau-Wehr, R. Frhr. v., Oberjägermeister	145
Schrödter, A., Maler u. Professor	145
Schweinfurth, E., Maler	149
Schweitzer, F. Frhr. v., Gesandter	151
Sengler, J., Prof. d. Philosophie	152
Seubert, M. A., Prof. d. Botanik	158
Simon, G., Prof. d. Chirurgie	159
Stabel, A. v., Staatsminister	163
Stark, K. B., Prof. d. Archäologie	178
Steinhäuser, K., Bildhauer u. Professor	181
Stengel, L., Prof. d. Theologie	182
Stockhorner v. Starein, J. E. Frhr., Generallieutenant	185
Stockhorner v. Starein, J. Frhr., Geh. Regierungsrath	188
Stüber, L., Domänendirektor	189
Sturm, E. Fr., Professor	190
Sutter, J. A.	191
Vogel, A., Prof. d. Theologie	192
Waag, K. W. L., Generallieutenant	193
Weller, Th. L., Maler u. Galeriedirektor	195
Werk, Fr. X., Prof. d. Theologie	199
Willmann, Ed., Kupferstecher	200
Winnefeld, H., Präsident des Oberstiftungsrathes	202
Woltmann, Ad., Kunsthistoriker	203
Zöpfl, H., Prof. d. Jurisprudenz	207
Nachträge u. Berichtigungen	211

Johann Baptist Alzog

wurde am 29. Juni 1808 zu Ohlau in Schlesien geboren. Seine Gymnasialstudien machte er in Brieg, die akademischen in Breslau und Bonn, worauf er von 1830—33 in Aachen als Hauslehrer wirkte und 1834 am 4. Juli in Köln die Priesterweihe empfing. Am letzten Februartage des darauf folgenden Jahrs wurde er nach öffentlicher Disputation in der Aula der Akademie zu Münster zum Doktor der Theologie promovirt. Seine Promotionsschrift handelte über die Prinzipien der katholischen Schriftauslegung. Sofort erhielt der junge Doktor einen Ruf als Professor der Kirchengeschichte und Exegese am Klerikalseminar in Posen, wo er bis 1844 wirkte und in dem bekannten Streite über die gemischten Ehen seinem Erzbischofe, Martin von Dunin, gute Dienste leistete. Schon in Aachen hatte er ein Werk begonnen, welches die Hauptaufgabe seines Lebens werden sollte, das »Lehrbuch der Kirchengeschichte«, das 1841 zum erstenmale (Mainz bei Florian Kupferberg) erschien. 1844 folgte Alzog einem Rufe nach der alten Bischofsstadt Hildesheim als Domkapitular, Professor und Regens des Priesterseminars. Seine Thätigkeit war hier eine vorwaltend praktische und hat, wie in Posen, die besten Erinnerungen hinterlassen. Das »Katholische Gebet-, Gesang- und Betrachtungsbuch» (Mainz 1849) ist eine Frucht dieser Wirksamkeit. Das Vertrauen des Bischofs Jakob Josef von Hildesheim führte ihn dann 1848 auf jene Bischofsversammlung zu Würzburg, welche für die Entwicklung der deutschen Kirche von so maßgebender Bedeutung wurde. Alzogs Neigung war indessen von jeher der akademische Katheder gewesen. Er selbst hatte eine akademische Bildung genossen, er hatte nun an zwei Seminarien gelehrt, und so kannte er aus eigener Erfahrung die Vortheile, welche die Universität Lehrern und Lernenden bietet. Und hätten ihm hier auch nicht persönliche Erfahrungen zur Verfügung gestanden, dem Kirchenhistoriker konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, wie er über die Lostrennung des theologischen Studiums von den Hochschulen zu denken hatte. Ein Blick auf den ehemals so glänzenden Zustand der französischen Theologie in den Tagen der alten Sorbonne und ein weiterer Blick auf den traurigen Verfall dieser Wissenschaft in demselben doch noch immer so hochbegabten Lande sagt in dieser Hinsicht Alles. Alzog sah endlich die volle Erfüllung seiner Wünsche, als ihn die Großherzogliche Regierung Badens im Jahr 1853 auf den erledigten Lehrstuhl der Kirchengeschichte nach Freiburg berief. So schmerzlich ihm der Abschied von Hildesheim

wurde und obgleich er materielle Opfer bringen mußte, säumte er nicht, diese Berufung anzunehmen. Das Lehrbuch der Kirchengeschichte gewann in Freiburg bei den hier dargebotenen literarischen Hilfsmitteln größere Ausdehnung und gestaltete sich seit der 8. Auflage (1867) zu einem weitläufigeren Handbuche um, dessen 9. Auflage 1872 erschien und das in's Französische (Paris und Tournay), Spanische, Italienische, Portugiesische, Böhmische, Polnische, in's Armenische, zuletzt in einer erweiterten Bearbeitung (von Pabish und Byren) in's Englische übertragen wurde. (Einen Auszug aus seinem größeren Werke: »Grundriß der Universal-Kirchengeschichte« gab Alzog Mainz 1868 heraus.) Nicht minder erfreute sich das hier entstandene »Handbuch der Patrologie« (3. Aufl. 1876) einer günstigen Aufnahme, wie das auch die vor Kurzem erschienene französische Uebersetzung desselben zeigt. Aber auch die Spezialforschung, welcher Alzog früher weniger nahe getreten, beschäftigte ihn hier. Zeuge dessen sind seine Arbeiten über Joh. Nik. Weislinger, über das »Raisbüchlein« des Konrad Burger, über die Plenarien, welche in dem von ihm mitbegründeten »Freiburger Diöcesanarchiv« erschienen. Beiträge zu dem Freiburger und Aschbach'schen Kirchenlexikon, zu dem »Kath. Kirchenblatt«, die Herausgabe der Arxischen Geschichte der Herrschaft Ebingen ꝛc. ꝛc. nahmen ihn nebenbei in Anspruch. Das Jubiläum der Hochschule feierte er mit der Schrift de litterarum graecarum atque romanarum studiis cum theologia christiana conjungendis (1857). Im Jahr 1864 unterzeichnete er an Stelle Hirscher's mit Döllinger und Haneberg die Einladung zu dem denkwürdigen in München gefeierten Congreß katholischer Gelehrten. In Anerkennung seiner ersprießlichen Wirksamkeit ertheilte ihm der Großherzog von Baden den Titel eines Geistlichen Raths (1854) und (1877) das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens. Schon früher (1850) hatte ihm der Kaiser von Oesterreich die goldene Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst übersandt. Eine große Genugthuung für Alzog war die ihm 1869 zu Theil gewordene Berufung als Consultor bei den Vorarbeiten für das vaticanische Concil — eine Versammlung, die ihn auf längere Zeit nach Rom, das er schon früher kennen gelernt hatte, zurückführte. Am 28. Februar 1878 traf ihn ein Schlagfluß, dem er am darauf folgenden Tage, am 1. März, erlag. — Wollen wir das Leben eines Mannes ganz kennen lernen und seinen Werth beurtheilen, so müssen wir uns die Zeit, in welche die Vorsehung ihn gestellt, die eigenthümlichen Bedingungen, unter denen er wirkte, vergegenwärtigen. »Quandum refert«, sagt Hadrians VI. berühmte, von Alzog gern citirte Grabschrift, »in quae tempora vel optimi cuuisque virtus incidat.« Wenn Alzogs Leben auch nicht jenen Existenzen beizuzählen ist, welche einen bestimmenden Einfluß auf ihre Zeit ausüben, so ist er doch zu hervorragenden Ereignissen der zeitgenössischen Kirchengeschichte in enge Beziehung getreten: Alzog's Name findet sich wiederholt mit den wichtigsten Thatsachen, mit den besten Namen der deutschen Kirche seit den letzten vierzig Jahren vermischt. Wollen wir untersuchen, welches sein Platz in der Wissenschaft, welches seine Stellung in den Gegensätzen des kirchlichen und politischen Lebens, welches sein Antheil an der geistigen Arbeit der Nation gewesen ist, so fragen wir — denn wir haben es vor Allem mit dem Kirchenhistoriker zu thun — welches war der Zustand der katholischen Kirchen-Geschichtsschreibung, als Alzog in dieselbe eintrat, wie hat er auf sie eingewirkt, wie hat er sie verlassen? Ueber den Zustand der kirchlichen Geschichtschreibung unter den Katholiken Deutschlands läßt sich bis in das dritte Decennium dieses Jahrhunderts wenig Erfreuliches sagen. Im 16. Jahrhundert hatte Italien die moderne katholisch-kirchliche Historiographie erzeugt; Frankreich hatte sie im 17. und 18. Jahrhundert großgezogen und in bedeutenden, umfangreichen Darstellungen die Entwicklung der Kirche vorgelegt. Was das

katholische Deutschland im 18. Jahrhundert an tüchtigen Leistungen auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, beschränkt sich auf die Spezialgeschichte einzelner kirchlichen Sprengel und die Ansätze zu einer Germania sacra, wie Hansiz und unsere trefflichen Benediktiner von St. Blasien sie nach und neben den Schannat, Würdtwein, von Hontheim, Joannis unternahmen. Zwar fing man gegen Ausgang des Jahrhunderts auch an, sich in Gesammtdarstellungen der Kirchengeschichte zu versuchen: aber die uns vorliegenden Versuche sind theils geistlos und unkritisch, theils leichtfertige und oberflächliche Produkte, wie sie der Tag erzeugte und der Tag verschlang, theils getragen und durchtränkt von jener engherzigen josefinischen Auffassung, welche die Kirche nur als eine Staatsanstalt begreifen konnte. Für Katholiken, deren inneres Leben nicht abgestorben war, muß es wie ein Thau der Erquickung gewesen sein, als, seit 1806, der zu ihnen übergetretene Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seine »Geschichte der Religion Jesu Christi« in Druck gab. Innerlich verwandt mit diesem Werke ist des mit Stolberg befreundeten Katerkamps Kirchengeschichte: beide wirkliche Jünger des Herrn, welche seine Stiftung begriffen und von deren Begeisterung für seine Sache jedes Blatt ihrer Geschichten Zeugniß ablegt. Indessen scheinen beide mehr Einfluß auf das große Publikum als auf den gelehrten Betrieb unserer Disciplin geübt zu haben; um letzteren vollständig zu reformiren, dazu waren Stolberg wie Katerkamp zu wenig fachmäßige Vertreter dieses Gebietes: ihre Bücher zeichnen sich weit mehr durch sinnige, köstliche Betrachtung, als durch quellenmäßige Eruirung des Stoffes aus. So erklärt sich, daß noch in den 20r, ja bis zu den 30r Jahren Darstellungen, wie die von Locherer und von Reichlin-Meldegg möglich waren. Gediegener waren die Arbeiten von Ruttenstock, Klein, Cherier; aber wie die meisten Compendien des vorigen Jahrhunderts waren auch sie lateinisch geschrieben und blieben ohne Wirkung auf den Zeitgeist. Ich kenne die Gründe, welche man für den fortgesetzten Gebrauch der lateinischen Sprache bei theologischen Vorlesungen und in Lehrbüchern beigebracht hat. Aber eine jede Wissenschaft gedeiht nur in der Umarmung des Volksgeistes. Der Volksgeist aber arbeitet nur in seiner Sprache: todt ist jede Wissenschaft, welche in den erkalteten Leib einer todten Sprache gebannt ist. Solch' eine todte Wissenschaft war es, welche die theologischen Fakultäten Deutschlands im 17. und 18. und zum Theil noch im 19. Jahrhundert beherrscht hat, während sich die Franzosen eine lebendige Theologie schufen, als Pascal und Bossuet unsterbliche Gedanken in die nicht minder unsterbliche Form ihrer herrlichen Sprache gossen. Solch' eine lebendige Wissenschaft erschuf sich auch die deutsche Nation, seit Lessing uns gelehrt hatte, über theologische Dinge in deutscher Sprache zu schreiben. Wir können hier auf jene Vorgänge nicht näher eingehen, welche seit dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts in Deutschland eine wahrhaft geschichtliche Auffassung, verbunden mit verbesserter Einsicht in die Gesetze der Kritik, fast alle Gebiete der Wissenschaft durchdringen ließ. Was ein F. A. Wolf, ein G. Hermann, ein Lachmann, die Grimm für die klassische und germanistische Philologie, Savigny für die Rechtswissenschaft, Ritter für die Erdbeschreibung gethan, mußte auf die Theologie einen heilsamen Rückschlag üben. Der von der Spekulation ermüdete Geist der Nation wandte sich der historischen Forschung mit Vorliebe zu und es war ein glücklicher Griff, daß Joh. Adam Möhler in diese Bahn einlenkte und der Begründer einer historischen Schule unter den Katholiken wurde, der noch jetzt alle Diejenigen sich beizählen, welche auf eine Stellung in der theologischen Wissenschaft Anspruch erheben. Die Handbücher der allgemeinen Kirchengeschichte mußten durch diese Schule eine totale Umwälzung erleiden. Jene tiefe Auffassung, jene warme, von Liebe zur Kirche erfüllte Darstellung, verbunden mit der strengsten, von keiner Parteileidenschaft,

keinen kleinlichen Rücksichten beeinflußten Quellenforschung, wie sie Möhler inaugurirt hatte, mußte seither als Forderung an alle echt katholische Kirchen-Geschichtschreibung gestellt werden. Schon Ritter (seit 1826) hatte zur Erfüllung dieser Forderung einen schönen Anlauf genommen, Döllingers Handbuch wie sein Lehrbuch der Kirchengeschichte genügten ihr in reichstem Maße, blieben aber beide unvollendet. Da trat Alzog in die Lücke ein und gab eine Darstellung, welche neben der Ritter'schen über 30 Jahre lang den Markt behauptet und die Quelle geworden ist, aus der Tausende ihre kirchengeschichtlichen Kenntnisse zum großen Theil schöpften. Es wird Alzog als ein besonderes Verdienst angerechnet werden müssen, daß er dem Vorgange Möhlers folgend den kirchengeschichtlichen Unterricht in die engste Beziehung mit den patristischen Studien setzte. Ist die Literatur eines Volkes der Niederschlag seiner geistigen Thätigkeit, so bildet die Literärgeschichte selbst nur einen Theil der Geschichte dieses Volkes, insofern sie uns ja gerade dessen intellektuelle Aktion vor Augen führt. Es erhellt daraus die Bedeutung der christlichen Literaturgeschichte für den Kirchenhistoriker. Man darf behaupten, daß einige Kenntniß dieser Disciplin zu den Forderungen der allgemeinen Bildung zählt; für den Theologen aber ist sie unentbehrlich. — Das über Alzogs Stellung in der theologischen Literatur Gesagte zeigt im Grunde schon, welches seine Stellung zu den heutigen Gegensätzen, welches sein Verhältniß zu den verschiedenen theologischen wie kirchenpolitischen Parteien gewesen ist. Besonnenheit und Mäßigung waren hervorstehende Merkmale seines persönlichen Wesens und seiner Stellung im öffentlichen Leben: nicht hoch genug anzuschlagende Eigenschaften in einer Zeit der Ueberstürzungen und Maßlosigkeiten. Man konnte ihn einen Mann des Juste-Milieu nennen; und was man auch immer von dem Juste-Milieu in der großen Politik der Völker und in den kleinen Kämpfen der parlamentarischen Coterien denken mag: in der Welt der Religion und der Kirche ist Alles, was von bleibendem Werthe war, ist jede definitive Errungenschaft von den Männern der Mäßigung ausgegangen. Alzog's Theologie war gewissermaßen eine Vermittlungstheologie mit dem Wahlspruch: omnia probate, quod bonum est, tenete. Nun ist es ja wahr, daß es der Vermittlungstheologie oft nicht besser ergeht, als den guten Leuten im Leben, die Alles vermitteln und verstreichen wollen und deren Wirken selten mit Erfolg gekrönt ist. Aber es gibt auch eine berechtigte und selbst hochnothwendige Vermittlung: es gibt echt christliche und innerlich humane Naturen, denen alles Zanken und Streiten, alle Maßlosigkeiten von hüben und drüben zuwider sind. Solche Naturen schwanken oft wirklich oder anscheinend zwischen den Parteien; sie können aber das Wort des Apostels anrufen und sagen: »meine Partei heißt nicht Paulus, noch Apollo, noch Kephas, sie heißt Christus«. Solche Naturen entbehren jeder Parteileidenschaft und sie können in Zeiten hochgehender Parteiaufregungen durch ihr mildes, begütigendes, vermittelndes Eingreifen überaus segensreich einwirken. Es ließe sich ein solches Eingreifen Alzogs an wiederholten Beispielen nachweisen. Er hat in schwierigen Umständen der Kirche als vermittelnde Persönlichkeit gute Dienste geleistet und eine wirklich kirchliche Gesinnung an den Tag gelegt, eine Gesinnung, die nicht buhlt um Menschengunst, die nicht in verächtlicher Schwäche den wechselnden Meinungen und Moden des Tages opfert, eine Gesinnung vielmehr, die da liegt in einem großen, warmen Herzen, das für die ganze Kirche schlägt, das mit Paulus sagt: »wer leidet und ich leide nicht, wer wird verletzt und ich bin es nicht« — eine Gesinnung, die an allen großen Lebensinteressen der Kirche Antheil nimmt — eine Gesinnung, die Alzog bethätigt hat in den Werken seiner Charitas, in seiner Wissenschaft, in seinem Interesse für die kirchliche Kunst, in seiner Theilnahme an hervorragenden kirchlichen Ereignissen. Es ist bekannt, was er in bedenklichen Stunden

für die Erhaltung der kirchlichen Einheit gethan hat. Man wird dem gegenüber daran erinnern, daß er zu verschiedenen Malen in den kirchenpolitischen Fragen der Opposition angehört habe. Wohl, denn er war mit Newman überzeugt, daß das die treuesten Freunde der Kirche sind, welche den Lenkern derselben ungescheut zu sagen wagen: was ihr da thut, ist Unrecht, und dies und jenes werden die Folgen sein. Solche Opposition kann und muß jedes Reich vertragen und die Geschichte zeigt, daß auch Kirche und Papstthum sie zu ertragen wußten: Paulus und Cyprian, Augustinus und Bernhard, Gerson und Bossuet sind deß Zeugen. So dachte Alzog ohne Zweifel zu jeder Zeit: welcher Art die Dinge auch waren, die er zu erleben bestimmt war, nie hat die Liebe zur Kirche und die Ehrfurcht vor ihrer Auctorität einen Augenblick seine Seele verlassen können. Groß war die Popularität und das Vertrauen, welche die Persönlichkeit Alzog's in der Stadt Freiburg genoß; seiner innerlich so wohlwollenden Natur hatte er es zu danken, daß er, der Fremde, es verstanden hat, mit dem herrlichen Lande Baden und mit dessen trefflichen Bewohnern sich vollkommen zu identificiren und einer der ihrigen zu werden. Alzog konnte diese Welt verlassen mit dem Bewußtsein, das Werk vollendet zu haben, das ihm aufgetragen war. Was ein berühmter Mönch über die Schwelle seines Klosters geschrieben: religioni, scientiae, artibus, kann als der Wahlspruch seines Lebens gelten und schwebte ihm vielleicht vor, als er sein eigenes Haus mit einer ähnlichen Inschrift schmückte: Litteras alit ecclesia, nobilitat artes. Das Grab, in welches er hinabstieg, zählt zu den wenigen, die nicht blos geehrt, sondern auch geliebt sind. (Nach der Gedächtnißrede auf J. Alzog von Prof. F. H. Kraus. Freiburg 1879.)

Franz Freiherr von Andlaw

war der älteste Sohn des späteren badischen Staatsministers C. Freiherrn von Andlaw-Birseck (vgl. Bad. Biogr. I, 5) und der Freifrau von Schakmin. Er war geboren am 6. Oktober 1799 zu Freiburg im Breisgau. Seine Erziehung und geistige Bildung erhielt er zunächst im elterlichen Hause unter der Leitung eines Hauslehrers. Schon als achtjähriger Knabe durfte er mit seiner Mutter nach Paris reisen, wo sein Vater damals badischer Geschäftsträger war. Diese Weltstadt, sowie die vielen Truppenzüge, hohen Einquartierungen (der russische Kaiser wohnte im Hause seines Vaters) und kriegerischen Ereignisse jener Zeit machten einen mächtigen Eindruck auf den lebhaften Knaben, verursachten aber auch manche Störung und Unterbrechung seiner Studien. Seine juristischen Studien machte er auf der Universität seiner Vaterstadt, zu Landshut (wo er mit seinem Bruder bei Sailer wohnte) und in Heidelberg. Nach rühmlich bestandener Prüfung im Jahre 1821 trat er als Rechtspraktikant bei dem Gerichtshof in Freiburg in den Staatsdienst. In diese Zeit fallen auch seine Reisen nach Italien, Frankreich und England, wo er sich viele Lebensanschauungen sammelte. Im Jahre 1826 trat er jedoch in seinen eigentlichen Lebensberuf, indem er seiner Neigung gemäß die diplomatische Laufbahn betrat. Seine erste Stelle war in Wien als Legationsrath und Geschäftsträger. Diesen Posten vertauschte er mit derselben Stellung bei der badischen Gesandtschaft zu Paris, wo er drei Jahre verblieb. Von 1838—43 finden wir ihn als Ministerresidenten in München und von 1843—46 in gleicher Eigenschaft wieder in Paris. Seine diplomatische Laufbahn beschloß er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des badischen Hofes in Wien von 1846—56, in welch' letzterem Jahre er nach vollen dreißig ehrenvollen Dienstjahren in den Ruhestand trat. Seit 1860 hatte er sich in Baden-Baden häuslich niedergelassen und seine Mußezeit zu literarischen Arbeiten verwendet. Sein Tagebuch, Erinnerungsblätter, die Frauen in

der Geschichte, Galerie berühmter Päpste, das Doppelgestirn, sieben hl. Fürsten, die Stiftskirche in Baden, Fleurange ꝛc., sind unter den gedruckten Werken Andlaw's die bekanntesten. In Folge dieses seines allseitigen Wissens und seiner Unterhaltungsgabe war er in allen Kreisen der Gesellschaft sehr beliebt, so bei der Deutschen Kaiserin, bei der Herzogin von Hamilton, beim Fürsten zu Fürstenberg, wo er Hausfreund war. Als Diplomat war Franz von Andlaw sehr gewandt und bei seinem Fürsten sehr beliebt. Als Schriftsteller führte er eine gewandte Feder, welche er als ein treuer Sohn seiner Kirche ihrer Sache vielfach widmete. Durch wiederholte Krankheiten erschöpft, vollendete er, nahezu 77 Jahre alt, seine irdische Laufbahn am Abend des 4. September 1876. (Vgl. Freiburger Kath. Kirchenblatt 1876, S. 314 ff.)

Philipp Artaria.

Abseits der steinkohlengeschwärzten und von Hammerschlägen durchdröhnten Fabrikationssphäre, welche seit Decennien die zopfige, stille kurpfälzische Residenzstadt Mannheim in eines der bewegtesten Verkehrscentren umgewandelt hat, steht noch ein Stück alter Zeit in dem Viertel um die Jesuiten-Kirche und Karl Theodor's Theater; Schiller, wenn er heut aus seinem damaligen Hause träte, würde sich auf der Stelle wieder in den fast unveränderten Straßen zurecht finden. Aus diesem aristokratisch-stillen Viertel geleitete am 4. Oktober 1878 die gesammte Bürgerschaft der Stadt einen Mann zu Grabe, mit dem im wörtlichsten Sinn ein großes Stück der »guten alten Zeit« dahingegangen ist und welcher verdient, den Besten seiner Nation beigezählt zu werden. Viele solche Bürger in die deutschen Städte vertheilt, und die lauten Klagen der Gegenwart würden verstummen! Philipp Artaria war am 12. April 1801 geboren in dem »alten Mannheim« als der zweite von sechs Söhnen des bekannten Domenico Artaria (vgl. Bad. Biogr. I, 11), welcher damals den gesammten deutschen Kunsthandel in seiner Hand hielt. Sein Vermögen war für die damalige Verhältnisse ein sehr bedeutendes, und so wurden die Söhne nach den bekannten Traditionen jener Zeit zu Cavalieren erzogen, die, was Anmuth der Form und vollendete Liebenswürdigkeit des Wesens betrifft, auch im nachmaligen späten Alter der jungen Generation als unerreichbares Muster voranleuchteten. Sechs widerstrebende Neigungen hatte der Alte mit ruhiger Härte vor das Kaufmannspult zu bringen gewußt, keiner der Söhne wurde ein schlauer gewiegter Handelsherr wie er, dafür pflegten sie aber mit um so größerer Freude die alte Tradition des Hauses: durch klassische Stiche alter Hauptmeisterwerke der italienischen Blüthezeit ihrer Familie einen Ehrenplatz in der Geschichte der Kupferstechkunst zu sichern, und hielten auch nach dem Ableben ihres Vaters die Firma auf einer so vornehmen Höhe, daß ihre Personen bei den häufigen Geschäftsreisen an die Höfe von München, Wien ꝛc. in der dortigen Aristokratie eine für die heutige Zeit ganz undenkbare Stellung einnahmen. König Ludwig von Baiern nicht minder als sein Vater waren dem jungen Philipp speziell befreundet und der Erstere legte hohen Werth auf dessen feines künstlerisches Urtheil, ohne ihm die unbestechliche Wahrheitsliebe übel zu nehmen, welche stellenweise die königlichen Anschauungen durchkreuzte. Noch in hohem Alter kam er häufig von seinem Edenkobener Schlößchen zu dem alten Artaria herüber und besuchte in dessen Gesellschaft die Stätten seiner Jugend oder nahm die großen Veränderungen in Augenschein, als die neue Zeit ihre Vorwerke in die ehemals grasbewachsenen Gassen hereinschob. Sie ergriff auch in mächtiger Wirkung den Mann, welcher, damals schon auf eine lange geschäftliche und gemeinnützige Thätigkeit zurücksehend, volles Recht gehabt hätte, sich, wie so viele Andere, körperlich und geistig zur Ruhe zu setzen. Photographie und Lithographie brachten eine ungeheuere Umwälzung in den Kunsthandel, allenthalben entstanden größere und kleinere

Geschäfte, die Firma Artaria aber konnte sich nicht entschließen, Auslagefenster an ihr altes stattliches Haus anzubringen und die Erzeugnisse des Lichtdrucks in Verlag zu nehmen. Nach und nach starben auch mehrere der Brüder, so beschränkte sich das Geschäft mehr und mehr auf Reproduktion der alten Platten, an neue dachte man vor der Hand nicht mehr. Schließlich übergab Philipp Artaria den ganzen Verlag an ein Berliner Haus. Seine rastlose Thätigkeit erstreckte sich nun auf andere Gebiete. Von Jugend auf hatte er ein warmes Herz für seine Vaterstadt gehabt, und als ständiges Mitglied des Gemeinderaths und Inhaber unzähliger Ehren- und Vertrauensposten stets die schönen Bürgertugenden bewährt, welche ihm die Liebe und Verehrung der ganzen Stadt eintrugen: den unbeugsamen Gerechtigkeitssinn, der ihn zum Anwalt jedes Unterdrückten machte, eine über jeden Zweifel erhabene Lauterkeit der Gesinnung und dabei die großartigste Liberalität in allen seinen Handlungen. Nun kam zu den städtischen Aemtern noch das Abgeordnetenmandat und es war wunderbar zu sehen, mit welchem Feuer der bereits Alternde die seiner eigenen Jugenderziehung so widerstrebenden liberalen Ideen rückhaltslos zur obersten Richtschnur seines politischen Verhaltens nahm und mit der ganzen Energie seines Wesens in den Concordatsstürmen der badischen Kammer im Jahre 1860 vertrat. Er war ein guter und gewandter Redner, der durch eifriges Studium in späteren Jahren die Lücken seiner früheren Bildung ergänzt hatte; seine Verdienste als Mitglied der verschiedenen Ausschüsse ehrte der Großherzog durch Ernennung zum Mitgliede der Ersten Kammer. Freiwillig legte der kluge, hellsinnige Mann diese Würde nieder, als er die ersten Boten des Greisenalters spürte, und beschränkte sich von da an als wahrer Vater der Stadt auf seine localen Thätigkeiten: Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, die er mit bedeutenden eigenen Opfern unterstützte, von Kunst- und literarischen Vereinen; ja noch in seinen letzten Lebensjahren konnte man den Vierundsiebzigjährigen wohlgemuth in dem ausgeleerten ehemaligen Leihbibliothekssaale des Mannheimer Schlosses sehen, umgeben von kolossalen Bücherhaufen und im Begriff, daraus die Anfänge einer städtischen Bibliothek zu bilden. So wandelte er als verehrtes Haupt unter der jüngeren Generation mit warmem Antheil und steter Hilfsbereitschaft für ihre Bestrebungen, seinen inneren Zielen unverrückt zugewandt und ein leuchtendes Beispiel von der Möglichkeit, die vielseitigste Lebenspraxis mit der edelsten Begeisterung für ideale Güter zu vereinigen. Er starb am 2. Oktober 1878. Sein Verlust war ein unersetzlicher für die treue Lebensgefährtin, mit welcher ihn die glücklichste Ehe durch zwei und vierzig Jahre verband, für seine Familie und die große Zahl seiner Freunde, wie für die Stadt, welche ihm so Vieles zu verdanken hat. Die allgemeinste Trauer geleitete seinen Sarg zur letzten Ruhestätte: voraus und zur Seite schritten die Waisenkinder, denen sein edles, warmes Herz das rettende Asyl gegründet hat; die Geistlichen der drei Confessionen umgaben den milden Christen, der sein Leben lang ein Muster frommer Religiösität und vollkommenster Toleranz gewesen war, die Bürger der Stadt, die Beamten und Offiziere, sowie die Behörden folgten in endlosem Zuge. Seit lange hatte der Tod eines Privatmannes keine solche Bewegung hervorgerufen. Vir optimus — man kann es ihm mit Fug und Recht als Grabschrift setzen. (Vgl. Allgemeine Zeitung 1878, Nr. 302, Beilage.)

Amalie Baader

war geboren am 15. März 1806 zu Wertheim, woselbst ihr Vater Fürstl. Löwenstein-Wertheim'scher Beamter mit dem Titel Justizrath war. Ihre Eltern, aus Franken stammend, bewohnten ein dem Fürsten gehörendes Gebäude, welches, obgleich in der Stadt, doch auf einer kleinen Anhöhe, etwas isolirt lag, von Hof

und Garten umgeben und durch ein alterthümliches Geländer mit großem Hofthore eingeschlossen war. Hier wuchs das junge Mädchen, welches allgemein unter dem Namen »das kleine Burgfräulein« bekannt war, in Fröhlichkeit, Arbeitsamkeit und Lernbegierde heran. Sie verbrachte eine glückliche Jugendzeit in ihrem Heimathsstädtchen, in welchem zu jener Zeit noch alle Familien sich kannten und eine Gesellschaft bildeten, welche im Sommer durch gemeinsame Spaziergänge, im Winter durch dramatische Aufführungen und Concerte sich vortrefflich zu unterhalten wußte. Amalie zählte ungefähr siebenzehn Jahre, als ein in ihrer Vaterstadt beschäftigter Beamter, Bernhard Baader, auf das junge Burgfräulein aufmerksam wurde. Das talentvolle, heitere und dabei wieder so ernste junge Mädchen fesselte ihn. Sie selbst liebte den etwa zwanzig Jahre älteren Mann, fand sich durch sein reiches, mit wahrer Herzensgüte verbundenes Wissen beglückt und entschloß sich, seine Gattin zu werden. Sie folgte ihrem Gatten an seinen neuen Wohnort Konstanz, wo derselbe als Kreisrath bei der Kreisregierung des Seekreises angestellt worden war. Konstanz an dem Schwäbischen Meer, eben so anziehend durch seine reizende Lage, als interessant durch seine historischen Erinnerungen, entsprach sehr dem Geschmacke des jungen Ehepaares. Ein angenehmer Bekanntenkreis verschönerte noch diesen Aufenthalt, und gemeinsam mit demselben wurden manche Ausflüge in die herrliche Seegegend und in die nahe Schweiz gemacht. Das Hauswesen, welches die junge Frau Baader als echte deutsche Hausfrau mit Verständniß und Sparsamkeit zu führen wußte, ließ ihr jedoch noch Muse genug übrig, um dem unwiderstehlichen Hange zu folgen, ihren Geist fortzubilden und ihre Kenntnisse zu erweitern. Durch ihren geistreichen Gatten wurde sie darin auf die eifrigste Weise unterstützt, sowie durch dessen eigene Studien selbst eingeführt in die Grundlage alles wahren Wissens. — Im Jahre 1832 wurde Bernhard Baader als Finanzrath bei der Großh. Steuerdirektion nach Karlsruhe versetzt. Amalie trennte sich ungerne von Konstanz, doch war sie bald heimisch in ihrem neuen Wohnort. Sie fand da manche geistigen Anregungen und Genüsse, die nur die Residenz bereiten konnte. Mit Interesse besuchte sie die Kunstsammlungen, auch fand sie Vergnügen an Theater und Concerten. Ein trauter Freundeskreis umgab auch hier alsbald das Ehepaar: Jugendfreunde und Studiengenossen Baaders, Archivdirektor Mone, Geheimer Hofrath Zell, Baudirektor Hübsch, Finanzrath Kamm und andere Männer, welche selbst, sowie deren Familien mit Herrn und Frau Baader durch die Bande der innigsten Freundschaft verbunden waren. Der damalige Finanzminister von Boeckh, durch seine Gattin mit Baader verwandt, empfing in seinem Hause das Baader'sche Ehepaar stets auf das Freundlichste. Zwei Schwestern Baaders, von welchen die eine die Mutter des bekannten, leider zu früh verstorbenen, in holländischen Diensten gestandenen ostindischen Naturforschers Karl Schwaner war, ergänzten den Familienkreis. Frau Baader hatte in den ersten Jahren ihres Ehestandes die Betrübniß, ihren Vater und zwei erwachsene Brüder zu verlieren. Ihre Mutter beschloß nach längeren Leiden bei ihr die irdische Laufbahn. Amalie betrauerte tief den Verlust ihrer Eltern und Geschwister, doch den größten Trennungsschmerz hatte sie zu erdulden, als ihr vortrefflicher Gemahl, der 1847 zum Geheimen Finanzrath bei der Oberrechnungskammer ernannt, 1854 in den Ruhestand getreten war, am 6. Januar 1859 starb. Er war ihr in der 35jährigen Ehe als treuer Beschützer, man konnte fast sagen als väterlicher Freund zur Seite gestanden. Sie suchte und fand ihren Trost in den Werken der Barmherzigkeit, denen sie sich von nun an mit Hingebung ihres ganzen Wesens widmete. — In den ersten Jahren ihres Aufenthaltes zu Karlsruhe hatte Amalie Baader begonnen, literarisch thätig zu sein. Archivdirektor Mone redigirte damals den »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit«, welcher u. A. auch Denkmäler der Sprachenkunde und deutsche Volkssagen enthält.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Mone, der im gesellschaftlichen Umgang die geistigen Fähigkeiten der Gattin seines Freundes kennen gelernt hatte und sie öfters mit einer komischen Virtuosität Szenen aus ihrer Vaterstadt Wertheim hatte zum Besten geben hören, veranlaßte sie, in fränkischer Mundart eine derselben niederzuschreiben. Sie that es und es ist ihr vortrefflich gelungen, die in jener Zeit alljährlich eintretende Ueberschwemmung und die Bestürzung und Verwirrung der Bewohner der Stadt in getreuester Weise zu schildern. Dieser Beitrag zur Sprach- und Sittengeschichte ist abgedruckt im Anzeiger, Jahrgang VII. 1838, S. 126 ff. Andere Beiträge, welche sie in den Anzeiger lieferte, waren Volkssagen. Auf dieses Gebiet wurde sie durch die hierauf bezüglichen Forschungen ihres Mannes geleitet. Bernhard Baader hatte es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, die Volkssagen, wie sie aus dem Munde des Volkes kommen, zu sammeln und ohne weitere Ausschmückung wiederzugeben. Später, als der Anzeiger zu erscheinen aufgehört hatte, gab er unter dem Titel »Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden«, gesammelt und herausgegeben von Bernhard Baader (Karlsruhe, Herder 1851, und ein Nachtrag 1859) eine große Anzahl solcher Sagen heraus. Obgleich seine Gattin dieses Gebiet des Sagen- und Geisterhaften, welches auf ihn so große Anziehungskraft übte, etwas kritischer als er auffaßte, so hatte sie doch großes Interesse dafür und war ihm bei dieser Arbeit eine treue Mithelferin. Im Jahr 1845 wurde zu Freiburg im Breisgau die »Süddeutsche Zeitung« (Verlag von Herder) gegründet, deren fleißige Mitarbeiterin Frau Baader war. Eine bedeutende Anzahl religiöser, politischer, kirchenpolitischer und anderer Artikel hat sie für dieses Blatt verfaßt und Jedermann bewunderte die Klarheit der Ansichten, die Richtigkeit der Urtheile und die gewandte Ausdrucksweise, die in diesen Aufsätzen sich kund gaben, ohne zu ahnen, daß sie dem Kopf einer Frau entstammten. Von den wenigen Personen, welche dieses ihr Talent kannten, forderte sie strenges Stillschweigen. Im Jahr 1865 erschien aus ihrer Feder unter dem Titel: »Wintergarten, Erzählungen aus Familie und Leben von Sales«, eine Sammlung von Novellen (in zwei Bänden, bei Kirchheim in Mainz), welche größtentheils auf wahren Begebenheiten beruhen, die mit poetischer Licenz ausgeschmückt sind. Zum Theile dienten ihr als Motive zu denselben Ereignisse, die sich in ihrer Familie, selbst in ihrem persönlichen Leben zugetragen haben. Aus den angeführten schriftlichen Arbeiten Amalie Baader's läßt sich erkennen, wie vielseitig ihr Geist gebildet und mit welch' reichem Wissen sie ausgestattet war. Wir finden sie thätig auf dem Felde der geschichtlichen, belletristischen, politischen und religiösen Literatur. Sie selbst liebte sehr die Lectüre und wir finden in ihrem Tagebuche öfter Urtheile über Bücher, mit welchen sie sich gerade beschäftigte, aus denen hervorgeht, daß sie nicht nur oberflächlich dieselben durchflog, sondern daß sie den Inhalt gründlich sich zu eigen machte. Das Baader'sche Ehepaar übte mit Freude die Tugend der Gastfreundschaft. Alle Verwandten und Freunde waren stets bei ihnen willkommen und fühlten sich heimisch bei den guten und geistreichen Menschen. Von ausgezeichneten Zeitgenossen, mit welchen Frau Baader in freundschaftlichen und geselligen Verkehr trat, verdient besonders genannt zu werden der vortreffliche Rath Schlosser und seine Gemahlin, damalige Besitzer des Stiftes Neuburg am Neckar bei Heidelberg. Dieser schöne Landsitz war ausgezeichnet sowohl durch seine reizende Lage, als auch durch die Kunstschätze, welche er barg. Dies verbunden mit der wissenschaftlichen Bildung, den geselligen Talenten, der Herzensgüte, Frömmigkeit und der seltenen Gastfreundschaft seiner Besitzer, vereinigte sich zu einem Ganzen, welches einzig in seiner Art genannt werden konnte. Außer den schon Genannten war Amalie Baader mit den meisten hervorragenden Persönlichkeiten katholischer Richtung in unserem Lande bekannt. Bei dem

Baader'schen Ehepaar wurden die ersten Besprechungen über die Gründung von katholischen Männervereinen gehalten. Männer, wie Heinrich von Andlaw, Buß, Mone, Hübsch, Kirchgeßner, Zell und Andere, schätzten Amalie Baader, die gar manchmal ihre Sekretärin war. Ihr Wirken in dieser Richtung blieb jedoch stets verborgen, wie es sich bei einer Frau geziemt. — Frau Baader äußerte sich oftmals ihren näheren Bekannten gegenüber, wie sehr es sie betrübe, die Mittel nicht zu besitzen, recht vielen alten, armen Kranken nachhaltige Unterstützungen geben und sie mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen zu können. Dieses Anliegen fand bei wohlthätigen Menschen so viele Theilnahme, daß man nach verhältnißmäßig kurzer Zeit den Entschluß fassen konnte, einen St. Vincentius-Frauenverein in Karlsruhe zu gründen, den ersten, der damals in unserem badischen Lande in's Leben gerufen worden ist. Am 29. Januar 1851 wurde der Verein förmlich constituirt und Amalie Baader als Vorsteherin gewählt von einer Anzahl Frauen und Jungfrauen, welche als Vorstandsmitglieder, als Pflegerinnen und Sammlerinnen sich um sie schaarten. Die Oberleitung übernahm der Geistliche Rath Höll, damals Kaplan an der Stadtpfarrei und von Begeisterung für dieses beginnende Werk der Nächstenliebe erfüllt. Durch seine Thätigkeit und seine Predigten flößte er vielen Personen der verschiedensten Stände in der Residenz die gleichen Gesinnungen ein. Der Verein fand bald Freunde und Wohlthäter, die durch die Sammlerinnen regelmäßig ihre Gaben spendeten. Von nun an nahm derselbe die erste Stelle in der Wirksamkeit Amaliens ein. Sie lebte und webte in ihm. Sie bestand mit Festigkeit auf der Befolgung der einmal angenommenen Statuten und ging darin stets mit aufmunterndem Beispiele voran. Deßhalb besuchte sie auch zuerst selbst alle angemeldeten Kranken, ehe sie einer der Pflegerinnen die Sorge für dieselben auftrug. Mit Härte gegen sich selbst, ließ sie sich weder durch Unwohlsein noch Unwetter von ihren Krankenbesuchen abhalten. Keine Dienstleistung bei den Hilfsbedürftigen war ihr zu gering, auch bei Operationen stund sie denselben bei. Nach einigen Jahren, im Januar 1854, gelang es schon, einen bedeutenden Schritt vorwärts zu thun. Die Geschenke und Ersparnisse waren hinreichend angewachsen, um ein Haus zu miethen, in welchem durch barmherzige Schwestern vom hl. Vincentius von Paul eine geregelte Spitalpflege eintreten konnte. Kranke jeden Bekenntnisses, jeden Alters und Geschlechts fanden darin Aufnahme und liebevolle Behandlung. Dies genügte jedoch der Fürsorge des Vereins noch nicht. Amalie wollte den armen, in der Stadt zerstreuten Kranken die nun allgemein anerkannte Wohlthat der Pflege durch Schwestern ebenfalls angedeihen lassen. Zu diesem Zwecke wurde ein zweites kleines Haus gemiethet und eine Anzahl Schwestern von der Congregation des hl. Erlösers aus Niederbronn berufen. Während nun der Verein wuchs und gedieh, überdachte Amalie Baader ein neues Unternehmen. Durch fortgesetzte Ersparungen, Sammlungen, einzelne Vermächtnisse und Geschenke konnte der Verein über ein kleines Kapital verfügen. Dasselbe war wohl nur ein Sandkorn im Vergleich zu den Mitteln, welche der Bau eines großen, neuen St. Vincentiushauses erfordert hätte. Sie fand jedoch dieses Scherflein in Verbindung mit einem unbegrenzten Gottvertrauen groß genug, um an die Ausführung eines solchen Planes zu denken. Baudirektor Hübsch wurde zur Fertigung eines Planes veranlaßt, der Bau wurde begonnen, nach Jahresfrist vollendet und am 28. August 1861 bezogen. Die Krankenpflege in dem neuen St. Vincentiushause wurde den Niederbronner Schwestern übertragen, da ihre Ordensregeln es gestatteten, sowohl Kranke im Spital als auch in der Stadt zu besorgen. Nach einigen Jahren schon genügte jedoch auch dieses Haus nicht mehr den Anforderungen und der Verein ließ es im Jahr 1864 durch einen Anbau und ein weiteres Stockwerk vergrößern. Ein

sehnlicher Wunsch aller Betheiligten wurde noch dadurch erfüllt, daß, anstoßend an das Haus, eine eigene geräumige, etwa 400 Personen fassende Kapelle erbaut werden konnte. Auf die andere Seite derselben ließ Frau Baader ein kleines Haus aus ihren Mitteln herstellen, um dasselbe fortan zu bewohnen. Im Oktober 1864 waren die neuen Gebäulichkeiten so weit hergerichtet, um bezogen werden zu können, und die Kapelle, wenn auch noch nicht so reich geschmückt, wie später, war würdig, eingeweiht zu werden. Domkapitular Weickum vollzog am 24. Oktober den Weiheakt und hielt die Festpredigt. Das St. Vincentius-Haus in Karlsruhe war nun fest begründet, es hatte sich die Liebe und den Dank von Unzähligen erworben, denen es Obdach und Pflege gewährt hatte. In demselben finden Kranke jeden Standes, Alters und Geschlechtes Aufnahme und es können einzelstehende, ältere oder leidende Personen sich in dasselbe verpfründen. Gleich einem pünktlich geregelten Uhrwerke ging seine Thätigkeit unter der opferwilligen Führung der Schwestern unermüdet seinen Gang, denen Frau Baader in späteren Jahren die vollständige Besorgung des Hauses übertrug. Obgleich sie in den letzten Jahren ihres Lebens durch mehrere bedeutende Krankheiten und ein beinahe stets andauerndes allgemeines Uebelbefinden eine erprobte Dulderin körperlicher Leiden geworden war, so blieb ihr Geist stets frisch. Nachdem sie die Hauptsorge um das Haus abgegeben hatte, behielt sie noch fortan die Leitung des St. Vincentius-Frauenvereins, dessen Seele sie bis zu ihrem Tode blieb. Bei zunehmendem Alter fühlte sich Frau Baader gemahnt, oft und ernst an ihre herannahende Todesstunde zu denken. Sie unterließ es deßhalb nicht, ihre irdischen Angelegenheiten in's Reine zu bringen, und bestimmte ihre Hinterlassenschaft, mit Ausnahme weniger Legate, für das Theuerste, was sie auf Erden noch besaß: das St. Vincentius-Haus wurde Erbe ihres Vermögens. Am 15. Oktober 1877 starb sie nach einer nur wenige Stunden dauernden Krankheit. — Amalie Baader war eine seltene Frau. Durch ihre Erziehung, ihre Lebensgewohnheiten und manche ihrer Ansichten gehörte sie nicht unseren Zeiten an und huldigte sie nicht unserer modernen Cultur, doch deßhalb war sie keineswegs veraltet. Mochte auch der Körper, die Spuren der Jahre tragend, ihre frühere Schönheit, ein altdeutsches Madonnengesicht, nicht mehr ahnen lassen, ihr Geist blieb stets geweckt und jugendlich. Sie war vielseitig gebildet, alles Schöne, Gute, Edle und Neue in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit interessirte sie. Ihr Wissen war gründlich, mit Scharfsinn vertrat sie ihre Ansichten. Sie war heiter bei ihren Freunden und wohlwollend gegen Fremde. Sie verband die Tugenden und Geschicklichkeiten, welche die Zierden des weiblichen Geschlechtes ausmachen, mit den Geistesgaben, die gewöhnlich den Männern eigen sind. Doch das höchste Lob, welches wir ihr spenden möchten, besteht darin, daß wir bekennen: Amalie Baader war ein Musterbild christlicher Vollkommenheit! (Vgl. Freiburger Kathol. Kirchenblatt 1878, Nr. 47—52.)

Joseph Berckmüller.

Geboren in Karlsruhe, wo sein Vater die Stelle eines Stadtbaumeisters bekleidete, am 11. Dezember 1800, trat Berckmüller nach Vollendung seiner im Lyceum erlangten Vorbildung, seiner Neigung folgend, im Jahre 1817 in die zu jener Zeit im engeren und weiteren Vaterlande berühmte Architekturschule des Baudirektors Weinbrenner. Nach Vollendung der Studien in dieser Anstalt, welche Berckmüller im Jahre 1822 verließ, unternahm der strebsame und eifrige Jünger der Kunst zu seiner weiteren Ausbildung eine mehrjährige Reise nach den größeren Städten Deutschlands und Oesterreichs, von wo aus er sich zu einem längeren Aufenthalt nach Paris und von da nach London begab, um endlich das Hauptziel

seiner Reise, Italien, aufzusuchen, wo er den so äußerst reichen Schatz an Kunstwerken mit großem Fleiß studirte. Wie fruchtbringend diese Studien für ihn waren und wie sehr sie zur Bereicherung seines Wissens und Könnens beitrugen, bewies die im Jahre 1829 abgelegte Staatsprüfung, nach welcher er mit dem Prädikat »vorzüglich befähigt« unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen wurde. Die in diesem Jahre erfolgte Verehelichung mit Karolina von Eichthal gab ihm die Veranlassung, der Architektur anscheinend für immer zu entsagen, um seine Thätigkeit dem Betrieb von Fabriken zuzuwenden, welche sein Schwiegervater in St. Blasien und Grötzingen besaß. Obschon er sich dadurch plötzlich in einen Beruf versetzt sah, welcher seiner bisherigen Geistesrichtung vollkommen fremd war, so fand er sich doch bald zurecht und leistete vermöge seiner vielseitigen Kenntnisse, was unter jenen ungünstigen Verhältnissen zu leisten möglich war. Allein ungeachtet jahrelanger mühevoller Arbeit und Anstrengung wollte weder die Spinnerei und Gewehrfabrikation in St. Blasien, noch die Zuckerfabrikation in Grötzingen prosperiren, weßhalb Berckmüller im Jahre 1844 sich entschloß, die Bezirks-Bauinspektion Karlsruhe zu übernehmen und somit in den Staatsdienst einzutreten. Daß er während einer fünfzehnjährigen Zurückgezogenheit vom Baufache doch gewissermaßen in demselben fortlebte, beweist, daß er nicht allein den übernommenen Dienst der Großh. Bezirks-Bauinspektion zu versehen verstand, sondern außerdem noch in der Lage war, die ein Jahr später ihm übertragene Funktion eines Militär-Baumeisters zu bekleiden. Im Jahre 1852 sollte sein Familienglück schwer erschüttert werden durch den fast gleichzeitigen Verlust seiner Gattin und der ältesten seiner beiden Töchter. — Von dem Großherzog schon seit 1849 vielfach zur Dienstleistung bei Hofbaulichkeiten berufen, trat Berckmüller im Jahr 1853 mit dem Charakter als Baurath und unter Ernennung zum Vorstande des Großh. Hof-Bauamtes, in den Hofdienst über. Diese Stellung war es nun, in welcher sich der Heimgegangene ganz besonders wohl fühlte und welche er mit einer großen Freudigkeit und Zufriedenheit einnahm. Wie sehr er es aber auch verstand, allen an ihn gemachten Anforderungen zu entsprechen, beweisen die ehrenvollen Anerkennungen, welche ihm höchsten Ortes zu Theil wurden, noch mehr aber das beneidenswerthe Verhältniß, in welchem er zu seinem allergnädigsten Herrn stand, dessen unbegrenzte Huld er besaß. Dem Staatsdienste wurde er durch seine Stellung am Hofe nicht völlig entzogen, da er seit 1868, mit dem Charakter als Oberbaurath, der ihm schon 1862 verliehen worden, Mitglied der Großh. Baudirektion war. — Von einem Nierenleiden im Jahre 1878 befallen, war er zur Pflege seiner Gesundheit genöthigt — was ihm sehr schwer fiel —, um seine Zuruhesetzung zu bitten, die ihm auch in der anerkennendsten Weise gewährt wurde. Den wohlverdienten Ruhestand sollte er jedoch nicht lange genießen, indem das Leiden zunahm und seinem Leben voller Arbeit und Mühe ein Ende machte. Am 6. April 1879, Nachmittags 1 Uhr, entschlief er ohne Todeskampf sanft und ruhig. Wenn auch die architektonischen Schöpfungen Berckmüller's quantitativ nicht überraschen, so stehen sie qualitativ um so höher. Jede Aufgabe, auch die kleinste und unscheinbarste, wurde von ihm in einer Weise zu lösen gesucht, daß dieser Lösung, nebst Erfüllung des Zweckes, der Stempel der Kunst niemals fehlte. Berckmüller war mit einer reichen Phantasie begabt und arbeitete als echte Künstlernatur nach dem Ausspruche eines großen Kunstgelehrten: »Der Künstler muß mit Feuer entwerfen, dagegen mit Ruhe, Geduld und Ueberlegung ausführen.« So wie die alten Griechen in allen ihren Kunstleistungen den Wahlspruch »Halte Maß« zur Geltung zu bringen suchten, so hat auch Berckmüller diesen Wahlspruch zu seinem Eigenthum gemacht, welcher nicht nur die Kunstformen seiner architektonischen Gebilde, sondern auch sein ganzes inneres Wesen

durchdrungen hatte. Da er seine Bauten mit fast ängstlicher Sorgfalt und Genauigkeit ausführen ließ, so übte er in jeder Beziehung auf die Hebung und Förderung der Baugewerbe den vortheilhaftesten Einfluß aus. Sein künstlerisches Schaffen galt, wenn man von der Kirche in Boundorf und einigen Eisenbahn-Bauten bei Basel absieht, vorzugsweise seiner Vaterstadt, um welche er sich unstreitig bleibende Verdienste erworben hat. Vor Allem fühlte er die Nothwendigkeit einer künstlerischen Ausbildung der Privatbauten in Karlsruhe, in dessen monotone, meist nur vom Handwerk geschaffene Straßen er vom Hauche der Kunst durchwehte Gebilde, wo thunlich in monumentaler Haltung zu bringen suchte. Von diesem Streben geben unter anderen Gebäuden insbesondere das Heinz'sche Haus in der Waldstraße und das Kusel'sche Haus an der Kaiserstraße, namentlich aber der imposante Gebäudekomplex am Friedrichsplatz ein beredtes Zeugniß. Aber nicht allein zur künstlerischen Gestaltung des Privatbaues sollte Berckmüller aufmunternd und anregend wirken, sondern auch in dem großen öffentlichen Gebäude für die vereinigten Sammlungen seine Meisterschaft auf dem Gebiete der Monumentalarchitektur bekunden. Der Auftrag zur Erstellung dieses Gebäudes, wozu ein dem Friedrichsplatze gegenüber gelegener prachtvoller Bauplatz ausersehen war, schien den Meister, welcher damals, obschon bei voller Geistesfrische und Elastizität des Körpers, eben doch schon über sechszig Jahre zählte, förmlich zu verjüngen, indem er mit außerordentlicher Arbeitslust an die Lösung seiner Aufgabe ging. Galt es doch auch, mit den Monumentalbauten seines Lehrers, sowie mit denen eines Hübsch zu wetteifern; ja noch mehr, es galt vielleicht die Errichtung seines letzten Werkes, welches er später öfter und, wie die Erfahrung lehrte, nicht mit Unrecht, seinen Schwanengesang nannte. In diesem Werke, welchem er jahrelang seine volle Kraft ausschließlich widmete und bei welchem er Gelegenheit fand, seine reiche Ausbeute der Meisterwerke des Cinquecento in Italien verwerthen zu können, tritt uns die Eigenart des Meisters in ihrem ganzen Umfange entgegen, welche wir glauben mit wenigen Worten charakterisiren zu können: »Noblesse in den Verhältnissen der Bautheile, Feinheit und Grazie in den Kunstformen und äußerst exakte und meisterhafte Ausführung.« Das stattliche Gebäude der vereinigten Sammlungen, Berckmüller's letztes Werk, ist das bedeutendste Monument, welches er sich selbst setzte, und so lange die liebe Sonne dessen auf gewaltigem Unterbau thronende Kuppel beleuchtet, wird der Name Berckmüller in Karlsruhe in dankbarer Erinnerung bleiben. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 90.)

Iwan von Boeckh

wurde am 1. Januar 1811 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater war der Staatsminister Christian Friedrich von Boeckh (vgl. Bad. Biogr. I, 95). Seine Schulbildung empfing er auf dem Lyceum daselbst, welches er vom Oktober 1818 bis dahin 1830 besuchte. Er widmete sich sofort dem Studium der Kameralwissenschaften und hörte die vorgeschriebenen Vorlesungen auf den Universitäten Heidelberg und Berlin. Nach Aufnahme unter die Zahl der Kameralpraktikanten im Dezember 1834 suchte er sich durch Beschäftigung bei verschiedenen Finanzstellen für den künftigen Beruf vorzubereiten. Im Dezember 1837 wurde er zum Assessor bei Großh. Steuerdirektion ernannt und im April 1843 in gleicher Eigenschaft zu dem Großh. Ministerium des Großh. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten versetzt. Unterm 6. Juli 1846 ward ihm der Titel eines Legationsraths verliehen. In den Tagen der Revolution verließ Boeckh seinen Posten nicht. Nach Wiederherstellung der gesetzmäßigen Regierung wurde er im August 1849, unter Beilegung des Charakters als Ministerialrath, zum Großh. Finanzministerium versetzt und daselbst im Juni 1860 zum Geheimen Referendär befördert.

Im November 1852 ward ihm neben seinem Hauptdienst die Stelle eines Vorstandes des Verwaltungsraths der Wittwenkasse für die Angestellten der Civilstaats-Verwaltung und im Juni 1860 die Vorstandsstelle der Direktion der Katastervermessung übertragen. Unter Enthebung von diesen Funktionen erfolgte im August 1862 seine Versetzung als Direktor zur Großh. Direktion der Forste, Berg- und Hüttenwerke, mit welcher Behörde vom 1. Oktober 1865 an auch die Großh. Hofdomänen-Kammer unter der gemeinsachen Benennung »Domänendirektion« vereinigt worden ist. Im Jahre 1877 wurde er durch die Ernennung zum Geheimen Rath II. Klasse ausgezeichnet. Die evangelische Kirchengemeinde zu Karlsruhe verschaffte ihm eine Wirksamkeit auf dem kirchlichen Gebiete, indem er bei Einführung der neuen Kirchenverfassung im Jahr 1862 in die Kirchengemeinde-Versammlung und von dieser zum Kirchenältesten gewählt wurde. Durch den Wahlbezirk der Stadtdiözese Karlsruhe 1867 zum weltlichen Abgeordneten in die Generalsynode berufen, ist er von dieser zum Mitglied des Generalsynodal-Ausschusses ernannt worden. Ausgerüstet mit vielseitiger, wissenschaftlicher Bildung und begabt mit durchdringendem Verstand und rascher Fassungskraft, wußte Jwan von Boeckh Allem, was er geschaffen, das Gepräge der Vollendung zu verleihen und in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen Dienstes, in welchen er Verwendung fand, gibt eine werthvolle Hinterlassenschaft gediegener Leistungen ein vollgiltiges Zeugniß für seine seltene That- und Arbeitskraft. Stets von dem Ernst seiner Aufgabe erfüllt und für sie von hohem Pflichtgefühl beseelt, wurde er von den Ministerialvorständen, welchen er zur Seite stand, als bewährter Mitarbeiter geschätzt, insbesondere hat er bei Großh. Finanzministerium an allen wichtigeren Geschäften, vornehmlich auf dem weiten Feld der Steuergesetzgebung, hervorragenden Antheil gehabt und in seiner letzten dienstlichen Stellung bei Großh. Domänendirektion, wo er die Vereinigung der Domänen des Landes mit Geschick durchführte, ein bleibendes Verdienst sich erworben. Gegen sich selbst streng, an sich selbst die höchsten Anforderungen stellend, war er in der Beurtheilung Anderer mild und nachsichtsvoll, für seine Berufsgenossen ein zuverlässiger Freund und Rathgeber, und seinen Untergebenen ein von Rechtsgefühl und Wohlwollen erfüllter Vorgesetzter. Gedenken wir noch seiner leutseligen Gesinnung, seines bescheidenen und selbstlosen Wesens und seiner in allen Lagen tadellosen Führung des Lebens, so ist das Bild des Mannes gezeichnet, wie es Denen, welche ihn kannten, vor der Seele stehen wird. Der frühzeitige Tod des einzigen, hoffnungsvollen Sohnes raubte dem liebenden Vater die wahre Lebensfreude und den frohen, heiteren Sinn, der bis dahin seine Zierde war und ihn als bevorzugten Liebling der zahlreichen Freundeskreise erscheinen ließ. Von dieser schweren Heimsuchung an mied er die sonst so gerne gesuchten Zerstreuungen des geselligen Verkehrs und verbrachte die noch übrigen Tage in der stillen Zurückgezogenheit am häuslichen Herde. Ein seit mehreren Jahren aufgetretenes Herzleiden untergrub allmählich die Kraft des einst so gesunden Körpers und hat nach langem und schwerem Siechthum, welches der Verstorbene mit seltener Ergebung und Ausdauer ertrug und bei dem er — unterstützt von einer wahrhaft heroischen Willensstärke — noch bis in die letzten Stunden die Arbeit fortsetzte, am 22. Mai 1877 seinen Tod herbeigeführt. (Karlsruher Zeitung 1877, Nr. 125.)

Friedrich Freiherr Boecklin von Boecklinsau.

Das altadelige Geschlecht der Boecklin von Boecklinsau hat seit einer Reihe von Jahrhunderten dem badischen Fürstenhause in guten und schlimmen Zeiten treu zur Seite gestanden. Wilhelm von Boecklin wurde, neben Markgraf Karl I. von Baden kämpfend, in der Schlacht bei Seckenheim (1452) von Kurfürst

Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz gefangen genommen. Klaus von Boecklin, Oberst und Obervogt zu Kuppenheim, befehligte das Landregiment Oberbaden. Im Jahr 1613 schrieb er ein Buch über die Artillerie, das als Manuskript auf der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe aufbewahrt wird und seiner Zeit von Markgraf Georg Friedrich seinen Söhnen in einem Schreiben a. d. J. 1617 zu eifrigem Studium empfohlen wurde. In der Schlacht von Wimpfen kommandirte dieser Klaus von Boecklin die Artillerie des Markgrafen Georg Friedrich. — Aus dieser Familie, die schon im 13. Jahrhundert zu den Hausgenossen in Straßburg gehört und im 16. Jahrhundert sich um die Einführung der Reformation hervorragende Verdienste erworben hatte, stammt Friedrich von Boecklin. Er wurde als der Sohn des Obersten und Geheimraths Freiherrn von Boecklin († 1811) zu Rust bei Ettenheim am 1. Juni 1767 geboren. Nachdem er in der Pagerie des Herzogs von Braunschweig seine Erziehung erhalten hatte, trat er in dessen Militärdienste und machte als Hauptmann die Belagerung von Mastricht mit. Im Jahre 1803 in der gleichen Charge in badische Dienste getreten, wurde Friedrich von Boecklin 1805 Major im Grenadierbataillon, marschirte 1806 nach Preußen, wohnte der Belagerung von Danzig bei und gehörte auch dem mit der Besetzung Tyrols beauftragten Truppenkörper an. 1809 zum Oberst und Regimentskommandeur im sogenannten Pfälzerregiment befördert, machte er in dieser Eigenschaft im gleichen Jahre den Feldzug nach Oesterreich mit und zog mit seinem Regiment 1811 nach Rußland. Er lag in Moskau, als der große Brand ausbrach, welcher die Reihe der Unglücksfälle eröffnete, von denen die »Große Armee« betroffen wurde. Auf dem Rückzug war Boecklin zum Trésor des Kaisers Napoleon befehligt. Bei Wilna gefangen genommen, kehrte er erst 1814 nach Baden zurück, wo ihm sofort die Organisation des Landsturms übertragen wurde. Auf dem Schlachtfelde hatte er sich den Karl-Friedrichs-Militärverdienstorden und das Offizierskreuz der Ehrenlegion verdient. 1826 wurde er mit dem Charakter als Generalmajor pensionirt und zog sich auf sein Gut Rust zurück, wo er am 5. März 1829 starb. Er war mit Wilhelmine von Rathsamhausen vermählt und hinterließ drei Söhne und zwei Töchter. Seine Tapferkeit vor dem Feinde, wie seine Humanität und Leutseligkeit sichern seinem Namen ein ehrenvolles Andenken. Von seinen Söhnen hat Freiherr Leopold von Boecklin, Oberst a. D. während mehrerer Sitzungsperioden als grundherrlicher Abgeordneter der Ersten Kammer des badischen Landtages angehört. *

Franz Josef Ritter von Buß.

Geboren am 23. März 1803 in Zell am Harmersbach (Kinzigthal) von bürgerlichen Eltern, begann Buß seine Studien am Gymnasium zu Offenburg und setzte dieselben in der Philosophie und Philologie fort an der hohen Schule zu Freiburg. Noch als Student wurde er Doktor der Philosophie durch Lösung einer Preisfrage. Nachher ergriff er das Studium der Heilkunde und promovirte späterhin in der Medizin, in der Chirurgie und Geburtshilfe. 1825 machte er eine Reise nach Italien und begann nach seiner Rückkehr das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, zuerst in Freiburg, wo er Doktor beider Rechte wurde in Folge der Bearbeitung einer Preisfrage über römisches Recht; hierauf in Heidelberg und Göttingen. An letzterer Universität fand er reiche Gelegenheit, nachdem er schon in Freiburg sämmtliche europäischen Sprachen grammatisch erlernt hatte, die Rechtsdenkmale der Völker in ihrer Ursprache zu erforschen. 1828 habilitirte sich Buß an der Freiburger Juristenfakultät. Die juristische Staatsprüfung hatte er mit solcher Auszeichnung bestanden, daß er an dem Freiburger Stadtgericht sofort selbstständig Amtsverhandlungen und bald darauf die

Anwaltschaft in Rechts- und Verwaltungssachen erhielt. Er las zuerst im Winter 1828/29. Die Studenten, wie uns von einem seiner ersten Zuhörer selbst mitgetheilt wurde, hingen mit Begeisterung an dem jungen, feurigen Rechtslehrer, zumal als die Julirevolution Lehrer und Hörer entflammte. Weil Buß dem herrschenden Lager das Gegenprinzip bot, so mußte er dasselbe in den Hauptwissenschaften darstellen, daher las er täglich 4—5 Stunden, eine Sitte, welcher er je nach Bedürfniß noch in seinem Alter folgte. Zur Fühlung mit dem Volke hielt er in jedem Halbjahr öffentliche Vorträge vor dem Publikum über die brennenden Zeitfragen, über Staat und Kirche. Kein Saal faßte die Menge der Zuhörer. Daneben pflegte er einen zahlreichen Verein von Studenten für europäische Sprachkunde und Literatur. Buß ward 1833 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor des deutschen Staats- und Bundesrechts und der Staatswissenschaften, und 1844 auch des Kirchenrechts. Seine Sprachen- und vergleichende Rechtskunde wollte er verwerthen in einer periodischen „Revue de la jurisprudence et legislation comparée", für welche die Regierungen Europa's und Amerika's auf Ersuchen des Herausgebers ihre Gesetzbücher sandten. Die angesehenste Verlagsbuchhandlung in Berlin hatte sich zum Verlag bereit erklärt; gleichwohl scheiterte das Unternehmen an der damaligen Unfertigkeit des internationalen Verkehrs. Als Bruchstück erschienen von Buß eine Reihe von Bearbeitungen hervorragender rechts- und staatswissenschaftlicher Werke des Auslands; selbstständig war »Geschichte und System der Staatswissenschaften«, Freiburg 1834, zwei Bände, und »Vergleichendes Bundesstaats-Recht Nordamerika's, Deutschland's und der Schweiz«. Es erschien aber nur das Nordamerika's nach Story, Karlsruhe 1844, I. Band. Im Laufe dieser sich rasch folgenden Arbeiten war der angelernte Liberalismus an dem jungen Mann durch Forschen und Erleben Blatt für Blatt abgefallen, er war der Verehrung geschichtlich positiver Freiheit gewichen. Vom Beginn seines Lehramts hatte Buß eine unermüdliche, öffentliche Thätigkeit entwickelt. Das Volk wollte ihn schon vor dem gesetzlichen Alter in den Landtag wählen; in diesen trat er 1837 ein: sein maiden-speech behandelte in einer deutschen Ständeversammlung zuerst die sociale Frage. Auf dem Eisenbahn-Landtag von 1839 verfocht er, die internationale Bedeutung der Schienenwege vorausgreifend, schon damals den Bau eines die Verbindung des Weltmeers mit der Adria erstellenden Schienenwegs von Straßburg durch das Kinzigthal an den Bodensee; sowie er auch die Anbahnung einer Handels- und Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich gefordert hatte. Vergebens. Buß legte sein Mandat nieder. Gegen den Deutschkatholizismus redigirte er nicht blos, sondern schrieb über ein Jahr die von ihm mitbegründete, erfolgreich wirkende »Süddeutsche Zeitung« unentgeltlich; ferner die Schrift: »Das Rongethum in der Zweiten badischen Kammer«, Freiburg 1846. Gegen dieses leitete er den Petitionensturm, welcher die Zweite Kammer sprengte; aber die Neuwahlen brachten keine neuen katholischen Abgeordneten, nur Buß allein in die Kammer. Jetzt hatte er die Wucht der gesammten Opposition gegen sich: in der Sache der Deutschkatholiken unterlag er, obwohl er schneidig die ganze Leere der Sekte erwiesen; auch in dem Antrag auf die Einführung des Ordens der barmherzigen Schwestern, welchem er als Doktor Eremitas mit der Schrift: »Der Orden der barmherzigen Schwestern«, Schaffhausen 1846, die Wege in der öffentlichen Meinung bereitet hatte, erlag er in der Abstimmung, siegte aber in der Sache: er leitete als Kommissär des Erzbischofs Hermann die Einführung des Ordens. Ein eben so ernstes Werk erwartete seine Hilfe. Im Winter und Frühjahr 1846/47 hatte die Hungersnoth den Schwarzwald heimgesucht. Buß bereiste in der unwirthlichsten Winterszeit den Wald von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

er brachte Spenden und Trost. Er eröffnete eine Sammlung; sie brachte über 20,000 fl. dem hungernden Waldvolk und Nahrungsmittel im Werthe von 40,000 fl. Dieser Opfersinn hatte Buß zum Mann des Volkes gemacht. Und doch hatte er jederzeit daheim und draußen eine starke Opposition unter den Katholiken gegen sich, weil er eben Schliche und Schleicher nicht mochte. Er ließ sich aber auch auf seinen Wegen nicht beirren. Hatte er doch zwei Asyle: verbaute man ihm die Kampfbahn unter freiem Himmel, so öffnete sich ihm die Halle der Wissenschaft. Er hatte neuerdings herausgegeben: »Die Methodologie des Kirchenrechts«, Freiburg 1842. »Ueber den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat«, Freiburg 1844. Im Jahre 1845 warf sich ihm eine Aufgabe in den Weg, welche seinem universalen Sinn zusagte. Er sammelte unter starken Hindernissen die katholischen Gelehrten zu dem großen Werk des Freiburger Kirchenlexikons. Während seines Aufenthalts in Wien für diesen Zweck suchte der Fürst Metternich ihn bleibend in seine Nähe zu ziehen, aber die Liebe zur Heimath und zum Lehramt überwog. Doch über dem Fernen vergaß Buß das Nahe nicht. Er war Zeuge und Opfer einer stetigen Entkatholisirung und Abnahme seiner Universität gewesen. Da schrieb er das Werk: »Der Unterschied der katholischen und der protestantischen Universitäten Deutschlands, die Nothwendigkeit der Verstärkung der dortigen 6 katholischen Universitäten gegenüber den 16 protestantischen, insbesondere der Erhebung der ihrem katholischen Prinzip entrückten Universität Freiburg zu einer großen rein katholischen Universität deutscher Nation«, Freiburg 1846. Im Angesicht der die katholische Kirche bedrohenden Gefahren gründete Buß jetzt in und außer seiner Heimath hunderte katholischer Vereine zur bereiten Abwehr gegen drohende Unbill. Die Zeit sollte nur zu bald kommen, wo man sie brauchen konnte. Der badische Landtag von 1847/48 zeigte schon das Wetterleuchten. Die Februarrevolution Frankreichs von 1848 zündete nach Deutschland. Die Sturmfluth brach auch in die badische Kammer; da half kein Widerstand. Buß erkrankte. Er ging noch zum Vorparlament, aber er verließ es mit der klaren Aussicht auf Umsturz. Krank legte er sein Mandat nieder. Langsam erholte er sich und leitete die Massenpetitionen des badischen Volks an die Nationalversammlung, um die Freiheit der Kirche und der Schule, hielt dann, seinen Kopf aus einer Lebensgefahr in die andere tragend, Volksversammlungen zur Klärung des Volks für Freiheit und Ordnung. Bei der zur Gründung eines großen katholischen Vereins im Herbst 1848 nach Mainz berufenen Volksversammlung von Katholiken aus allen Gauen Deutschlands und Oesterreichs ward er als Präsident ausgerufen und sah seinen Entwurf eines Statuts angenommen. Im November ging er zur bischöflichen Versammlung nach Würzburg, um seinen Antrag behufs Gründung einer freien katholischen Universität deutscher Nation zur Annahme zu bringen — ohne Erfolg. Bald darauf wurde er von dem westfälischen Wahlkreis Ahaus und zu gleicher Zeit von dem baierischen Hag in die deutsche Nationalversammlung gewählt, er trat für »Großdeutschland« ein und ward Mitgründer der österreichischen Fraktion. Um Weihnachten ging er mit Billigung des Reichsverwesers Erzherzog Johann auf einen Monat nach Olmütz an das kaiserliche Hoflager zur Orientirung über die Absichten der kaiserlichen Regierung in Betreff der künftigen Gestaltung Deutschlands. Er stimmte gegen das preußische Kaiserthum und wirkte mittelbar für die Nichtannahme der Krone. Nach dem Ausbruch der Revolution in Baden erbat er sich vergebens badische Oberoffiziere als militärische Führer für eine Contrerevolution auf dem ihm anhänglichen Schwarzwald. Der Aufforderung des preußischen Ministeriums, vom Reichstag auszuscheiden, antwortete er mit einem Protest: dagegen stellte er den Antrag an das Reichsministerium, neue Reichstagswahlen auszuschreiben.

Er schied als Letzter aus der Paulskirche, harrte aber noch bei dem Reichsverweser aus. Freigeworden ging er nach Belgien, zumal Löwen, um die Einrichtungen der dortigen katholischen Universität kennen zu lernen. Heimgekehrt hielt er Volksversammlungen über den Schwarzwald hin, um das Volk von der Theilnahme an einem drohenden neuen Freischaarenzug abzumahnen, was ihm gelang. Im Jahr 1850 schrieb er in 2 Bänden: »Die Gemeinsamkeit der Rechte und Interessen des Katholizismus in Frankreich und Deutschland«, Schaffhausen 1850. — Gegen Preußen schrieb er, die Bajonette unter seinen Fenstern, die Schrift: »Der hohe und der niedere Radikalismus«, Schaffhausen 1850, und gegen die in Stuttgart erschienene Schrift: »Die deutsche Einheit und der Preußenhaß« von Gustav Pfizer auf die Einladung eines süddeutschen Königs die Antwort: »Die deutsche Einheit und die Preußenliebe«, Stuttgart 1851. Im gleichen Jahre die Schrift: »Der Orden des guten Hirten«, Schaffhausen 1851. Von seinem früheren westfälischen Wahlkreis in das Erfurter Unionsparlament gesandt, ward er dort Führer der großdeutschen Partei. Dort schrieb er: »Zur katholischen Politik der Gegenwart«, Paderborn 1850. Im Jahre 1851 suchte er den Strom der deutschen Auswanderung von Nordamerika nach Ungarn zu lenken und schrieb eine Reihe von Briefen an den General von Radowitz über die deutsche Reichsverfassung in der Augsburger Postzeitung, die auch besonders abgedruckt wurden. Die Generalversammlungen der katholischen Vereine besuchte er nicht mehr, weil er in ihnen mit Recht keine nachhaltige fruchtbare Entwicklung erkannte. Dagegen wirkte er um so kräftiger in der Literatur. Hatten doch die durch die Revolution erschreckten Regierungen der Kirche und Schule mehr Luft und Licht gegönnt. Aber es geschah von den Katholiken nicht das Nöthige, geschweige das Nützliche. — Und doch war jetzt die Zeit der Reformen. Buß hatte in dieser Richtung zwei Zeitschriften herausgegeben: »Capistran, Zeitschrift für die Rechte und Interessen des katholischen Deutschlands«, Schaffhausen von 1847 an — 3 Bände; und »Die praktische Zeitschrift für die Freiheit und Entwicklung der katholischen Kirche in der oberrheinischen Kirchenprovinz«, Schaffhausen 1847. Gegen den Kirchensturm aus Anlaß der Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in Irland schrieb er »Ein Gutachten an Lord John Russell«, Schaffhausen 1851. Schon damals, die später eingebrochene Gefahr für die Kirche vorauserkennend und warnend, schrieb er: »Die urkundliche Geschichte des National-Territorialkirchenthums in der katholischen Kirche Deutschlands«, Schaffhausen 1851; »Die Aufgabe des katholischen Theils deutscher Nation, oder der katholische Verein Deutschlands«, Ravensburg 1851; »Reformen im Dienst der katholischen Geistlichkeit Deutschlands«, Schaffhausen 1852; »Die nothwendige Reform des Unterrichts und der Erziehung der katholischen Weltgeistlichkeit Deutschlands«, Schaffhausen 1852; »Die Reformen der katholischen Gelehrtenbildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten; ihr Hauptmittel, die Gründung einer freien katholischen Universität deutscher Nation«, Schaffhausen 1852. An der Schwelle des badischen Kirchenstreites erschien von ihm die die Lage klärende Schrift: »Die Wiederherstellung des canonischen Rechts in der oberrheinischen Kirchenprovinz«, Stuttgart 1853. Den Erzbischof Hermann vertheidigte er in einer Reihe von Volksschriften. Er sammelte und übersetzte die Adressen aus allen Theilen der Christenheit an den Erzbischof Hermann in 4 Heften. Demselben widmete er auch das Buch: »Der hl. Thomas, Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England und sein Kampf um die Freiheit der Kirche«, Mainz 1853. In demselben Jahre erschien seine große Schrift: »Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck, ihre Satzungen, Geschichte, Aufgabe und Stellung in der Gegenwart«, Mainz 1853, 2 Bände. — Verstimmt durch

Erfolglosigkeit schied Buß nunmehr für einige Zeit vom schriftstellerischen Feld. Er widmete sich wie bisher seinem Lehrberuf und praktischen kirchen- und staatsrechtlichen Arbeiten: so war die schwierige Ausscheidung der Verleihung der 800 Pfarreien der Erzdiöcese Freiburg zwischen dem Großherzog und dem Erzbischof ausschließlich sein Werk. Auch unterhandelte er als Kommissär des Erzbischofs mit der fürstlichen Regierung von Hohenzollern über die Patronate. Das badische Concordat gefiel ihm nicht, weil es die Freiheit der Kirche nicht zur Grundlage hatte. Doch beklagte er dessen gewaltsamen Sturz. Der Landtag sollte das Concordat zum Fall bringen. Buß ward zum dritten Mal in die Ständeversammlung gewählt. Um sich im Volke den nöthigen Halt zu geben, hatte er sofort eine Riesendeputation aus dem Volke an den Großherzog aus allen Pfarreien geplant. Diese Abordnung von mehr als 1000 Mann sollte sich in Baden-Baden versammeln, in einem Sonderzug nach Karlsruhe fahren und vor den Fürsten treten. Vom Ministerium war die Erlaubniß eingetroffen. Da sank in Freiburg der Muth zu diesem Kirchenstreich. Die Wahl von Buß ward in der Zweiten Kammer für nichtig erklärt, wie er meinte, mit so großem Unrecht, daß er trotz der Kassation doch seinen Sitz in dem hohen Haus einnehmen und sich nur durch Gensdarmen hinausführen lassen wollte. Bei der Neuwahl ließen die Katholiken Buß wieder im Stich. In dem italienisch-französischen Krieg gegen Oesterreich im Jahr 1859 hatte Buß die nationale Gesinnung anzuregen gesucht, und als Obmann des in Baden gegründeten patriotischen Hilfsvereins für die verwundeten Krieger des kaiserlichen Heeres 13,000 fl. Geld, 600 Ctr. Leinenzeug gesammelt. Der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm 1860 den Orden der eisernen Krone. Im gleichen Jahre rief er von Wien aus den Riesenprotest der katholischen Laien deutscher Zunge gegen die durch die Revolution verschuldete Beraubung des Kirchenstaates hervor. Pius IX. ernannte ihn 1862 zum Comthur des Ordens des hl. Gregor des Großen. 1863 erhob Kaiser Franz Josef den Hofrath Buß »in Würdigung seiner vorzüglichen Verdienste in den erblichen Ritterstand des Kaiserreichs«. In dem Adelsbrief sagt der Kaiser: »Die Ergebenheit und Anhänglichkeit an Uns und Unser durchlauchtigstes Erzhaus mit der Treue gegen den eigenen Landesfürsten gewissenhaft verbindend, hat Hofrath Buß selbst in schweren Zeiten nie gezaudert, Oesterreichs Fahne hoch zu halten, und stets in Schrift und Rede für die Einigung Oesterreichs und Deutschlands gewirkt.« Freudig hatte Buß das österreichische Concordat begrüßt, es in der in- und ausländischen Presse vertheidigt. Er schrieb noch besonders: „La situation religieuse actuelle en Autriche", Straßburg 1862; „L'édit de religion du Reichsrath", Straßburg 1862; »Oesterreichs Umbau im Verhältniß des Reichs zur Kirche«, Wien 1862. Ein Jahr vorher hatte er dem glaubenstreuen Tyrol seine Hand gereicht in der Schrift: »Für die Glaubenseinheit Tyrols«, Innsbruck 1861, und ein Jahr später: »Rechtfertigung des Anspruchs Tyrols auf seine Glaubenseinheit«, Innsbruck 1862 geschrieben. Seine Caritas erwies er durch namhafte Sammlungen für zwei abgebrannte Dörfer in Tyrol, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannten, und ebenso für seine durch schweres Brandunglück heimgesuchte Wählerstadt Ahaus in Westfalen. Im Jahr 1863 erstrebte Buß die allgemeine Kirchenfeier des dritten Jubiläums des Trienter Concils in der Schrift: „Troisième anniversaire seculaire du Concile de Trente", Straßburg 1863. Zur Förderung der Errichtung einer katholischen Universität schrieb er: „Sur les institutions académiques en France", Arras 1860. Im Jahre 1864 regte er große Sammlungen für das österreichisch-preußische Heer in Schleswig-Holstein an. Nach dem Wiener Frieden von 1864 rieth er in Wien, die beiden Elbherzogthümer als deutsches Bundesland unter die Bundesverwaltung zu

stellen. Zur Reform der deutschen Bundesverfassung wirkte er für die Berufung einer Fürstenversammlung und entwarf eine freiere Bundesverfassung mit einem Parlament. Als im Jahre 1866 das Vorspiel zu dem Kampf um die Hegemonie in Deutschland zwischen Preußen und Oesterreich begann, ergriff Buß abermals seine Feder gegen Preußen. Zwei Schriften gegen dasselbe waren bereits gedruckt, als die Entscheidung auf Preußens Seite sich neigte. Da brach die Kraft des Mannes, der alles Heil Deutschlands in der Führung Oesterreichs sah, und Buß verfiel in eine langandauernde Schwermuth. Als er aus dieser erwachte, erkannte er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, sein Vaterland nicht mehr. Er sah sein geliebtes Oesterreich aus Deutschland hinausgeworfen und an dessen Spitze das von ihm so oft bekämpfte Preußen. Die Waffenthaten des Jahres 1870 versöhnten ihn etwas. Als er im Herbst 1873 zum vierten Mal in den badischen Landtag trat, sprach er unverholen seine Freude darüber aus, daß ein Ideal, welches von Jugend auf ihn beseelt, erfüllt sei in der Einheit seines Vaterlandes. Im Jahre 1874 übernahm Buß auch noch ein Reichstags-Mandat für den 14. badischen Wahlkreis. Als aber 1877 sein jüngster Sohn ihm durch den Tod entrissen wurde, brach seine Körperkraft und den inständigen Bitten seiner Familie nachgebend, zog er sich vom politischen Leben zurück und widmete sich nur noch seiner Professur. Doch schon am 31. Januar 1878 machte ein Schlaganfall seinem thätigen Leben ein Ende. — Buß war ein Mann von außergewöhnlicher Begabung, aber er zersplitterte sein hohes Talent allzusehr durch das Studium der verschiedensten Zweige der Wissenschaft. Hätte er dasselbe ausschließlich der Jurisprudenz zugewandt, so könnten wir heute Buß vielleicht zu den bedeutendsten Rechtslehrern unseres Volkes zählen. Seiner großen geistigen Anlage entsprach ein eben so großer Fleiß. Buß war in seinem ganzen Leben unermüdlich thätig und arbeitete Tag und Nacht an den verschiedensten wissenschaftlichen oder kirchlich-politischen Aufgaben. In den Jahren 1846—50 war der Name Buß einer der meistgenannten und populärsten in ganz Deutschland. Buß war erfüllt von Idealen, von denen er wenige in seinem Leben erfüllt sah, für welche er aber in seinem Greisenalter noch eben so begeistert war, wie als Jüngling. Er war eine durchaus heitere, mit reichem Humor begabte Natur, und wir kennen wenige Männer, welche eben so lebhafte und angenehme Gesellschafter sind, wie Buß es war. Wer immer ihn näher kannte, ob ein politischer Freund oder Gegner, der mußte Buß lieb gewinnen. Buß war ferner ein durch und durch nobler Charakter, freigebig und wohlthätig. An seiner Familie hing er mit vollstem Herzen und kein Opfer für dieselbe war ihm zu groß. Er hatte sich 1835 mit Magdalena Geßler von Horb in Württemberg vermählt, aus welch' glücklicher Ehe acht Kinder hervorgingen. In seiner äußern Erscheinung war Buß eine hohe, aufrechte Gestalt mit lebhaftem, scharfem Blick; ein Mann, dem man auch äußerlich ansah, daß er Muth und Begeisterung besitze. Wenn wir schließlich auf das reiche Leben des Mannes zurückblicken und auf all das, was er in demselben gearbeitet und gekämpft, und wenn wir, fern von jedem Parteistandpunkt, hinschauen auf Buß als Gelehrten und Politiker, als Mensch und Familienvater, so dürfen wir kühn sagen: Er gehörte zu den bedeutendsten und besten Söhnen unserer badischen Heimath.

Hansjakob.

Ferdinand Caspari

war am 18. Oktober 1819 in Riga geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er in Dorpat zwei Jahre Medizin, wandte sich dann aber wegen einer Lähmung des rechten Armes, die ihm für die ärztliche Praxis hinderlich gewesen wäre, der Philologie zu. Nach dreijährigem

Studium in Heidelberg trat er im Oktober 1845 als Schulamts-Praktikant in den badischen Staatsdienst. Fünfundzwanzig Jahre wirkte er, erst als Praktikant, seit dem 26. Februar 1849 als Professor am Gymnasium in Wertheim. Es war die schönste Zeit seines Lebens, zu welcher er in Gedanken immer wieder gern zurückkehrte. Hier fand er auch in der Tochter des Prof. Hofrath Neuber die treue Lebensgefährtin, die nach sechsundzwanzig Jahren ungetrübten ehelichen Glückes mit drei Söhnen und drei Töchtern an seinem Grabe trauerte. — Im Herbst 1870 wurde der bewährte Lehrer zum Direktor des Gymnasiums in Mannheim ernannt. Der neue Beruf war eben so ehrenvoll als schwierig. Fortwährender Wechsel im Lehrerpersonal, die Jahr für Jahr steigende Frequenz der Anstalt — Lehrer- und Schülerzahl hat sich von 1870 bis 1878 verdoppelt —, die dadurch nothwendig gewordenen Umbauten des Schulhauses, viele Krankheits- und Todesfälle unter den Lehrern, namentlich am Anfang und Ende seines Direktoriats, alles das lastete zumeist auf seinen Schultern, und es gehörte die Energie seiner kräftigen Persönlichkeit dazu, unter so manchem Druck die Spannkraft des Geistes ungeschwächt zu bewahren. Pflegte er doch von allen Arbeiten immer die schwierigsten auf sich zu nehmen, stellte an sich Forderungen wie an keinen der Lehrer und lebte seinem Beruf als Direktor und Lehrer mit einer wahrhaft ergreifenden Verläugnung alles Selbstgenusses; ihm allein pflegten selbst die Ferien keine dauernde Erholung zu bringen. Daß es einem so hingebenden Streben an Erfolg nicht fehlte, läßt sich erwarten; mehr als die äußeren Zeichen der Anerkennung mußten ihn die Früchte seiner Arbeit in der Schule selbst erfreuen, die sich, seit er sie leitete, von Jahr zu Jahr in ihren Leistungen wie in der Anerkennung der Bürgerschaft gehoben hat. Was er außerdem als Mitglied des Verwaltungsraths der Töchterschule, des Großh. Instituts, als Förderer so mancher gemeinnützigen Bestrebungen geleistet hat, dessen werden sich die einzelnen Kreise mit Dank und Anerkennung erinnern. Seine Lebenszeit aber ist darüber in Mühe und Arbeit verflossen und nun ward er plötzlich mitten aus der Bahn, mitten aus dem Leben abgerufen! Noch am Morgen des 7. Dezember 1878 war er allen Pflichten seines Berufes nachgekommen; Nachmittags machte er nach seiner Gewohnheit einen kleinen Spaziergang, als er plötzlich am Uebergang von der Stephanienpromenade zum Neckarauerwald, vom Schlage gerührt, zusammenbrach. Aerztliche Hilfe war rasch vorhanden, aber der Tod war augenblicklich erfolgt. Als die Abendglocken den Sonntag einläuteten, brachte man die Leiche in's Schulgebäude. Am 9. Dezember wurden unter großer Betheiligung von Jung und Alt, Hoch und Gering die sterblichen Ueberreste der Erde übergeben; die allgemeine Theilnahme sprach sich in dem trotz des Winterschnee's ungemein großen Leichengefolge aus. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 294.)

Ludwig Des Coudres,

dem neben J. W. Schirmer das Verdienst gebührt, die Karlsruher Kunstschule gegründet und in ihrem Gedeihen gefördert zu haben, wurde am 10. Mai 1820 zu Kassel als Sohn eines Fabrikanten geboren. Aus Anregungen des elterlichen Hauses, der Kunstschätze und Umgebungen seiner Vaterstadt, sowie im Umgange mit dem ihm verwandten Akademiedirektor Hummel entwickelte sich bei ihm frühzeitig eine entschiedene Neigung zur Kunst, freilich nicht im Einverständniß mit der Mutter, die nach des Vaters frühzeitigem Tode den Sohn gern der juristischen Laufbahn zugewandt hätte. Erst nach dem Uebergange eines einjährigen Studiums der Architektur an der Polytechnischen Schule, wo er unter Krauskopf's, eines tüchtigen Schülers von David, Leitung eifrig zeichnete, war es ihm vergönnt, sich dem ersehnten Berufe ganz zu widmen; mit 17 Jahren

trat er in die Akademie zu Kassel ein. Dem regen Eifer des talentvollen Schülers entsprachen schnelle Fortschritte und nach zwei Jahren bezog er die Akademie in München, um dort unter Schnorr im sogenannten Komponirsaal seine Studien fortzusetzen. Ganz eingenommen für die damals dort herrschende neue historische Schule, empfing auch er jetzt die bestimmende Richtung in seiner Kunst, und zwar vorwiegend durch die Fresken von Heinrich Heß in der Hofkirche, welche ihm von allen den neuen großen Schöpfungen dieser Schule den tiefsten Eindruck machten. Nach einem Jahre, nachdem er mit eisernem Fleiß die Mängel seiner Vorbildung überwunden, wandte er sich wieder der Heimath zu, um nach einem dreijährigen, zwischen Studien und frohem Lebensgenuß getheilten Aufenthalt daselbst 1843 eine Studienreise nach Italien anzutreten. Mit jugendlicher Begeisterung suchte er sich alle Schätze des herrlichen Landes zu eigen zu machen, da es aber den jungen deutschen Künstlern, wie noch heute, an einem Mittelpunkte der Lehre und Arbeit dort fehlte, wie ihn Frankreich in Rom in seiner berühmten Académie française seit länger als einem Jahrhundert besitzt, und Des Coudres' Studien bisher zu häufig unterbrochen, willkürlich gewechselt, überhaupt zu wenig nachhaltig gewesen waren, so brachte er gerade von dieser Reise eine innere Unzufriedenheit und schwere Zweifel an sich selber mit zurück. Darin theilte er das Loos mancher seiner Berufsgenossen in jener Zeit, da der Kultus der Idee und eines sogenannten Stils alle Kunstübung beherrschte und die Ausbildung zu einer einseitigen, somit mangelhaften machte, namentlich war das eigentliche Malen auf uns heute unbegreifliche Weise vernachlässigt. Da traf er in seinem 25. Jahre in Kassel mit einem Manne zusammen, der mit kräftiger Hand in sein Leben eingriff und es auch später als Freund und Vorgesetzter förderte und lenkte: J. W. Schirmer sah seine Arbeiten, erkannte, was ihm noth that, und rieth ihm, in Düsseldorf unter Sohn die Lücken seiner Ausbildung zu ergänzen. Diesem auch als Lehrer ausgezeichneten Künstler, den man einen der Väter der Düsseldorfer Schule nennen muß, verdankte Des Coudres bald jene Sicherheit, die ihn zu freudigem Schaffen ermuthigte. In Sohn's Lehre wurde er hauptsächlich auf das Porträt gewiesen und hier befestigte sich seine später oft ausgesprochene Ueberzeugung, daß ein guter künstlerischer Unterricht sich zunächst auf das Porträt, als die geeignetste, alle Anforderungen enthaltende Aufgabe richten müsse. Später genoß er W. Schadow's Unterricht, unter welchem sein erstes großes Bild: »Francesca von Rimini« entstand, welches 1850 der Kunstverein für Rheinland und Westfalen ankaufte. Nun durchlebte er alle jene Entwicklungen, welche das Künstlerleben in Düsseldorf später so anziehend machten und demselben durch die Gründung des Vereins »Malkasten« auf lange Zeit hinaus Richtung und Mittelpunkt gaben. Unter seinen damaligen Freunden schloß er sich besonders eng an die beiden Achenbach, Flamm und Gude an, dem er auch später bis zum Tode verbunden blieb. Inzwischen, 1855, war Schirmer von dem damaligen Prinz-Regenten von Baden nach Karlsruhe zur Gründung einer Kunstschule berufen worden und auf seinen Vorschlag erfolgte die Berufung Des Coudres' als Professor der Antiken- und Malklasse. Beide durchaus harmonisch gestimmte Männer arbeiteten rüstig an dem Aufbau der jungen Schöpfung und fanden in reichlicher Thätigkeit und sichtbarem Gedeihen der Anstalt eine volle Befriedigung. Beide waren Lehrer im eminenten Sinne. Ein sicheres Können, hingebendste Treue und eine nie ermüdende Geduld verbanden sich namentlich in Des Coudres' Wesen mit einem gewissen spekulativen, didaktischen Zuge, der ihn unschätzbar für diesen Beruf machte. In der Malklasse sowohl wie im Zeichnen nach der Antike, dieser wichtigen Fundamentalübung, welche er bei späteren Erweiterungen der Schule ausschließlich übernahm, führte er seine Schüler zu den schönsten Resultaten. In diesen Jahren entstanden

außer vielen Porträts und kleineren Genrebildern zwei große Gemälde, die »Grablegung« in der Großh. Galerie zu Karlsruhe, für welche er auf der zweiten großen historischen Ausstellung in Köln die goldene Medaille erhielt, und »Christus am Kreuze, betrauert von den Seinigen«, später von einem patriotischen Bürger Hamburgs in die dortige Nikolaikirche gestiftet. Außer seiner amtlichen und künstlerischen Thätigkeit wandte er seine Kräfte auch den allgemeinen künstlerischen Interessen zu, sowohl in Karlsruhe durch die Pflege des Kunstvereins, wie in der deutschen Kunstgenossenschaft durch rege Theilnahme an den schwierigen Vorverhandlungen über das Gesetz zum Schutze des künstlerischen Eigenthums. Seine Tüchtigkeit und Rührigkeit, verbunden mit einer bescheidenen, liebenswürdigen Persönlichkeit, gewannen ihm die allgemeinste Achtung. An dem gesellschaftlichen und geistigen Leben der Stadt nahm er den regsten Antheil, doch sein höchstes Glück fand er in der Gründung des eigenen Hauses, als er sich 1858 mit Fräulein Elise von Reck, Tochter des Obersten von Reck in Karlsruhe, vermählte und zwei blühende Kinder diesem Bunde entsprossen. Aber an dem Horizonte dieses Glückes stiegen dunkle Wolken auf, da 1864 ein Sturz auf dem Eise ein langes Siechthum herbeiführte, aus dem sich nach öfteren Unterbrechungen jenes schwere Leiden entwickelte, unter dem er lange schmachtete und endlich erlag. Mit bewundernswerther Energie kämpfte er dagegen an und immer wieder entrang er dem schwankenden Körper die Kraft, zu seinem Berufe, seinen Arbeiten zurückzukehren. Noch im Sommer 1877 malte er ein schönes Porträt seiner Tochter, das seine Meisterschaft in jugendlicher Frische zeigte. Aber immer kehrte das Leiden wieder und in immer drohenderer Gestalt, bis es sich zu einer gleichzeitigen Lähmung der Füße und der Sprachwerkzeuge steigerte. Standhaft und ergeben trug er die Folter dieser quälenden Zustände, durch die Sanftmuth seines Naturells und die Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugungen, bis ein sanfter Tod ihn am Morgen des 23. Dezember 1878 erlöste. Tüchtig, treu und selbstlos in seinem Berufe, besonnen in Rath und That, stand er immer fest und beharrlich für seine Ueberzeugung ein, wo es ihm geboten erschien, sie geltend zu machen. Allen, die das Glück hatten, ihm nahe zu sein und die Herzensgüte dieses edlen Menschen zu erfahren, seine Schüler und Freunde hingen an ihm mit großer Liebe und zollten ihm aufrichtige Verehrung. Sie bewahren in der Erinnerung an ihn das Bild eines echten Künstlers, eines Mannes von seltenem Adel der Gesinnung und des Wandels. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 13. Allgem. Zeitung 1879, Nr. 97.)

Franz Anselm Deuber

wurde zu Breitenreuth im Bambergischen den 21. April 1781 geboren. Nach Vollendung der Studien am Gymnasium und an der (damaligen) Universität Bamberg, wo er 1799 in der Philosophie und 1802 in der Theologie promovirte, war Deuber Lehrer und Präfekt in dem Freih. von Aufseß'schen Seminar 1799—1802, 1803 Privatdocent der Philosophie und 1804 Professor der Philologie und Geschichte am Lyceum in Bamberg. Als im Jahr 1818 in Folge des Eintritts K. v. Rotteck's in die Juristenfakultät die von ihm seit 1798 innegehabte Lehrkanzel der »allgemeinen Weltgeschichte« vacant geworden und durch öffentliches Ausschreiben zur Bewerbung eingeladen wurde, meldeten sich 18 Bewerber, darunter 3 Inländer: Mone, Kefer und Marx. Von Seite der Fakultät und dem engeren Consistorium kamen zum Vorschlag v. Hornthal, Deuber und Mone, Letzterer war damals Privatdocent in Heidelberg. Das Ministerium entschied für Deuber. Neben seinem Nominalfach las er über historische Specialia, drei Jahre lang (bis zur Berufung Zell's) hielt er auch philologische Vorlesungen und im Jahr 1831—32 solche über Kirchengeschichte

(Deuber war, obwohl Doktor der Theologie, nicht Geistlicher). Deuber galt als ein Mann von großer, vielseitiger Gelehrsamkeit; seine Lehrbegabung und sein Vortrag waren weniger empfehlend, es fehlte ihm an Ordnung und Präzision in der Auswahl und Behandlung des großen Materials. Er starb am 24. November 1850. Ueber seine sehr productive literarische Thätigkeit siehe Jäger, das literarische Freiburg, S. 29, 30. Die größeren Schriften sind: Philosophische Ansichten über die Weltgeschichte, 3. Aufl. Freiburg 1823. Handbuch der Mythologie der alten Völker, Bamberg 1810. Geschichte der Schifffahrt im Atlantischen Ocean; zum Beweis, daß Amerika schon lange vor Columbus entdeckt worden ꝛc. Bamberg 1814. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Nation, Bamberg 1818. Grundriß der Bamberger Handelsgeschichte, Bamberg 1818. Geschichte der Bauernkriege 1525 und 1627 u. s. w., Freiburg 1832. Als eine bedeutende philologische Leistung, als die beste Arbeit seiner Feder erklärte Deuber selbst die lateinische Uebersetzung der Pindarischen Oden, Freiburg 1819 und 1832. Von einigen olympischen Oden desselben Dichters fertigte er auch deutsche Uebertragungen. In den letzten Jahren beschäftigte ihn die Feststellung einer richtigen vorchristlichen Zeitrechnung auf Grund der parischen Marmorchronik.

König.

Friedrich Ehrenfeuchter,

ein geborener Badener, hat, wie dereinst sein Pfälzer Landsmann Melanchthon, auch später, nachdem er längst in die akademischen Lebenskreise und die kirchlichen Kämpfe seiner zweiten norddeutschen Heimath hineingezogen war, nicht blos eine gewisse süddeutsche Art, sondern auch eine treue Anhänglichkeit an sein Geburtsland bewahrt. Er war geboren am 15. Dezember 1814 zu Leopoldshafen bei Karlsruhe als Sohn eines badischen Volksschullehrers, späteren Musterlehrers zu Mannheim. Auf dem Lyceum seiner Vaterstadt erhielt er seine Schulbildung. Körperlich zart, aber geistig früh entwickelt, bezog er schon 1831, noch nicht 17 Jahre alt, die Universität Heidelberg zum Studium der Philologie und Geschichte, der Philosophie und Theologie. Creuzer und Bähr, Schlosser und Daub, Abegg, Schwarz, Paulus, Umbreit ꝛc. gehörten dort zu seinen Lehrern. Nachdem er seine Studien absolvirt und 1835 die theologische Dienstprüfung erstanden, war er zunächst mehrere Jahre als Religionslehrer in Mannheim, als Vikar in Weinheim, als Stadt- und Hofvikar in Karlsruhe angestellt. Seine beiden in dieser Zeit entstandenen literarischen Erstlingsarbeiten, seine 1840 erschienene »Theorie des Kultus« und seine 1844—45 aus Karlsruher Vorträgen erwachsene »Entwicklungsgeschichte der Menschheit« (Heidelberg 1845) dienten dazu, den Blick auch in weiteren Kreisen auf ihn zu lenken, und so erging 1845 an ihn ein Ruf an die Universität Göttingen als Professor der Theologie und Universitätsprediger. Von Collegen und Studenten freundlich aufgenommen, fand er hier eine Stätte des vielseitigsten und anregendsten collegialen und geselligen Verkehrs, des fruchtbarsten akademischen, kirchlichen und literarischen Wirkens und blieb daher, trotz glänzender auswärtigen Berufungen, der Georgia Augusta unverrückt treu, rückte aber auch in immer weitere Berufsstellungen und zu immer höheren Ehren vor: 1847 wurde er Doctor theologiae, 1849 ord. Professor 1855 Konsistorialrath, 1856 Abt von Bursfelde, 1859 Oberkonsistorialrath, später Mitglied des hannoverischen Staatsraths für geistliche Angelegenheiten, Mitglied der Prüfungskommission, des Landeskonsistoriums u. s. w. Seine akademische Lehrthätigkeit war eine sehr vielseitige: sein Hauptfach war das der praktischen Theologie, außerdem aber las er auch Einleitung in das theologische Studium, Religionsphilosophie, Apologie, Leben Jesu, Geschichte der neueren Theologie, kirchliche Statistik u. a. Daneben war er

Mitdirektor des homiletischen und katechetischen Seminars, sowie Universitätsprediger; seine Kanzel- wie seine Kathedervorträge zeichneten sich gleichmäßig durch reichen und geistvollen Inhalt wie durch Gewandtheit und Eleganz der Darstellung und des Vortrags aus und wirkten eben so anziehend als anregend nicht blos auf die akademische Jugend, sondern auch auf weitere Kreise. Ungefähr denselben Gebieten, insbesondere dem der Kulturgeschichte und dem der praktischen Theologie gehören auch die schriftstellerischen Arbeiten Ehrenfeuchters an. Zur ersten Klasse gehören seine schon genannte, 1845 erschienene »Entwicklungsgeschichte der Menschheit, besonders in ethischer Beziehung, in Umrissen dargestellt«, ein zwar nur in großen Linien gezeichneter, aber auf umfassenden historischen und ethischen Studien ruhender Versuch einer christlichen Geschichtsphilosophie, sowie das letzte Werk seines Lebens: »Christenthum und moderne Weltanschauung« (Göttingen 1876), worin er sich die Aufgabe stellt, sowohl die Entstehung des Gegensatzes zwischen Christenthum und Kultur als die Versuche seines Ausgleichs in der neueren Theologie historisch darzustellen. In die zweite Kategorie, die der praktischen Theologie, gehört seine »Theorie des Kultus« (1840), mehrere Schriften zur Katechismus-Literatur (1857 und 1862), mehrere gedruckte Predigten und Predigtsammlungen (Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienst) und endlich die erste Abtheilung eines »Systems der praktischen Theologie« (1859), worin namentlich das die Missionstheorie behandelnde zweite Buch auf umfassenden Studien ruht und ein allgemeineres Kulturinteresse in Anspruch nimmt. Auch verschiedene kleinere Arbeiten zur historischen, praktischen, systematischen Theologie hat Ehrenfeuchter geliefert und theils in Zeitschriften, theils in Sammelwerken niedergelegt, so besonders in den von ihm gemeinschaftlich mit Domer, Liebner, Palmer u. A. begründeten »Jahrbüchern für deutsche Theologie« seit 1856. In seinen Schriften wie in seinem Leben und Lehren erschien Ehrenfeuchter als eine ungewöhnlich reich und harmonisch angelegte Natur von seiner allseitiger Empfänglichkeit für das Ideale und zugleich von inniger Hingebung an die Gedanken des Christenthums, in welchem er die Lösung aller Probleme, die Einheit aller Gegensätze des Wissens und Lebens fand. Daß Wissenschaft und Kirche, Glauben und Bildung, Humanität und Christenthum einander fremd oder gar feindlich gegenüberstehen sollten, war ihm schlechthin unverständlich. Insofern gehörte er nach seiner ganzen Geistes- und Gemüthsart, wie nach seiner theologisch-kirchlichen Berufsstellung und Richtung, zu den Hauptvertretern der sogenannten Vermittelungstheologie, zu den Männern des friedlichen, besonnenen Bauens, Entwickelns, Conservirens. Aber auch die Kämpfe und Angriffe sind ihm eben darum nicht erspart geblieben, denen allermeist die Männer der Mitte von Seiten der beiderseitigen Extreme ausgesetzt zu sein pflegen. So war Ehrenfeuchter mit betheiligt an dem Kampfe der Göttinger Theologenfakultät gegen die Angriffe einer neulutherisch-orthodoxen Partei in der hannoverischen Landeskirche (1853 ff.), und mehr noch war es der hannoverische Katechismusstreit (1861 ff.) und die daran sich anschließenden Kämpfe und Arbeiten zur Neugestaltung der hannoverischen Gemeinde- und Kirchenverfassung (1863 ff.), die in sein inneres wie äußeres Leben und seine Wirksamkeit auf's tiefste eingriffen. An der schließlichen Stillung jenes Streits, wie an dem Zustandekommen des kirchlichen Verfassungswerkes gebührt ihm neben seinem damaligen Göttinger Kollegen E. Hermann, dem nachmaligen Heidelberger Professor und Berliner Oberkirchenraths-Präsidenten, ein hauptsächlicher Antheil. Aber die geistigen Anstrengungen und gemüthlichen Aufregungen jener Kampfeszeit gaben auch den ersten nachweisbaren Anstoß zu dem langwierigen Nerven-, Augen- und Gehirnleiden, das zuerst die körperliche Kraft des ohnedies zarten Organismus lähmte, später zu völliger Zurückziehung von

allen Berufsgeschäften ihn nöthigte, und schließlich, nachdem er die immer schwereren Leiden mit stiller Geduld und christlicher Ergebung getragen, seinem an Arbeit und Trübsal, aber auch an Frieden und Segen reichen Leben ein frühes Ende gebracht hat. Er starb am 20. März 1878 zu Göttingen. (Allgem. Zeitung 1878, Nr. 187, Beil.)

Anselm Feuerbach.

Die ersten Tage des Jahres 1880 brachten der deutschen Kunst einen der herbsten Verluste, welcher sie überhaupt treffen konnte. Kaum sechs Monate nachdem man den Meister der deutschen Baukunst, Semper, in fremder Erde gebettet, entriß der Nation ein tückisches Geschick auf demselben Boden, der für die Deutschen von jeher eben so verführerisch als verderblich war, den größten unter den noch lebenden Historienmalern, Feuerbach, der am 4. Januar in Venedig einem Herzschlag erlegen. Doch blieb ihm wenigstens Sempers trauriges Geschick erspart, selbst noch im Tode verbannt zu bleiben; im Gegentheil, er ruht auf dem Kirchhof zu St. Johannes in Nürnberg, dem Wohnort seiner Mutter, neben einem Dürer, dem er ein würdigerer Nachfolger gewesen, als wir ihm in allen deutschen Landen dermal noch einen zu bieten hätten. Nachfolger vor Allem in der Hoheit des nur auf das Schöne und Edle gerichteten Sinnes, dann in der leider jetzt so seltenen Ueberzeugungstreue, die ihn trotz vieljähriger Noth und Verfolgung aller Art nicht einen Schritt von dem Weg abweichen ließ, den er einmal als den richtigen in der Kunst erkannt hatte. Wie viele wurden neben ihm ihrem besseren Selbst untreu, buhlten mit allen gemeinen Mitteln um den Beifall einer frivolen und rohen Menge, ja, suchten wohl gar nur Schätze zusammenzuraffen, einen schnell erworbenen Ruf nach Kräften auszubeuten, während er, ein glaubensstarker Märtyrer bis zum Ende, von seiner Höhe herab jedem gemeinen Treiben dieser Art den Rücken kehrte. Diese vornehme Unnahbarkeit seines Charakters spiegelt sich in seinen Werken wieder, gibt ihnen das, was sie von den meisten anderen unterscheidet. Hatte er doch fast allein noch in unserer Zeit den Muth, allem kleinen Reiz der Zufälligkeit völlig zu entsagen, für Alles, was er zu bieten hatte, nur den größten und einfachsten Ausdruck zu suchen. So ward er der letzte Meister großen Stils unter uns, die wir, wenn das so fortgeht, bald ganz vergessen haben werden, was Stil überhaupt ist. Es gibt Naturen, die zum Märtyrerthum prädestinirt sind, weil sie, nach dem Höchsten strebend, unfähig, irgend eine Concession zu machen, doch wiederum von der Natur nicht mit demjenigen überwältigenden Wesen, mit der stahlharten physischen und moralischen Kraft ausgestattet sind, die nöthig ist, um den Widerstand zu brechen, den die Welt allem Neuen und Idealen immer entgegensetzt. Solch ein Charakter war Feuerbach, der in diesem Kampf jetzt erlegen, weil seine Nerven zu fein für denselben organisirt waren; das stolze Herz, das stumm so viel getragen, brach, aber es befleckte sich nicht, es ist seinen Idealen treu geblieben bis zum letzten Schlag. Und doch schien gerade diese Persönlichkeit in seltenem Maße von der Natur dazu ausgestattet, den Beifall und die Bewunderung der Welt an sich zu fesseln, als der letzte Sprosse eines berühmten Geschlechts, hochgebildet, vortrefflich erzogen, schön und geistvoll wie wenige! Er war als Enkel des berühmten Kriminalisten J. A. Feuerbach, als Sohn des ausgezeichneten Philologen und Archäologen Anselm Feuerbach (vgl. Bad. Biograph. I, 245), zu Speier am 12. September 1829 geboren. Als neunjähriger Knabe in Folge der Berufung seines Vaters an die Universität Freiburg in die Metropole des Breisgaus übergesiedelt, darf er, der hier seine häusliche und wissenschaftliche Erziehung erhielt und auch später Heidelberg, wo seine Mutter eine Reihe von Jahren lebte, als Heimath betrachtete, als

badischer Landsmann angesprochen werden, dem wir berechtigt sind, in diesen Blättern ein Wort der Erinnerung zu widmen. Nachdem er seine Gymnasialstudien in Freiburg vollendet und unzweideutige Proben seines Künstlerberufes abgelegt hatte, begab er sich zu seiner Ausbildung mit einem Stipendium der badischen Regierung*) zuerst nach Düsseldorf zu Schadow, dann nach München, wo er besonders von Rahl und Genelli viele Anregung empfing, nach Antwerpen und endlich nach Paris, wo er in Couture's Atelier ernsten Studien oblag. Dort malte er, 22jährig, sein erstes größeres Bild: »Hafis in der Schenke«, welches schon weit mehr Einflüsse Paolo Veronese's und Paris Bordone's als Couture's aufweist. Noch mehr folgt er dem Vorbild P. Veronese's in dem »Tod des Pietro Aretino«, einem Bilde, das er noch in Paris begann, in Karlsruhe vollendete, wohin er nach dem Tode seines Vaters gegangen war. Von hier begab er sich nach Venedig, wo er für die Karlsruher Galerie eine vortreffliche Copie der »Assunta« des Tizian und eine in Tizianischem Geiste gedachte Figur der Poesie malte. Von Rom sandte er ein paar Jahre später ein Bild nach Hause, das seine eigene künstlerische Persönlichkeit vollständig so ausgebildet zeigt, wie sie dann lange Jahre hindurch geblieben ist. Es war jener im Auftrage des Großherzogs Friedrich von Baden gemalte, bei Ravenna mit edlen Frauen sich ergehende Dante, der jetzt eine Zierde der Karlsruher Galerie bildet, nachdem er eine Reihe von Jahren im großherzoglichen Schlosse nur Wenigen sichtbar gewesen war. Dieser Dante voll Adel und ruhiger Majestät, ein Meisterstück großartiger Charakteristik, zeigt in seiner eben so grandiosen Silhouette wie in der meisterhaften Behandlung des Helldunkels bereits jene eigenthümliche Vereinigung klassischen Formenreizes mit romantischer Stimmung, welche nun lange Zeit charakteristisch für Feuerbach blieb. Sie bezeichnet speciell fast alle die Bilder, die er für den Grafen Schack in München gemalt hat. Denn dieser wurde jetzt sein Mäcen. Die Werke, welche er ihm als die schönsten Zierden seiner berühmten Sammlung in den folgenden zehn Jahren schuf, gehören mit einer Ausnahme, der berühmten Pietà, alle dem Gebiete der Romantik an, und selbst diese ist vor Allem ein großartiges Stimmungsbild voll einer so erhabenen Trauer, daß ihm unsere Kunst kaum Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Ebenso dient es, wie die Mehrzahl seiner Bilder, der Verherrlichung der Frauen, so sein Ariost, Romeo und Julia, Francesca von Rimini mit ihrem Paolo, Petrarca und Laura u. a. m. Die bedeutendsten Schöpfungen dieser romantischen Richtung sind dann die düster großartige Medea voll unheimlich brütender Ruhe und jene vollendet klassische Iphigenie in Tauris, die sehnsüchtig über's Meer weg mit den Blicken die Heimath sucht, ein Bild von so hinreißendem Zauber in seiner Vereinigung echt hellenischer Schönheit mit tiefem Gemüth,

*) Es mag hier auf Grund aktenmäßiger Nachweisungen, wie sie Prof. Dr. Bruno Meyer in der „Zeitschrift für bildende Kunst" XV. Band S. 313 Anm. veröffentlicht hat, der „Legende" entgegengetreten werden, als sei ihm von unfähigen oder tendenziös feindselig gegen ihn gesinnten Behörden das Stipendium wieder entzogen worden. Das betreffende Statut bestimmt: „Länger als auf zwei Jahre wird in der Regel eine Unterstützung nicht bewilligt." Dies wird authentisch so interpretirt, daß die Stipendien nicht einmal auf zwei Jahre, sondern stets nur auf ein Jahr, und zwar nur zweimal verliehen werden. Davon ist nun bei Feuerbach eine Ausnahme gemacht worden, und zwar eine sehr große. Am 3. Mai 1845 wurden ihm für das Jahr 1845 200 Gulden zuertheilt, ebenso am 21. Januar 1847 für das Jahr 1847 400 Gulden. Damit wäre er statutengemäß endgiltig abgefunden gewesen. Aber am 16. August 1848 wurden ihm für das Jahr 1848 abermals 400 Gulden bewilligt und erst als er 1849 abermals — zum vierten Mal — unter den Bewerbern erscheint, findet sich als Motivirung des ablehnenden Bescheides die Bemerkung, daß es nicht mehr zulässig sei, ihn zu bedenken. Dessen ungeachtet erhielt Feuerbach unter dem 11. Juli 1850 für das Jahr 1850 — nun allerdings ausdrücklich „letztmals" — 300 Gulden.

daß es Goethe's Meisterwerk vollständig ebenbürtig erscheint. Dazu kommt nun noch jene Reihe von Idyllen, in denen er wiederum mit Goethe um den Preis stilvoller Anmuth ringt, wie die musizirenden Kinder, denen die Dryade lauscht, die im Frühling am Flussesrand musizirenden modernen Frauen, Lesbia mit dem Sperling, Hafis am Brunnen mit den Mädchen scherzend u. a. m. Denn seine Produktivität wurde nur durch den hohen Adel seiner Form und die seelenvolle Anmuth dieser Gebilde übertroffen. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß diese Werke, obwohl sie zu den schönsten Blüthen der deutschen Kunst gehören, nun auch gleich bei ihrem Auftreten mit der verdienten Auszeichnung behandelt worden wären. Im Gegentheil wurden sie in allen Kunststädten gleichmäßig angefeindet und ihr Meister von berühmten Kunstschriftstellern lange Jahre vornehm ignorirt; nur in München, wo man sie alle Tage sah, errangen sie sich am frühesten Anerkennung. Selbst dieser Beifall ward aber gerade seinem vollendetsten Meisterwerk, dem berühmten Gastmahl des Platon, bei seinem Erscheinen auf der internationalen Kunstausstellung von 1869 anfänglich versagt, ja es erregte zunächst blos ein allgemeines Befremden, das sich nur langsam in Bewunderung verwandelte. Und doch möchte es in unserer gesammten Kunst kaum ein zweites Werk geben, das ein solches Verständniß antiken Lebens zeigte, den Formenadel griechischer Plastik mit solchem Glück in die Malerei übersetzte, ihn mit gleich eigenthümlich reizvoller Lebensfülle, solch' feiner Charakteristik der historischen Gestalten verbände. Das fand man Alles aber, wie gesagt, erst nach Wochen heraus, blos weil der Maler das Morgengrauen und die dadurch entstehende fahle Färbung etwas zu buchstäblich genommen hatte. Nichtsdestoweniger war es weitaus das bedeutendste historische Bild der gesammten, so glänzenden Ausstellung, und es charakterisirt ganz den Werth unserer Juries, daß der Künstler keinerlei Auszeichnung für diese epochemachende Schöpfung erhielt, so wenig als später 1873 in Wien oder 1876 in München, wo man eine Studie prämiirte, die Iphigenie aber, wie die vortrefflich gemalte Wiederholung des Symposion, unbeachtet ließ. Noch im Jahr 1879 mußte er dieselbe Erfahrung machen. Ja, selbst die Aufnahme seiner Bilder konnte gewöhnlich nur unter Kämpfen der Freunde erzwungen werden, so sehr ist dem modernen Naturalismus alle Empfindung für echte Größe und Würde abhanden gekommen. Natürlich reizte das den ohnehin längst schon menschenscheu gewordenen Künstler immer mehr, so daß er sich völlig vom Umgang mit den Collegen, ja der Welt überhaupt, zurückzog, in Rom, wie später immer mehr, als Einsiedler lebte. Von jetzt an wandte er sich auch entschiedener dem Classizismus und Rafael zu, wie sein bald hernach erscheinendes Urtheil des Paris bewies, eine eben so geistreich gedachte als originell durchgeführte Composition voll der heiteren Anmuth der Renaissance. Hier sind nicht nur die drei Göttinnen überaus fein charakterisirt, sondern auch ihre nackten Körper mit einer Bravour gemalt, die bei uns seither kaum durch Makart erreicht, geschweige denn von Anderen überboten wurde. Nicht minder reizend ist die Landschaft, die Feuerbach überhaupt mit großem Geschicke behandelte. Im Jahre 1873 erwarb sich Eitelberger das Verdienst, die Berufung des Künstlers an die Wiener Akademie zu vermitteln. Er wirkte dort als Lehrer zwei Jahre, eben so geliebt von seinen Schülern, als wenig freundlich betrachtet von seinen Collegen. Denn mit solchen sich zu vertragen, war seiner reizbaren und stolzen Natur einmal nicht gegeben. Der Aufenthalt in Wien ward ihm aber auch bald dadurch vergällt, daß die Localpresse über sein erstes dort vollendetes Werk, die Amazonenschlacht, alsbald mit einer Fluth von Gemeinheiten herfiel. Und doch konnte nur ein großer Meister so etwas machen, das uns, wenn auch nicht immer sympathisch, doch überall hochbedeutend, ja gewaltig erscheint. Allerdings kann nicht verkannt

werden, daß der Künstler, der bis dahin seine Erfolge fast ausschließlich durch seine Verbindung der Darstellung ruhig schönen Seins mit tief gemüthvoller Stimmung gefunden, hier, wo er sich auf das dramatische Feld begab, das Geschehen zur Hauptsache machte, zwar durchaus großartig und bedeutend blieb, aber doch entschieden weniger glücklich war, als wenn er sich auf die Herausbildung einzelner Charaktere verlegt hätte. Es sollte sich das auch bald zeigen, als er, zur Verzierung des Antikensaals der neuen Akademie berufen, die Titanomachie als Hauptgegenstand wählte und daraus jenen Sieg des Geistes über die rohe Naturkraft machte, aus dem die Schönheit hervorgeht. Schon zwischen Entwurf und Ausführung entstand eine lange Pause, erst durch Streitigkeiten mit dem Architekten, dann als das perfide Wiener Klima ihm eine heftige Lungenentzündung zugezogen hatte. Zusammen mit der wenig angenehmen Gestaltung seiner Verhältnisse dort bewog ihn das, seine Entlassung zu geben und in Venedig Genesung zu suchen. Erholt hat er sich aber offenbar nie mehr ganz von der tückischen Krankheit, wie sich sowohl an einem großen für den Nürnberger Rathhaussaal gemalten, den Besuch Ludwigs des Baiern dort darstellenden Bild, als an der endlich in Angriff genommenen Ausführung seines Titanenkampfes zeigte, der durch die Verwendung des sich schon lange für den Künstler interessirenden Königs Ludwig II. für die Münchener Ausstellung von 1879 gewonnen ward. Eben so großartig als tiefsinnig, mit vollendeter geistiger Beherrschung des Gegenstandes gedacht, in den durch Rafael geschaffenen Stilformen höchst imponirend ausgeführt, voll herrlich erfundener Einzelheiten, zeigt das riesige Bild in manchen Theilen doch ein gewisses Ermatten des Künstlers. Die körperliche Kraft versagte ihm offenbar und hinderte ihn, demselben diejenige Vollendung der Form, den zugleich hohen stilvollen und doch ganz individuellen Reiz zu geben, wie er den Hauptvorzug seiner früheren Werke ausmacht, wo jede Gestalt voll echten Lebens und nicht blos ein Anderen nachempfundenes Schemen ist, wie das den Classizisten sonst so oft begegnet. Diese Vorzüge, vor Allem aber der süße Schönheitszauber, den er über sie zu breiten wußte, sind denn auch mächtig genug, um ihnen und dadurch seinem Namen eine glänzende Stelle in den Annalen der deutschen Kunst zu sichern und uns mit tiefer Trauer darüber zu erfüllen, daß dieser Lebensfaden so früh zerrissen ward, ehe die Nation Gelegenheit fand, dem großen Künstler zu beweisen, daß sie seinen Werth wohl zu schätzen wisse und ihre Pflichten ihm gegenüber zu erfüllen bereit sei. Der Abschied vom Leben scheint ihm leichter geworden zu sein als dieses selber. Nach kurzem Unwohlsein berührte ihn der Todesengel ganz unvermuthet und leise im Schlafe. Er soll im Tode wunderschön ausgesehen haben. (Nach dem Nekrologe von Fr. Pecht, Allgem. Zeitung 1880 Nr. 15 Beil. und Unsere Zeit 1880, I. Bd. S. 463 ff.)

Otto Flad

wurde den 18. Februar 1830 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater Philipp Flad (zuletzt Oberamtmann in Bretten) damals Garnisonsauditor war. Sorgsam erzogen, genoß der talentvolle Knabe den Unterricht an dem Karlsruher Lyceum; zum blühenden Jüngling herangereift, widmete sich Flad der Rechtswissenschaft, wobei er die Universitäten Heidelberg, Berlin und Freiburg besuchte und sodann mit günstigem Erfolg im Spätjahr 1853 die erste und im Spätjahr 1856 die zweite juristische Prüfung bestand. Am 12. April 1861 wurde er zum Sekretär bei dem evangelischen Oberkirchenrath ernannt; am 28. März 1863 wurde ihm die zweite Beamtenstelle bei dem Stadtamt Karlsruhe, am 26. Dezember 1865, unter Ernennung zum Oberamtmann, die Amtsvorstands-Stelle in Adelsheim, am 27. Oktober 1869 jene in Kork übertragen. Während er die letztere Stelle

bekleidete, berief ihn im Jahr 1870 das Vertrauen der deutschen Kriegsverwaltung nach Straßburg zur Versehung der Funktionen eines Generalsekretärs (Unterpräfekten) bei der Präfektur. Seine dortige ersprießliche Thätigkeit wurde von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser im Jahre 1871 durch Verleihung des Eisernen Kreuzes am weißen Bande anerkannt, nachdem ihm zuvor schon, am 28. Dezember 1870, der Großherzog das Ritterkreuz erster Klasse des Zähringer-Löwen-Ordens mit Schwertern am Ring verliehen hatte. Unterm 11. März 1871 als Amtsvorstand nach Konstanz versetzt, erhielt Flad daselbst am 23. Mai 1874 den Titel als Stadtdirektor; am 10. Oktober 1876 endlich wurde er in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg versetzt. Flad war ein Mann von reichem Wissen, von großem Fleiß und von äußerster Treue in seinem Berufe; was ihm aber in diesem und in seinem übrigen Wirken besonders zu statten kam und ihm allerorts die Herzen rasch gewann, war der hohe Takt und die ungemeine persönliche Liebenswürdigkeit, die ihn schmückten. Sie machte ihn denn auch seinen Freunden überaus theuer. Dank dem Vertrauen, welches er genoß, wurde er wiederholt in die evangelische Generalsynode und in die Kirchenvertretung der evangelischen Gemeinde zu Heidelberg berufen. Zu Anfang Februar 1878 wurde Flad von einer Krankheit befallen, die sich zum Typhus ausbildete und am Abend des 22. Februar seinem segensreichen Leben ein Ziel setzte. In ihm verloren seine Wittwe, die Tochter des Professors Neuber zu Wertheim, und seine Kinder den zärtlichsten Gatten und Vater, seine Geschwister und Verwandten ein treues Familienglied, seine Freunde einen hochwerthen Freund, die öffentlichen Interessen einen hervorragenden Förderer, der Staat einen ausgezeichneten Beamten. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 50.)

Eduard Franz Ludwig Föhlisch,

Sohn des Geh. Rathes und Gymnasiumsdirektors Johann Gottlob Erdmann Föhlisch (s. Bad. Biogr. I, 255), wurde in Wertheim am 12. August 1816 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in einer Privatschule genossen hatte, machte er als Gymnasiast alle Klassen der Gelehrtenschule in der alten Kapelle des hl. Kilian zu Wertheim durch, welche von dem Grafen Ludwig von Löwenstein 1604 den Wissenschaften zum Wohnsitze angewiesen worden war und bis zur Eröffnung des neuen Gymnasiumsgebäudes 1871 demselben Zwecke diente. Wie Jeder, der aus innerem Drange sich den Wissenschaften widmet, mit dem Bestreben eines Faust und mit der Erwartung, jetzt alle Räthsel, welche die menschliche Brust bewegen, gelöst zu sehen, die geweihte Stätte, wo zumeist die Wissenschaft gepflegt wird, betritt, so war es auch bei Föhlisch, als er 1834 die Universität Heidelberg bezog. Während 3 Semestern widmete er sich der Theologie, welche als die Wissenschaft von den göttlichen Dingen das Fundament abgeben sollte, auf dem er das Gebäude der eigenen Bildung aufbauen wollte. Außerdem hörte er die philologischen Vorlesungen Creuzers, Bährs und Kaisers, und gab sich, da in dieser Zeit die Hegel'sche Philosophie die Gemüther der studirenden Jugend gewaltig ergriff und durch die Lehre eines Strauß die Orthodoxie erschüttert, aber die studirende Jugend auch zu fleißigem Studium der Philosophie aufgefordert wurde, um zum Kampfe auf dem Gebiete des Geistes daher die Waffen zu holen, diesem Studium in hervorragender Weise hin. Mit dem gleichen Eifer studirte er Geschichte. Von Heidelberg wandte er sich nach Berlin, wo er neben den theologischen, philosophischen und geschichtlichen Studien unter Zumpts und Boeckh's Leitung Philologie studirte und im Herbst 1837 mit der Erkenntniß nach Hause zurückkehrte, daß das Feld seiner zukünftigen Wirksamkeit in der Schule, nicht auf der Kanzel zu suchen sei. Im Herbst 1838 machte er sein Staatsexamen und wurde sofort als Lehramtspraktikant an der Wertheimer

Anstalt verwendet; nach dreijähriger Wirksamkeit erfolgte seine definitive Anstellung. Die Zeit seiner ersten Wirksamkeit war eine für die Anstalt selbst sehr sorgenvolle und doch mit der Erfüllung der sehnlichsten Wünsche des Kollegiums nicht allein, sondern aller Einwohner Wertheims gekrönte. Denn durch das Fürwort des allverehrten und für die alte Anstalt sehr besorgten Fürsten Georg, welcher Ephorus der Schule war, wurde endlich erreicht, daß der Anstalt das alte Recht und der Titel Lyceum, den sie bescheiden abgelegt hatte, gesichert wurde, und überhaupt zeigte sich von da an die landesherrliche Fürsorge für die Anstalt des standesherrlichen Grenzlandes im hellsten Lichte. Das Jahr 1847 war für Föhlisch bedeutungsvoll durch seinen Eintritt in eine in jeder Beziehung glückliche und mit vortrefflichen Kindern gesegnete Ehe. Das folgende Jahr mit seinen Stürmen beunruhigte die Lehrer der Anstalt wenig, die auch bei den starken Bewegungen des politischen Lebens ihrem stillen Berufe mit Ausdauer sich hingaben. Die zwei folgenden Jahrzehnte von 1848 bis 1868 waren für Föhlisch, wie er wiederholt erklärte, die glücklichsten. Er lebte nur seinem Berufe und seiner Familie; mit wahrer Begeisterung arbeitete er an der Bildung der Jugend, sei es, daß er die Schriften der Alten erklärte, sei es, daß er — und dieses war für ihn das anziehendste — in Prima den Unterricht im Deutschen und in der Geschichte ertheilte, welche Klasse ja doch für die Schicksale, die Sprache und die Schriften des Vaterlandes am meisten Bedürfniß und Verständniß hat. Auch beschränkte er seine Wirksamkeit nicht auf das Gymnasium, sondern, damit auch die weibliche Jugend Wertheims nicht in der Bildung zurückbleibe, gründete er mit gleichgesinnten Kollegen eine Art höherer Töchterschule, der er sich zum Wohl seiner Mitbürger mit größtem Fleiße und Aufopferung annahm. Wenn Föhlisch auch mitunter äußerte, daß er in seinem Wirken nicht das Ziel erreiche, das er sich vorgesteckt habe, — und bei welchem gewissenhaften Lehrer ist dieses der Fall! — so war er doch sich voll Freude bewußt, daß in seinen Lehrstunden die beste Frucht der Geschichte bei der Jugend zur Reife gedieh, nämlich sittliche Begeisterung und Vaterlandsliebe. Und daß nicht jedes Samenkorn gedieh, das er aussäete, mochte ihn bisweilen mißmuthig machen, — doch hielt dieses nur kurze Zeit an. Das Horazische Nil admirari, das sein eigenstes Eigenthum geworden war und das, verbunden mit seinem Humor, ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte, hatte auch in der Schule seine Wirksamkeit. Denn daß nicht alle Wünsche dem Sterblichen erfüllt werden, war er sich wohl bewußt, und selbst Vielem, was das Leben den Menschen Angenehmes bietet, entsagen zu können, das hatte er in Folge seiner von jeher schwächlichen Gesundheit lernen müssen. Schon als Knabe war er vielfach an gastrischen Fiebern erkrankt und als er 1834 in der Augusthitze über die Odenwaldberge heimeilte, trug er den Keim zu einem Nervenfieber in sich, das ihm das Gefühl der vollen sich selbst vergessenden Gesundheit für immer raubte. Der dadurch herbeigeführte Zustand zwang ihn zu einem höchst regelmäßigen Leben, zu vielfachem Aufenthalt im Freien, zur Sammlung aller Kraft für den Beruf, aber es verdüsterte auch, wie er selbst oft klagte, seinen heiteren Sinn, machte ihn scheu, ängstlich, erregbar und hinderte ihn vielfach in seiner Wirksamkeit. Bei Beginn des Schuljahres 1868/69 fesselte ihn ein Nervenfieber Monate lang an das Krankenbett. Nur langsam erholte er sich wieder, aber die frühere Kraft kehrte nicht mehr zurück. In dieser Zeit standen dem Gymnasium in Bezug auf das Lehrpersonal große Veränderungen bevor; denn alte bewährte Lehrer, Männer, die sich um die Anstalt durch eifrige Pflege der Wissenschaften große Verdienste erworben hatten, traten in den Ruhestand, andere jüngere und bewährte Kräfte traten in bessere Stellungen und übernahmen die Direktionen von andern Gelehrtenschulen. Jetzt wurde Föhlisch in Folge seiner

bisherigen segensreichen Wirksamkeit trotz seiner mißlichen Gesundheitsverhältnisse die Direktion übertragen. Zwei Ereignisse noch besonders wichtiger Art fielen in diese Zeit, das eine wichtig für die ganze Nation, — der siegreiche Krieg von 1870/71, — das andere wichtig für die Stadt Wertheim, nämlich die Eröffnung des neuen Gymnasiumsgebäudes. Die Erfolge jenes Krieges und die damit eingetretene Einigung des deutschen Vaterlandes begeisterten Föhlisch so, daß er Jahn's bekannte Worte auf sich anwendete: »Deutschlands Einheit war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt.« Und wie hier das allgemeine Interesse des Vaterlandes ihn zur Begeisterung antrieb, so wurde in dem Neubau des Gymnasiumsgebäudes einer seiner heißesten Wünsche erfüllt, und unter glückverkündenden Auspizien fand unter seiner Leitung der Umzug in das neue stattliche Gebäude im August 1871 statt. Im Jahre 1872 wurde Föhlisch mit dem Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet. Leider war es dem vortrefflichen Gelehrten und Lehrer nicht lange mehr vergönnt, an der Spitze der Anstalt zu stehen, an welcher er durch lange segensreiche Wirksamkeit geglänzt hatte. Wiederholt wurde er von Fieberanfällen heimgesucht und ein solcher im Herbste des Jahres 1874 zwang ihn, seine Zuruhesetzung zu erbitten, die ihm auch in der ehrenvollsten Weise unter Anerkennung seiner Verdienste und unter Ernennung zum Geh. Hofrath im Herbst 1875 zu Theil wurde. Seit dieser Zeit lebte er, befreit von den aufregenden Sorgen der Direktion und ihrer Verantwortlichkeit, den steten Ursachen der Verschlimmerung seines Zustandes, in der größten Zurückgezogenheit aus dem öffentlichen Leben nur seinen Studien und seiner Gesundheit. Dadurch, sowie durch die sorgsamste Pflege von Seiten seiner Angehörigen und durch vielfachen Aufenthalt im Freien schien er sich auf erfreuliche Weise zu erholen und selbst der harte Winter des Jahres 1879/80, der so viele Opfer verlangte, verschonte ihn. Der kommende Frühling brachte Schlimmes; eine Erkältung, und in Folge davon ein heftiger Bronchialkatarrh machte seinem Leben am 31. März 1880 ein rasches Ende. Als Ergänzung seiner Charakteristik möge dieser kurz gehaltenen biographischen Skizze folgende Stelle aus dem Album des Gymnasiums hier beigefügt werden. Er schreibt: »Der Kreislauf meines Lebens ist damit zu seinem Anfange zurückgekehrt: aus einem öffentlichen Lehrer bin ich wieder Privatschüler geworden, der nur noch zu lernen hat. Aber meine besten Wünsche bleiben der Anstalt, dem Angelpunkte meines Lebens: Mögen meine verehrten Amtsgenossen jetzt und künftig sich in ihr so heimisch und wohl fühlen als ich einst, und mit besseren Kräften und Erfolgen die Jugend zu edeln Menschen und guten Bürgern heranziehen! Möge das Gymnasium noch lange dem Zuge der Zeit siegreich widerstehen, möglichst früh die Schüler in höheren Volks- oder Bürgerschulen, in mathematischen oder philologischen Vorbereitungsklassen nach Vermögens- oder Berufsunterschieden sich gegenüber zu stellen, wie sonst nach Bekenntnissen oder Vaterländern.« Föhlisch verbleibt das liebe- und ehrenvollste Andenken seiner Kollegen und Freunde! *

Karl von Freydorf

war der Sohn des Majors, späteren Präsidenten des Kriegsministeriums, Generallieutenants Karl Eugen Wilhelm von Freydorf (vgl. Bad. Biogr. I, 258) aus dessen erster Ehe mit Louise Dorothea, geb. Freiin von Menzingen. Er wurde am 5. August 1809 zu Menzingen geboren, während sein Vater als Führer der badischen Artillerie in der Schlacht bei Wagram schwer verwundet, in Wien lag. von Freydorf hatte sich, in dem Gedanken an seine junge Gattin, für welche er sein Leben erhalten wollte, das zerschmetterte Bein noch auf dem Schlachtfelde abnehmen lassen. Wie der Gattin mit Rücksicht auf

ihren Zustand die Gefahr verheimlicht werden mußte, in welcher der Gemahl schwebte, so wurde diesem, um den Fortgang der Heilung und sein Leben nicht zu gefährden, der kurze Zeit nach der Geburt des Sohnes erfolgte Tod der Gattin verschwiegen, den er erst auf der Heimfahrt, am Vorabende des gehofften Wiedersehens, in Durlach erfahren sollte. Karl von Freydorf, welcher seine Erziehung theils im großelterlichen, theils nach der Wiederverheirathung des Vaters im elterlichen Hause und im Lyceum zu Karlsruhe erhalten hatte, trat im Jahr 1824 in das Kadetteninstitut daselbst, diente 1824 und 1825 als Page und wurde im Jahr 1827 zum Lieutenant in dem damals in Bruchsal stehenden Dragonerregiment von Geusau Nr. 2 ernannt, in welchem er, von 1837 bis 1845 als Adjutant des Kommandeurs, Obersten von Gayling, und 1845 zum Rittmeister befördert, verblieb, bis er im Jahr 1847 zu dem in Mannheim stehenden Dragonerregiment von Freystedt Nr. 2 versetzt wurde. von Freydorf hatte von 1832 bis 1833 behufs weiterer militärischer Ausbildung ein halbes Jahr in Hannover zugebracht, wo er, mit guten Empfehlungen versehen, bei dem Vicekönig Herzog von Cambridge und dem Offiziercorps freundliche Aufnahme fand, sich unter Leitung der Stallmeister Quentin (Schulreiter) und Meyer (Campagnereiter) auf den Pferden des Königl. Marstalls in der Reitkunst vervollkommnete und die Vorlesungen des Direktors Dr. Hausmann über Pferdekunde und Veterinärwesen besuchte. Er hielt sich sodann im Jahre 1833 gleichfalls zu militärischen Studien einige Monate in Berlin auf. In seine Garnison zurückgekehrt, wurde von Freydorf im Herbst 1843 zur Anwohnung bei dem Manöver des X. Bundes-Armeecorps und zur Berichterstattung über Alles, was die Reiterei betraf, nach Lüneburg entsandt, und erweiterte seine Kenntnisse auf einer im Jahr 1845 unternommenen Reise nach Oesterreich, Italien und Frankreich. Bei Ausbruch der aufrührerischen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 wurde Rittmeister von Freydorf zunächst im März 1848 mit seiner Schwadron zur Unterdrückung dortiger Unruhen nach Schatthausen und Mauer befehligt. Er entledigte sich dieses Auftrags zur Zufriedenheit der requirirenden Behörden und der Einwohnerschaft so rasch, daß die Schwadron in wenigen Tagen nach Mannheim zurückkehren konnte. Im April desselben Jahres marschirte das Dragonerregiment von Freystedt Nr. 2 in das badische Oberland, wo es zu Niederhaltung drohender Unruhen und Bekämpfung etwaiger Einfälle von Freischaaren aus der Schweiz und Frankreich bis zum Oktober verblieb und wo Rittmeister von Freydorf mit seiner Schwadron rühmlichen Antheil an dem Gefechte bei Staufen vom 24. September 1848 nahm und die in die Schweiz zurückfliehenden Freischaaren bis zur Grenze zu verfolgen hatte. Eine beim Einmarsch in Staufen auf von Freydorf aus einem Hause abgefeuerte Kugel prallte, die Feldflasche zertrümmernd, an deren Lederüberzug ab. Im Februar 1849 wurde von Freydorf in das Dragonerregiment Großherzog versetzt, welches damals einen Theil der unter dem Befehl des württembergischen Generals von Miller oberhalb Freiburg i. B. stehenden Reichstruppen bildete. Als bei Ausbruch des Aufstandes in Baden vom Mai 1849 Theile dieser Truppen sich auflösten, auch bei Niederhaltung einer Meuterei von Infanteristen und Artilleristen der Kommandeur des Dragonerregiments Großherzog, Oberst von Rotberg, verwundet, der zweite Stabsoffizier aber erkrankt war, führten die Rittmeister von Glaubitz und von Freydorf, die Oberlieutenants von Menzingen und Würth, die Lieutenants von Menzingen und von Hornstein ihr Regiment in seine Garnison Karlsruhe zurück, wo dasselbe am 24. Mai vollzählig und in bester Ordnung einmarschirte. Rittmeister von Glaubitz hatte, um den Zusammenhalt des Regiments und das vorläufige Verbleiben der Offiziere zu ermöglichen, nach dem Wegfall jeder legitimen Autorität mit dem Civil- und

Militärkommissär des Oberrheinkreises, Advokaten Heunisch in Freiburg, in Gestalt schriftlich bewilligter Forderungen des Regiments eine Uebereinkunft abgeschlossen, wonach u. A. den Offizieren völlige Freiheit ihrer Person und ihrer weiteren Entschließungen nach Rückkehr des Regiments in die Garnison Karlsruhe vorbehalten war. Es waren schon während des Marsches dem Landesausschusse Ansprachen berichtet worden, worin die Offiziere ihre Mannschaften zum Festhalten an dem geleisteten Fahneneide aufgefordert hatten, in Karlsruhe war das Gerücht verbreitet, das Regiment beabsichtige den Umsturz der provisorischen Regierung. Die Aufregung an dem Sitze dieser Regierung steigerte sich, als die Offiziere einen ihnen vom Landesausschuß nach Malsch entgegengesandten, in Uniform gekleideten Fremden, angeblich Adjutanten des Kriegsministers, als »hergelaufenen Polen« behandelten, ihn zwar gegen drohende Mißhandlung schützten, aber den überbrachten Befehl, den Marsch nach Karlsruhe einzustellen und das Regiment nach Rastatt zu führen, mißachteten. Das Regiment hatte auf eine von Rittmeister von Glaubitz bei Scheibenhard (3/4 Stunde von Karlsruhe) gestellte Anfrage, ob die Offiziere bei'm bevorstehenden Einmarsch auf ihre Soldaten rechnen könnten, mit einstimmigem »Ja!« geantwortet, zog, während in der Stadt Generalmarsch geschlagen wurde, mit einem Hoch auf den Großherzog durch das Mühlburger Thor ein und stellte sich vor dem Rathhause auf, wo eben der Kommissär des Reichsministeriums, Hofgerichts-Direktor Christ, mit Verfügungen beschäftigt war, welche den als sehr bedrohlich angesehenen Einmarsch verhindern sollten. Ueber die Anordnungen, welche der Reichskommissär zur Verhütung eines »blutigen Zusammenstoßes mit den heranziehenden neuen Regierungstruppen« traf, und über die Unterhandlung mit Rittmeister von Glaubitz wolle Christs Bericht an das Reichsministerium vom Morgen des 25. Mai 1849 (bei v. Andlau, der Aufruhr und Umsturz in Baden Abth. III S. 227 ff.), über das Folgende eben diese Schrift, ferner Prof. L. Häußers Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution S. 381, 456 ff. und die Militärmeuterei in Baden, von einem badischen Offizier, 2. Aufl. S. 80–88, verglichen werden. Karlsruhe und das dortige Militär war damals ganz in der Gewalt der revolutionären Regierung, der letzte Widerstand einzelner Beamten und Offiziere, einzelner Theile der Truppen und Bürgerwehr, war gebrochen und es hatten sich noch keinerlei Anfänge einer Gegenströmung gebildet. Die Führer des Dragonerregiments Großherzog waren auf Unterhandlungen mit dem einzigen einigermaßen legitimirten Beamten, dem Kommissär der von Baden anerkannten Reichsregierung, angewiesen, und von diesem war nun die Unterbringung der Pferde in den Stallungen der Kaserne zu erlangen, während die Mannschaft statt in der Kaserne bei den Bewohnern zerstreut einquartiert und bewirthet wurden und so aus der Hand ihrer Offiziere kamen, welche theils im Gasthof zum Erbprinzen, theils in Privathäusern Wohnung nahmen. Am frühen Morgen des 25. Mai sahen sich diese durch Umstellung ihrer Wohnungen von ihren Soldaten abgeschnitten, von zahlreichen Freischaaren überfallen und verhaftet. Inzwischen war das Regiment ohne Offiziere auf dem Marktplatze versammelt, von einem Mitgliede des Ausschusses angeredet und auf die Reichsverfassung und den Landesausschuß beeidigt worden. Daß die Existenz der provisorischen Regierung mit der Reichs- und Landesverfassung unvereinbar und der verlangte Eid ein Unding war, hatten auch die zahlreichen hohen und niederen Beamten übersehen, welche denselben Schwur, mit Vorbehalt des Eides auf die Verfassung, leisteten. Die Offiziere, welchen, vor den Landesausschuß geführt, die Beeidigung des Regiments eröffnet und die Ablegung desselben Eides zugemuthet wurde, erklärten mit Berufung auf den dem Großherzog geleisteten Eid, daß ein Ehrenmann nur einen Eid schwören und halten könne, worauf sie nach

kurzer Berathung des Ausschusses wegen Versuchs des Umsturzes eben dieses Ausschusses, wegen Haltung reaktionärer Reden und Zuwiderhandlung gegen den Befehl des Kriegsministeriums für verhaftet erklärt und vermittelst eines schon seit zwei Stunden für diesen Akt der Justiz geheizten Lokomotivs in Begleitung von Freischaaren zur Aburtheilung durch ein improvisirtes Kriegsgericht nach Rastatt verbracht wurden. Nach damaliger Stimmung der Besatzung von Rastatt war anzunehmen, daß es zur Aufstellung eines abschreckenden Beispiels gar keines Kriegsgerichts bedurfte. Die verhafteten Offiziere hatten in der That nur ihrer würdigen und ernsten, doch nicht herausfordernden Haltung und der Bedeckung durch Bürgerwehr während des Transports in die für sie bestimmte Kasematte der Festung Rastatt zu verdanken, daß sie nicht schon auf diesem Wege von den sie mit geschwungenen Faschinenmessern und Säbeln begleitenden, mit dem Tode bedrohenden meuterischen und von Freischärlern aufgereizten Soldaten der Festungsgarnison niedergemacht wurden. »Schlagt sie todt! Latourisiren muß man die Verräther, die Windischgrätzler!« lautete das Stichwort. Auch in der Kasematte (Fort A, Bastion 11, Nr. 13), in welcher das Lager der Offiziere aus in der Feuchtigkeit faulendem Stroh bestand, so daß die Mehrzahl theils noch in der Gefangenschaft, theils in deren Folge erkrankte, waren dieselben täglich Gegenstand schwerster Bedrohungen durch außerhalb sich ansammelnde, zuweilen auch in das Haftlokal eindringende Freischärler und Soldaten. Der Reichskommissär erwirkte nur, daß nicht sofort ein Kriegsgericht aus der meuterischen Soldateska eingesetzt, sondern zuvor eine Art Untersuchung durch ein gemäßigteres rechtsgelehrtes Mitglied des Landesausschusses (Anwalt Barbo) eingeleitet wurde, konnte aber weder eine Freilassung, noch auch nur eine Verbringung der Offiziere an einen andern Ort durchsetzen. Die Eröffnung eines Erlasses des Reichsministeriums vom 28. Mai, welcher den Mißbrauch der Rechtsformen zur Uebertünchung eines Gewaltaktes rügte und die Mitglieder des Ausschusses mit ihren Köpfen für die Sicherheit und Freiheit der Offiziere der deutschen Centralgewalt gegenüber haftbar erklärte, hielt Christ laut Bericht vom 30. Mai nach Rücksprache mit seinen Kollegen Anwalt Zell und Giskra im eigenen Interesse der Verhafteten für bedenklich, und würde wohl auch in damaliger Lage keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben. Hofgerichts-Direktor Christ wurde sodann durch Erlaß des Reichsministeriums vom 31. Mai seines Kommissoriums enthoben. Der damals aus dem Staatsdienste zurückgetretene Anwalt R. von Freydorf in Mannheim wurde zwar als Bruder eines und Vetter dreier der Angeklagten nach einer erregten Scene mit G. von Struve, welcher zu Ende Mai dem Kriegswesen vorstand, zu Vertheidigung und einmaligem Besuche in den Kasematten (unter Aufsicht) zugelassen; aber der nicht schwierige Nachweis, daß die Verhafteten weder nach bestehendem badischem Rechte, noch nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen irgend ein Verbrechen, am wenigsten, so lange sie im Dienste des Großherzogs standen, eine Art Hochverrath und Insubordination gegen den Landesausschuß begangen hatten und haben konnten, daß schlimmsten Falls dieser Ausschuß nicht Beschädigter, Ankläger und Richter in einer Person sein könne, daß die Angeschuldigten, wenn es nur um eine Untersuchung zu thun sei, an jedem andern Orte eben so gut verwahrt werden könnten, als in Rastatt, wo sie ihres Lebens nicht sicher seien, und daß die öffentliche Meinung und ein künftiges Gericht den Landesausschuß schwerlich von der Mitschuld an einer täglich drohenden »Latourisirung« der Gefangenen freisprechen würde, ward zunächst mit ausreichenden Verfügungen (die Akten, ohne welche eine Entscheidung nicht getroffen werden könne, »seien in Verstoß« gerathen) beantwortet. Auch die Berufung auf die schriftlichen Zusagen des Civilkommissärs Heunisch fand kein Gehör, bis endlich die gemäßigteren Mitglieder der provi-

sorischen Regierung, der Untersuchungsrichter Anwalt Barbo und Advokat Brentano, die am 9. Juni vollzogene Verbringung der verhafteten Offiziere aus Rastatt (wo sie ohne Gefahr für ihr Leben nicht freigelassen werden konnten) nach Kislau, das auch als eine Art Festung galt, und am 14. Juni deren Freilassung durchsetzten. Die sieben Offiziere erfüllten auch die Vorbedingung dieser Freilassung, die Abgabe des Versprechens, weder gegen die Volkssache von Baden und Rheinpfalz, noch gegen die provisorischen Regierungen dieser Länder dienen zu wollen, erst nachdem eine militärische Autorität ersten Ranges, hierüber befragt, deren Zweifel gegen die Statthaftigkeit einer solchen Zusage mit Hinweisung auf die damalige Sachlage beseitigt hatte. Nach Unterdrückung des Aufstandes und bei Reorganisirung der Reiterei wurde von Freydorf sofort als Kommandant der ersten Schwadron dem Depot Nr. 3 zugetheilt, hatte im August 1849 in Jestetten die auf der Flucht in die Schweiz verschleppten 400 bis 500 Pferde badischer Offiziere, Truppentheile und wohlhabender Einwohner in Empfang zu nehmen, und marschirte am 17. Juli 1850 mit dem 3. Reiterregiment nach Kottbus, Provinz Brandenburg, von wo das Regiment am 1. Dezember 1850 in seine Garnison Mannheim zurückkehrte. Im Jahr 1854 hatte der Erzbischof von Freiburg durch ein an sämmtliche Dekanate gerichtetes Zirkular vom 5. Mai im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen das gesammte sogenannte katholische Kirchenvermögen, insbesondere auch das den einzelnen Kirchengemeinden gehörige, zur ausschließlichen Aufsicht über Verwaltung und Verwendung in Anspruch genommen. Während im ganzen Lande die Mitglieder der Stiftungsvorstände die Großh. Regierung in den zu Vereitelung solchen Uebergriffs getroffenen Maßregeln unterstützten, fanden in einigen Orten des Odenwaldes die von kirchlicher Seite ausgesprengten Gerüchte Glauben, als wolle sich die Großh. Regierung das katholische Orts-Stiftungsvermögen aneignen, und wurden Unruhen und Auflehnungen gegen die zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung und zu Rettung des Stiftungsvermögens getroffenen Maßregeln veranstaltet, welche eine Entsendung von Exekutionstruppen veranlaßten. Hiezu wurde neben einem Bataillon Infanterie unter Oberstlieutenant Weber auch die von Rittmeister von Freydorf befehligte Schwadron des 3. Dragonerregiments bestimmt, welche in kurzer Zeit in den Gemeinden Götzingen, Bretzingen, Königheim, Heckfeld, Werbach und Hochhausen die gesetzliche Ordnung herstellte. Ein im höchsten Auftrage ergangenes Schreiben des Kriegsministeriums vom 30. Juni drückte den Offizieren der Schwadron große Befriedigung über die Führung und Haltung der Mannschaft bei Lösung der ihr gestellten Aufgabe aus. Zur Kennzeichnung der Mittel, deren man sich damals bediente, um den klerikal gesinnten Theil der Bevölkerung in steter Aufregung zu erhalten, sei folgendes Erlebniß mitgetheilt. Bei'm ersten Erwachen in Götzingen hörte von Freydorf die Kinder des Ortes mit hölzernen Klappern lärmend und mit dem Rufe »in die Kirche!« das Dorf durchziehen. Es ergab sich, daß der Pfarrer für die ganze Dauer des kirchlichen Konfliktes das Läuten der Glocken eingestellt, den Schlüssel zum Thurme an sich genommen und jene neue Art des Rufes zur Kirche angeordnet hatte. von Freydorf ließ alsbald die Klappern einsammeln, den Thurmschlüssel abholen, jenen täglich dreimal wiederholten Höllenlärm durch das gewohnte Läuten der Glocken am Morgen, Mittag und Abend ersetzen; es kehrte Ruhe und Friede wieder ein und die Exekutionsmannschaft konnte nach 2 Tagen unter Entgegennahme des durch eine Deputation Namens der Gemeinde ausgedrückten Dankes und Versprechens künftigen Wohlverhaltens abmarschiren. von Freydorf rückte noch im Jahr 1854 zum Major, 1859 zum Oberstlieutenant vor, als welcher er 1860 zum Kommandanten des 2. Dragonerregiments Markgraf Maximilian ernannt wurde, in welchem er seit

1854 diente. Im Jahr 1862 zum Obersten befördert, dann am 20. Juni 1866 in den Ruhestand versetzt, wurde von Freydorf gleichzeitig zuerst provisorisch, dann mit dem Charakter als Generalmajor endgiltig zum Garnisonskommandanten der Residenzstadt Karlsruhe ernannt, welche Stelle er auch während des deutsch-französischen Krieges der Jahre 1870/71 mit aller der Umsicht und Thatkraft versah, welche die damaligen verschiedenen Aufgaben erforderten. Zahlreiche hinterlassene Aufsätze, Auszüge und Notizen über Strategie, Taktik, Festungsbau, Kriegsgeschichte, Bekleidung und Ausrüstung von Mann und Roß, Behandlung der Pferde, Thierarzneikunde, in der Garnison, auf Märschen und Reisen gesammelt, beweisen den Ernst, mit welchem Karl von Freydorf seine dienstlichen Aufgaben erfaßte. Daß er seine Kenntniß vom Pferde praktisch zu verwerthen verstand, belegen die auf Märschen gemachten Tagebuch-Einträge, wonach in der Regel keine oder sehr wenige Pferde seiner Schwadron erkrankt oder gedrückt waren. v. Freydorf hatte im Jahr 1856 das Ritterkreuz, 1865 das Kommandeurkreuz mit Eichenlaub des Zähringer Löwen-Ordens, 1871 den Stern zu letzterem erhalten. Im Jahr 1867 war ihm der Königlich Preußische Kronenorden II. Klasse, 1871 die Kriegsdenkmünze am Kombattantenbande verliehen worden. Nach der Militärkonvention im Jahr 1871 in den Verband der Preußischen Armee aufgenommen, starb Karl von Freydorf an einem Lungenschlag den 18. März 1878. R. von Freydorf.

Berthold Michael von Freydorf,

ein jüngerer Bruder des Vorigen, aus der zweiten Ehe des Generallieutenants, K. E. W. von Freydorf mit Clementine, geb. von Stöcklern-Grünholzegg, war am 17. Dezember 1820 zu Frankfurt a. M. geboren, wo der Vater die Staaten des achten Armeecorps (Württemberg, Baden und Großherzogthum Hessen) in der Bundes-Militärkommission vertrat (vgl. Bad. Biogr. I. Thl. S. 258). Im elterlichen Hause, im Lyceum und der Kriegs- und Artillerieschule zu Karlsruhe erzogen und militärisch ausgebildet, trat Berthold von Freydorf im April 1838 als Freiwilliger und Offiziersaspirant bei der Artilleriebrigade daselbst ein, wurde im Jahr 1840 zum Portepée-Fähnrich, dann zum Lieutenant, am 4. November 1844 zum Oberlieutenant befördert. Von Anfang an der reitenden Batterie zugetheilt, hatte er sich im Jahr 1844 auf den Reitbahnen in Hannover und Berlin, im Jahr 1845 in dem Equitationsinstitut zu Salzburg und der K. K. Hof-Reitbahn in Wien zu einem ausgezeichneten Reiter und Instruktor herangebildet. Im Jahr 1848 machte Berthold von Freydorf in der reitenden Batterie den von General von Gagern befehligten Zug gegen die Aufständischen unter Hecker und das Gefecht auf der Scheideck bei Kandern mit, in Folge dessen die Freischaaren zersprengt und in die Schweiz gedrängt wurden. Bei Ausbruch der Meuterei in Karlsruhe, am 13. Mai 1849, stand die von Hauptmann Großmann kommandirte reitende Batterie, welche bis zu Ende ihrer Pflicht und ihren Offizieren treu blieb, zum Einschreiten bereit, in dem nahen Gottesaue; sie wurde schließlich spät am Abend zu dem östlichen Ausgang des Fasanengartens kommandirt und begleitete die Nacht hindurch die Großherzogliche Familie nach Germersheim. Die reitende Batterie und eine inzwischen hinzugekommene Abtheilung der Fußbatterien mit 8 Geschützen, außerdem etwa 70 Dragoner unter Oberlieutenant Freiherrn von Geusau und 30 Infanteristen unter Oberlieutenant Stengel hatten nach einem Bivouak im unvollendeten rechtsrheinischen Brückenkopfe der Festung den von dem Generallieutenant, seit März 1848 Präsident des Kriegsministeriums, Hofmann geführten, in den Badischen Biographieen I. Thl. S. 385 und »die Militärmeuterei in Baden«, 2. Aufl. S. 39 ff. beschriebenen Zug über Ladenburg und Sinsheim bis zur württembergischen

Grenze bei Fürfeld und Bonfeld mitzumachen, wo sich schließlich die betheiligten Truppenkörper auflösen mußten. Die auf württembergisches Gebiet übergetretenen Offiziere wurden von nachgezogenen Freischaaren überfallen; schon waren unter wüstem Geschrei und wilden Rufen zur Niedermetzelung Sensen und Gewehre gegen die wenigen Offiziere erhoben und angeschlagen, als einer derselben mit dem Ausruf vortrat: »da habt ihr mich! nehmt mich!« Den folgenden Moment einer Zögerung in der Ausführung des Angriffs benützten Führer der gleichfalls herbeigekommenen Heilbronner Bürgerwehr, um beschwichtigend dazwischen zu treten und in der Form einer Verhaftung die badischen Offiziere nach Heilbronn zu geleiten. Berthold von Freydorf verfügte sich von da nach Frankfurt a. M. und stellte sich behufs Verwendung bei Niederwerfung des Aufstands zur Verfügung. Er wurde dem Generallieutenant Grafen von der Gröben beigegeben, welcher das von Frankfurt aus operirende Königl. Preußische Corps befehligte. Versuche, welche von Freydorf mit den andern Offizieren der reitenden Batterie bei'm Einrücken jenes Corps in Baden machte, die wider Willen in den Reihen der Aufständischen befindliche Batterie noch rechtzeitig heranzuziehen, scheiterten an den jenseits bei der Aufstellung getroffenen Anordnungen. von Freydorf war von nun an bei den Operationen und Treffen des von Gröben'schen Corps betheiligt, lag zuletzt vor Rastatt, bei dessen Uebergabe ihm, von dem vordersten Führer der Kapitulirenden geritten, sein eigenes bei'm Ausmarsch zurückgelassenes, seither vermißtes Pferd entgegenkam. von Freydorf erhielt außer der Gedächtnißmedaille für Niederwerfung des Aufstandes den Königl. Preußischen Rothen Adlerorden 4. Kl. mit Schwertern und blieb bis in die neuere Zeit in brieflichem Verkehr mit seinem damaligen kommandirenden General. Zunächst dem Depot der reitenden Artillerie zugetheilt, mit welcher er den Winter 1850—51 in Donaueschingen zubrachte und 1852 zum Hauptmann ernannt, wohnte v. Freydorf auf höchsten Befehl S. K. H. des Regenten und Großherzogs den vom 23. August bis Ende September 1852 in Magdeburg abgehaltenen Belagerungs- und Vertheidigungsübungen und den Manövern bei Potsdam an und wurde ferner im August und September 1855 zu einer Instruktionsreise nach Mainz, Koblenz, Köln, Arnheim, Amsterdam, Antwerpen, Haag, Rotterdam, London, Dover, Boulogne, Paris, Metz und Straßburg entsandt, wobei er hauptsächlich das Festungswesen und Alles auf die Artillerie Bezügliche in's Auge zu fassen hatte. Ebenso war von Freydorf von badischer Seite zu den im September 1860 abgehaltenen umfassenden Uebungen der Belagerung und Demolirung der Festung Jülich, im Juli 1861 zu den bei Berlin angestellten Schießversuchen mit gezogenen vierpfünder Gußstahl-Rohren abgeordnet. Ueber alle diese Sendungen und die dabei gemachten Wahrnehmungen wurden ausführliche Berichte erstattet. Im Jahr 1862 ersann von Freydorf die Konstruktion eines gezogenen Vorderladungsgeschützes mit künstlicher Zugführung, welches die Vortheile der Vorder- und Hinterlader vereinigen, namentlich den für letztere stets erforderlichen Verschluß sammt dessen Nachtheilen beseitigen sollte. Nach eingehender Prüfung wurden mit einer nach dem neuen Systeme hergestellten Kanone Schießversuche gemacht; da jedoch die Präzision der Hinterlader zunächst nicht zu erreichen war, die Proben nicht weiter verfolgt. Das Geschütz und das Ergebniß der damit angestellten Versuche ist von Berthold von Freydorf in B. Streffleurs österreichischer militärischer Zeitschrift IV. Jahrgang 1863, 2. Bd., S. 105—110 beschrieben. Ein in derselben Zeitschrift V. Jahrgang 1864, 3. Bd., S. 61 abgedruckter Aufsatz des österreichischen Artilleriehauptmanns Köchert zieht, vorbehaltlich einiger Verbesserungen, das von Freydorf konstruirte Geschütz dem Armstrong'schen vor. von Freydorf war 1853 bis 1855 Mitglied der Geschützrevisions-Kommission, dann 1862 der Prüfungskommission für Offiziere. Er war vom Dezember 1856

bis 1857 dem damals während Seiner Verlobung mit Prinzessin Cäcilie Gr. H. in Karlsruhe weilenden Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, im Juli 1865 S. K. H. dem Großherzog von Hessen als Begleitungsoffizier beigegeben, erhielt 1862 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens, 1857 den russischen Stanislaus-Orden II. Klasse, 1864 die badische Dienstauszeichnung II. Klasse, 1865 das Komthurkreuz des hessischen Verdienst-Ordens Philipp des Großmüthigen. Seit 1860 Major, wurde von Freydorf am 26. Mai 1865 zum Flügeladjutanten S. K. H. des Großherzogs ernannt, als welcher er die Ehre hatte, S. K. H. während des Winteraufenthalts in Vevey von 1865 auf 1866 und auf anderen Reisen zu begleiten. von Freydorf blieb auch in seiner neuen Eigenschaft Mitglied des Artilleriecomité's und in anderer Weise in den Angelegenheiten seiner Waffe thätig. Im Juni 1866 zum Oberstlieutenant befördert, ward von Freydorf während des deutschen Krieges wiederholt mit besonderen hohen Aufträgen in das Hauptquartier der badischen Felddivision gesandt, erhielt die Felddienst-Auszeichnung und das Eichenlaub zum Zähringer Löwen-Orden. Im Mai 1867 begleitete von Freydorf S. K. H. den Großherzog an das Königliche Hoflager zu Stuttgart, im März 1868 hatte derselbe im höchsten Auftrag der Beisetzung der Leiche des Königs Ludwig I. von Bayern in München anzuwohnen. In demselben Monat wurde von Freydorf zum Obersten und Kommandeur des Festungs-Artilleriebataillons befördert, als welcher er in Rastatt verblieb, bis er bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, am 18. Juli 1870, zum Kommandeur des Feld-Artillerieregiments ernannt wurde, dessen Führung ihm kurz zuvor übertragen war. Nach Beendigung der Mobilmachung überschritt am 2. August von Freydorf mit seinen 9 Batterien, von welchen 4 der Corpsartillerie, 4 der Divisionsartillerie, die reitende der Kavalleriebrigade zugetheilt waren, den Rhein bei Maxau; nach Bivouak in und um Pfortz (bair. Pfalz) ging es am 4. und 5. August weiter über die Lauter und durch Lauterburg nach Aschbach im Elsaß, von wo die badische Division am Morgen des sechsten $1^1/_2$ Stunden nach der gleichfalls zur III. Armee gehörigen und unter den Befehl des Generals von Werder gestellten württembergischen Division, und zwar mit der Richtung auf Hohweiler und Kühlendorf aufzubrechen hatte. Hier traf Mittags Befehl ein, in beschleunigtem Marsch gegen Wörth vorzuschreiten; Oberst von Freydorf, welcher vorausritt, um Position zu machen, konnte noch bei Gunstedt dem Ende der ersten großen Schlacht beiwohnen, aber als die Batterien eintrafen, war der Tag entschieden. Nach dem Bivouak bei Oberdorf ging am 7. August der Marsch der badischen Division südlich nach Hagenau, am 8. nach Brumath. Dem ersten Hurrah der Mannschaften bei'm Ueberschreiten des Rheines folgte hier ein zweites bei'm Anblick des Straßburger Münsters. Die zuerst nur beobachtende Stellung verwandelte sich nach einer vergeblichen Aufforderung zur Uebergabe der Festung am 10. August auf unmittelbaren Befehl aus dem großen Hauptquartier in eine Einschließung und förmliche Belagerung Straßburgs, womit die badische Division aus dem Verbande der III. Armee ausschied. Die Geschichte dieser Belagerung ist in dem Generalstabswerke über den deutsch-französischen Krieg I. Thl., 1. Bd., S. 244, 398 und Anl. 5, S. 72, I. Thl., 2. Bd., S. 1321—1367 und Anl. 52, S. 344, II. Thl., 1. Bd., S. 95—146, Anl. Nr. 68, 69, 70, S. 22—30, dargestellt. von Freydorf, welcher schon bei'm Ausrücken der badischen Division außer seinem Regimente die gesammte Feldartillerie zu befehligen hatte (Anl. 5, S. 72), war von Bildung des Belagerungscorps vor Straßburg bis zu dem am 27. August erfolgten Eintreffen des preußischen Generallieutenants von Decker in dessen Vertretung Kommandeur der gesammten Belagerungsartillerie und nach dieser Zeit Kommandeur der gesammten Feldartillerie (18 Batterien) vor Straßburg. Er war

in diesen Eigenschaften aus dem Stabe der Division in den Stab des Belagerungscorps übergetreten und war außer bei Anlage der Batterien an den andern Seiten der Festung auch insbesondere bei Errichtung der Batterien am rechten Rheinufer bei Kehl thätig, welche, ohne ihrerseits erheblichen Schaden zu leiden, die Citadelle von Grund aus zerstörten. Seine Funktion führte ihn häufig zu den Batterien im ganzen Cernirungskreis und er pflegte den Beschießungen bei einer oder der anderen derselben anzuwohnen. Ein seltenes Vorkommniß aus dieser Zeit verdient Erwähnung. Der preußische Ingenieurhauptmann Ledebour hatte in klug und kühn ausgeführten nächtlichen Rekognoszirungen gegenüber der Lunette 53 Minengänge entdeckt, welche er verlassen fand und entlud. Durch Eintreibung eines Schachtes gelangte man von den Parallelen in jenen Gang, von dem aus die Offiziere völlig gedeckt, aus nächster Nähe, wie aus einer Loge, die Wirkungen der Schüsse beobachten konnten, welche an einer kaum 50 Schritte entfernten Stelle der jenseits des Grabens sich erhebenden Eskarpemauer die entscheidende Bresche legten. Dem Hauptmann Ledebour, welcher in Folge im Lazareth zu leichter Verwundung hinzugekommener Blutvergiftung im Hause von Cornberg in Karlsruhe starb, ist im dortigen alten Kirchhof von Vorgesetzten und Kameraden ein Denkstein errichtet. Während der ganzen Belagerung hatte die Feldartillerie auch einen Theil der Aufgaben der Belagerungsartillerie zu übernehmen, das Festsetzen und Lagern des Feindes an den Wällen zu verhindern, einzelne Magazine, Kasernen und Gebäude zu zerstören, den Verkehr auf Wegen und Eisenbahnen zu erschweren, Ausfällen entgegenzutreten, zu welchem Zweck an der rechten Flanke der ersten Parallele stets vier Geschütze bereit stehen mußten, zuweilen unthätig die feindlichen Geschosse über sich ergehen lassend. Nach der am 28. September erfolgten Uebergabe Straßburgs, gleichzeitig mit dem Einzuge vom 30. September, wurde durch allerhöchsten Befehl von Ferrières aus den verfügbar gewordenen Theilen des Belagerungscorps das XIV. Armeecorps gebildet, welche Ziffer Baden dann auch im Frieden gerne beibehalten wollte und von welchem Corps die badischen Truppen noch heute den hauptsächlichsten Bestandtheil bilden. Die Hoffnung des Marsches auf Paris ging nicht in Erfüllung; das Corps, in welchem Oberst von Freydorf von nun an die Stelle eines Kommandeurs der Divisions- und bis zu der im Oktober erfolgten Ankunft des Generals Grafen von Sponeck auch der gesammten Artillerie des Corps bekleidete, hatte vielmehr gegen die obere Seine in der Richtung auf Troyes und Châtillon s. S. zu marschiren, unterwegs die Formation von Truppen zu hindern, die Bevölkerung zu entwaffnen, für Nutzbarmachung der Bahn Blainville-Epinal-Chaumont zu sorgen (vgl. Deutsch-franz. Krieg II. Thl., 1. Bd., S. 143, 305—346, Anl. Nr. 80, 81, S. 117—121). Nach dem langen Festungskriege war auch diese Bewegung nach vorwärts willkommen, wenn auch der Kampf gegen überall sich zeigende, aber selten Stand haltende und sich in Berge und Wälder zerstreuende Franctireurs und kleine Truppenabtheilungen gerade für die Artillerie keine angenehme Aufgabe war. Doch hatte dieselbe wiederholt Gelegenheit zu ausschlaggebendem Eingreifen; so am 6. Oktober zwei Batterien bei Etival und Nompatelize, am 22. Oktober vier Batterien bei Etuz, Cußey und Auxon dessus am Ognon, am 27. Oktober bei Saint Seine l'Eglise und Essertenne. Bei Fortsetzung des Marsches nach Dijon wurden unter Mitwirkung der Artillerie Arc sur Tille, Varois, St. Apollinaire vom Feinde gesäubert und wurden die unter günstigen Terrainverhältnissen bei und in Dijon festeren Stand haltenden Theile einer sich bildenden Armée de la côte d'or angegriffen und durch die von den Höhen zu beiden Seiten der Straße von St. Apollinaire gegen den vom Feinde besetzten südlichen und östlichen Theil von Dijon feuernden sechs Batterien zur Räumung der Stadt genöthigt. Von Dijon aus, wo das

Hauptquartier der badischen Division vom 31. Oktober bis 27. Dezember 1870 blieb, kamen dann mit den zu Rekognoszirungen, Erhebung von Requisitionen, Aufsuchen von Verbindungen entsandten Detachements wiederholt, insbesondere bei St. Jean de Losne (zweimal), Brazey, Auxonne, St. Vit, St. Usage, St. Seine, Nuits, Lambernon, Bougert, Morey, Plombières, Prénois (26.), Pasques (27. November) einzelne Batterien zur Thätigkeit. Ob die Aussage von Gefangenen richtig war, wonach eine der Granaten der Batterie Holz, welche den auf der Straße von Pasques gegen Panges Fliehenden nachgesandt wurden, das Gespann des Wagens Garibaldis getroffen hätte, mag aus jenseitigen Berichten über diese Gefechte kontrolirt werden. Hatte schon die Kapitulation von Metz und die Entsendung eines Theiles der II. Armee gegen Troyes und Châtillon an der oberen Seine hin die Aufgabe des XIV. Armeecorps einigermaßen verändert und räumlich beschränkt (Deutsch-franz. Krieg II. Thl., 1. Bd., S. 337), so hatte dasselbe von Mitte Dezember an die Weisung, hauptsächlich die Belagerung von Belfort zu fördern, die rückwärtigen Verbindungen der II. und III. Armee zu sichern, den Landstrich zwischen Dôle und Arc et Sénans zu besetzen, von dort einen Bewegungskrieg zu führen und kräftige Vorstöße gegen feindliche Truppenansammlungen zu machen (Deutsch-franz. Krieg, II. Thl. S. 721 und Anl. 112, S. 361). Eine Folge dieser Anordnungen war der Marsch auf Nuits und das dortige siegreiche Gefecht gegen die Division Crémer vom 18. Dezember, bei dem von Freydorf mit 6 Batterien betheiligt war, welche insbesondere bei der Einnahme von Boncourt, dann zu beiden Seiten der Straße von da gegen Nuits, zuletzt am Eisenbahn-Einschnitt und jenseits der Bahnlinie auffahrend den Ansturm der Infanterie unterstützten. Vom Feld-Artillerieregiment waren 1 Offizier, 50 Mann, 57 Pferde todt und verwundet (Deutsch-franz. Krieg II. Thl., 2. Bd., S. 725—733, Anl. 113, S. 364—369). Nachdem am 22. Dezember noch eine Batterie auf Châtillon entsandt war, wurden in Folge der Nachrichten über Bildung und Vorrücken bedeutender Truppenmassen aus dem Süden und Westen die Streitkräfte des XIV. Armeecorps um Vésoul zusammengezogen, Dijon am 27. Dezember geräumt und die badische Division südwestlich von Vésoul aufgestellt, von wo aus wieder unbedeutende Gefechte gegen zurückweichende kleine feindliche Abtheilungen, mit Gefangennahme einer Anzahl der Gegner und Einnahmen einzelner Ortschaften ausgeführt wurden. Schon sollte das Corps in westlicher und südlicher Richtung wieder vordringen, als bestimmtere Anzeichen sich in der Nähe sammelnder Truppenmassen Halt geboten. Bei'm ersten Zusammenstoß vom 5. Januar 1871 vertrieb die vierte leichte Batterie eine feindliche Abtheilung bei Bellefaux. Um diese Zeit gewannen die Heerführer die Ueberzeugung, daß eine starke französische Armee, diejenige Bourbakis, an Vésoul vorüber nach Osten, zum Entsatze von Belfort rücke. Bei dem auf 9. Januar zur Störung und Verzögerung dieses Marsches angeordneten Angriff auf Villersexel wirkten vier der badischen Batterien, eine bei'm Schutze der Kriegsbrücke über den Ognon bei Aillevans, drei bei der Besetzung von Marat mit. Die am 10. Januar bei Aillevans versammelte badische Division traf am 11. in und um Frahier und Chalonvillars, an der Linie der Lisaine, und somit zwischen dem belagerten Belfort und dem gleichzeitig heranziehenden feindlichen Heere, auf dem rechten Flügel der zu nehmenden Stellung, ein. Das XIV. Armeecorps war durch eine soeben angelangte Direktive aus dem großen Hauptquartier von der Aufgabe der Sicherung des Landes westlich der Vogesen entbunden und hauptsächlich auf Deckung von Belfort angewiesen worden. Mit dem 11. Januar übernahm General von Werder auch den Befehl über das Belagerungscorps von Belfort, welches nunmehr mit dem XIV. Armeecorps und dem II. und VII. Corps die neugeschaffene, unter den Befehl des Generals von Manteuffel gestellte Süd-Armee bildete. In der drei-

tägigen Schlacht an der Lisaine vom 15., 16. und 17. Januar waren die badischen Batterien auf der ganzen Linie vom linken Flügel bei Montbéliard, bei Grand Charmont, La Grange Dame, Béthoncourt, Bussurel, Héricourt, dem Mont Vandois, Luze, Chagey, Chénebier bis Frahier aufgestellt und verwendet. Sie setzten mit den Truppen der andern Waffengattungen des Armeecorps den Durchbruchversuchen der Franzosen bei Bussurel, bei Tavey und dem Mougnot, und zuletzt bei Chénebier und Chagey ihr »Wir lassen sie nicht durch!« entgegen, halfen die feindliche Infanterie zurückwerfen, demontirten die französischen Batterien und hatten einen hervorragenden Antheil an der ausdauernden Zurückweisung der von General Bourbaki befehligten dreifach überlegenen französischen Ostarmee und folgeweise an der Sicherung der fortdauernden Belagerung von Belfort, an dem Schutze der rückwärtigen Verbindungen der in Frankreich stehenden deutschen Armeecorps und an der Abweisung eines geplanten französischen Einfalls in ihr engeres Vaterland Baden. von Freydorf sollte zum Schluß auch noch persönlich die Leistung der feindlichen Artillerie erproben. Bei Montbéliard traf ihn ein Sprengstück eines nahe über ihm platzenden Shrapnel so hart, daß er sich im Moment schwer verwundet glaubte; dasselbe hatte aber nur streifend, vielleicht durch das Pelzfutter abgelenkt, Stücke aus dem Ueberzieher gerissen, den er in Folge der eingetretenen Winterkälte von Hause einverlangt und kürzlich nachgesandt erhalten hatte. Ueber den Zug von Vésoul an die Lisaine, über die dortigen Aufstellungen und den Gang der Schlacht vgl. Deutsch-franz. Krieg, II. Thl., 2. Bd., S. 1031—1136 und Anl. Nr. 133—141, S. 494—550. Obgleich die Departements des Doubs, Jura, Côte d'or und die Belagerung von Belfort von dem am 29. Januar 1871 abgeschlossenen Waffenstillstande ausgenommen waren, mußte sich nach dem Uebertritt der Armee Bourbakis in die Schweiz die Aktion auf jenem Kriegsschauplatz auf die Fortsetzung der Belagerung der Festung beschränken. Einzelne Batterien waren noch zur Verfolgung des Feindes in Verbindung mit den zwei Corps des heranmarschirenden Generals von Manteuffel verwendet worden, aber von Freydorf war mit seinem Regimente und der Artillerie der badischen Division bei keinem ernstlichen Treffen mehr betheiligt. Vom 19. Januar ab befand sich von Freydorf mit dem Divisionsstabe in Frahier, Athenans, Villersexel, St. Vit (bei Besançon), dann im Februar in La Barre, Dôle, von wo im März die Rückkehr über Marnay, Moncey, Beaume les Dames, Isle sur le Doubs nach Montbéliard, von da über Altkirch, Mülhausen, Colmar, Straßburg, Achern und Rastatt nach Karlsruhe erfolgte, wo die badische Division nach einer Parade vor S. K. H. dem Großherzog, von der Bevölkerung feierlich begrüßt und festlich empfangen, am 3. April 1871 einzog. von Freydorf, welcher sich überall, meist auch bei den unbedeutenderen Aktionen einzelner seiner Batterien persönlich betheiligt hatte, erhielt nach der Uebergabe von Straßburg das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, nach dem Gefechte bei Nuits unter Anerkennung hervortretender Tapferkeit und ausgezeichneter Leistungen den Karl Friedrichs-Militär-Verdienstorden, nach der Schlacht von Belfort das Eiserne Kreuz erster Klasse und das Kommandeurkreuz des Zähringer-Löwenordens mit Schwertern und Eichenlaub. Wie von Freydorf diese ihm von S. Majestät dem Kaiser und S. K. H. dem Großherzog verliehenen Auszeichnungen gerne den Leistungen der von ihm befehligten Artillerie verdankte, so hatte er andererseits die Genugthuung, deren Verleihung von der Zustimmung und in jeder Form ausgedrückten freudigen Theilnahme seiner Vorgesetzten und Untergebenen begleitet zu sehen. von Freydorf trat in Folge der Militärkonvention in Königlich Preußische Dienste über und führte das Kommando des nunmehrigen 14. (badischen) Artillerieregiments fort, bis ihn körperliche Leiden, welche im Kriege, wenn nicht ihren Ursprung genommen, sich doch verschlimmert

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

hatten, zum Rücktritt nöthigten. Als er im Jahr 1872 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt wurde, widmete ihm das Offiziercorps des Regiments mit dem Ausdruck des Bedauerns über den Austritt des ritterlichen, schneidigen Kommandeurs ein Andenken, auf welchem in silbernen Blättern die gemeinschaftlichen Belagerungs-, Gefechts- und Schlachttage verzeichnet sind. Nachdem von Freydorf, welchem inzwischen der Charakter als Generalmajor verliehen war, zuerst in Helgoland, dann in längerem Aufenthalt in Italien in den Jahren 1873—1875, zuletzt in Karlsbad vergeblich die Heilung eines schweren Magenleidens gesucht hatte, starb derselbe zu Karlsruhe am 12. November 1878. Seinem Sarge folgten, General von Werder an der Spitze, viele seiner Kameraden und Kampfgenossen. An ihm verloren die hinterbliebenen Schwestern, die Familie des Bruders einen erprobten Rathgeber und Vertreter, einen zuverlässigen Freund und Verwandten. Auch der erlauchte Landesherr widmete dem Verstorbenen in einem gnädigen Schreiben an die Familie noch ehrende Worte der Anerkennung.

R. von Freydorf.

Joseph Frick

wurde am 16. Juni 1806 zu Staufen im Breisgau geboren, wo sein Vater, ein angesehener, in Folge wohl benützten langen Aufenthalts in Frankreich und privater Studien namentlich in den Elementen der Mathematik den Bildungsgrad seiner Standesgenossen überragender Handwerker, wiederholt die Stelle des Gemeindevorstandes bekleidete. Der Knabe besuchte die Volksschule seiner Heimath und genoß daneben Privatunterricht in Latein und Geometrie, bis er 1819, ein Jahr nach dem Tode des Vaters, auf das Gymnasium in Freiburg gebracht wurde. Seine vom Vater ererbte Vorliebe für mathematische Studien erhielt hier durch einen Verwandten, vormals Professor der Mathematik an der Universität, nach Fricks eigenen Aufzeichnungen lebhafte Aufmunterung und Förderung, so daß er 1824, mit dem ersten Preise der Anstalt entlassen, eine mathematische Vorbildung auf die Hochschule der gleichen Stadt mitbrachte, wie sie auf unseren Mittelschulen entfernt nicht erreicht werden konnte und selbst den Lehrumfang einzelner Universitätsvorlesungen namhaft überstieg. Daß der begabte und äußerst strebsame Jüngling also auch hier wieder hauptsächlich auf seine privaten Studien angewiesen war, ist bei der damaligen wenig intensiven Pflege der mathematischen Disciplinen auf der Freiburger Hochschule nur natürlich und Frick sagt darüber selbst von sich: »Ich bin also in Mathematik so ziemlich Autodidact«. Neben der Mathematik war die Physik, welcher Wissenschaft er später das Bekanntwerden seines Namens auch außerhalb des Heimathlandes zu verdanken hatte, Hauptgegenstand seiner Studien. Eine hervorragende manuelle Geschicklichkeit kam ihm und dem vortragenden Lehrer, dem er etwa 4 Jahre lang als Assistent für die Experimente zur Seite stand, sehr zu statten. Obgleich aber Frick vollkommen entschlossen war, den beiden genannten Wissenschaften sein Leben ganz zu widmen, so glaubte er doch dem Rathe eines wohlmeinenden Freundes folgen und sich durch Absolvirung eines Fakultätsstudiums eine sichere Existenz gewinnen zu sollen. Demgemäß wandte er sich dem Studium der Medizin zu und erhielt 1831 nach 9 Semestern, während deren nicht nur die physikalischen und mathematischen Studien fortgesetzt, sondern zur Beschaffung der Lebensbedürfnisse auch noch Privatstunden gegeben werden mußten, die Licenz in innerer Heilkunde, Chirurgie und Geburtshilfe mit der Note »Vorzüglich befähigt«. Das darauf folgende Doktorexamen in der Medizin, mit der dazu geschriebenen Abhandlung über das spezifische Gewicht des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Theile hatte den nämlichen Erfolg. Im gleichen Jahre wurde auch das Examen als Lehramts-Praktikant für Mathematik und Naturwissenschaften bestanden, und zwar

wieder mit der Note »Vorzüglich«, jedoch ohne zunächst eine Aussicht auf Verwendung im Lehrfache zu eröffnen, was Frick so sehr gewünscht hätte. Nun hatte der Mediziner vorerst dem Physiker das Brod zu verschaffen. Frick trat als Assistent in die Klinik und fand hier reichliche Gelegenheit, sich auf die selbstständige ärztliche Praxis, die er vom Frühjahr 1833 bis Ende 1837 in Breisach entfaltete, vorzubereiten. In eben diesem Jahre kam endlich die ersehnte Gelegenheit zur Ausübung einer lehramtlichen Thätigkeit, und Frick kehrte nach Freiburg zurück, um dort an dem eben zum Lyceum (gleichbedeutend mit dem jetzigen Gymnasium) erweiterten Gymnasium eine Lehrstelle für Mathematik und Naturwissenschaft zu übernehmen, trotzdem sich für ihn die Verhältnisse in Breisach, wo er 1834 in Marie Mörden eine treue und von ihm bis an sein Lebensende hochgeschätzte Gattin gefunden, nach verschiedenen Richtungen hin sehr angenehm gestaltet hatten. Auch die großen pecuniären Opfer, die dabei zu bringen waren, konnten den Familienvater nicht abhalten, dem Berufe zu folgen, den der Jüngling schon als den seinigen erkannt hatte. Seine Lehrthätigkeit erhielt eine namhafte Erweiterung und erhöhte Bedeutung, als er im Jahre 1841 zum Vorstand der eben gegründeten höheren Bürgerschule ernannt wurde, ohne jedoch von dem Unterricht am Lyceum ganz entbunden zu werden. Die vielfachen mit der Einrichtung der neuen Anstalt verbundenen Schwierigkeiten wurden glücklich besiegt, die nöthigen Apparate für den physikalischen Unterricht von Frick — Dank seinem ungewöhnlichen und sorgfältig geübten mechanischen Talente — in einer eigens dafür eingerichteten Werkstätte zum Theil selbst gefertigt, oder verbessert oder, wenn schadhaft geworden, wieder hergestellt. Diese äußeren Arbeiten thaten aber, wie dies bei Anderen etwa geschehen könnte, seinem Lehramte und seinen wissenschaftlichen Studien nicht nur keinen Eintrag, sondern waren für letztere vielfach Grundlage und Anregung. Seine »Physikalische Technik« wäre ohne sie undenkbar. Nicht ohne Einfluß auf Fricks physikalische Studien war dessen Freundschaftsverhältniß zu Dr. Johannes Müller, Großh. badischem Hofrathe, Professor der Physik und Technologie an der Universität Freiburg, mit dem er sich gerne und wiederholt zu gemeinsamer Arbeit verband. Aus seinem Unterrichte heraus wuchsen nun die »Anfangsgründe der Naturlehre für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten«, deren Verbreitung in verschiedenen Theilen von Deutschland so erheblich war, daß im Jahre 1875, dem Todesjahre Fricks, bereits die achte Auflage erschien. Das »Lehrbuch der Naturlehre für obere Klassen höherer Lehranstalten«, welches im Jahre 1874 die zweite Auflage erlebte, schloß sich den »Anfangsgründen« an. Leichtfaßliche, klare Darstellung, die ihn seinen Schülern beim mündlichen Unterricht so werth machte und diesem selbst einen erfreulichen Erfolg sicherte, zeichnet auch diese schriftlichen Arbeiten aus. Aber von ganz besonderer Bedeutung für den Unterricht in der Physik ist er geworden durch »Die physikalische Technik oder Anleitung zur Anstellung von physikalischen Versuchen und zur Herstellung von physikalischen Apparaten mit möglichst einfachen Mitteln«. Daß Frick mit dieser vortrefflichen, den bewegten Jahren 1848 und 1849 entstammenden Arbeit, der ersten ihrer Art, einem vielfach gefühlten Bedürfnisse in glücklichster Weise entgegen kam, zeigte die äußerst wohlwollende Aufnahme des Buches, dessen fünfte Auflage im letzten Lebensjahre des Verfassers zur Versendung gelangte. »Es ist Zweck des vorliegenden Buches (Vorrede zur 4. Auflage), einerseits Anleitung zur Anstellung physikalischer Versuche zu geben und alle die Umstände aufzuzählen, welche das Gelingen derselben sichern, sowie dasjenige zu erörtern, was bei der Anschaffung der Apparate zu berücksichtigen ist: andererseits soll Anleitung gegeben werden, die meisten Apparate auf billige und zweckmäßige Weise herzustellen. Vieles von dem, was hier besprochen werden muß, findet sich vereinzelt in den Lehr-

büchern der Physik, ist aber denselben mehr oder weniger fremd; Vieles kann in einem Lehrbuche keinen Platz finden und vererbte sich gleichsam durch Tradition unter den Physikern.« Der Mann der Wissenschaft, der gewandte und sichere Experimentator und der in Handarbeit geübte Technologe, wie sie in Frick eine wohl seltene Vereinigung fanden, mußten sich gegenseitig unterstützen. Wenn Frick sich daneben auch noch mit dem öffentlichen Leben, in Industrie, in Gemeinde- und Staatsinteressen beschäftigte, so entspricht dies nur, und zwar vollständig, seiner hervorragend auf das Praktische gerichteten Natur, gibt aber zugleich einen Beweis von seiner großen Arbeitskraft. Sein Verhältniß zu dem Gewerbverein in Freiburg, dessen Zwecke er als langjähriger Vorstand durch häufige Vorträge zu fördern suchte, veranlaßte ihn 1851 zum Besuch der ersten Welt-Ausstellung in London, deren Nachfolgerinnen, einschließlich der 1873 zu Wien abgehaltenen, ihn jeweils als Jury-Mitglied für die von ihm gründlich gekannte Uhrenindustrie thätig sahen. Als Hauptmann der Freiburger Feuerwehr suchte er sich 1859 dem Feuerlöschwesen auch literarisch nützlich zu machen. »Die Feuerspritze. Anleitung zu deren Bau, Berechnung, Behandlung und Prüfung ꝛc.« erschien 1875 in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Vertreter der Stadt Freiburg in die Zweite Kammer der Ständeversammlung gewählt, nahm er, in den Reihen der liberalen Partei stehend, von 1859 bis zu seinem freiwilligen Austritt im Jahre 1869 an deren Arbeiten zwar nicht in der Eigenschaft des Redners, wohl aber als Kommissionsmitglied und besonders als Berichterstatter der Budgetkommission einen höchst schätzenswerthen Antheil. Das Jahr 1862 brachte seinem äußeren Leben eine bedeutsame Veränderung. Bei Gründung des Oberschulraths zum Mitgliede dieser Behörde berufen, siedelte er im September nach Karlsruhe über. Einigen Einfluß auf den Entschluß, das ihm und seiner Familie vollständig zur lieben Heimath gewordene Freiburg zu verlassen, übte der Umstand, daß ihm ein von seinem Feuerwehrdienste herrührendes leichtes Halsübel ein anhaltendes Sprechen im Schulsaale erschwerte und unräthlich machte. Daß Frick auch dem neuen Amte, obgleich es ihm vielleicht weniger zusagen mochte, als sein früherer Beruf, seine volle Kraft, sein ganzes Wissen und Können zur Verfügung stellte, bedarf kaum einer Erwähnung. Nicht blos die höheren Unterrichtsanstalten und die Gewerbschulen, welche letztere sämmtlich seiner Pflege anvertraut waren, sondern auch die Volksschulen sollten an seinem Reichthum Theil nehmen. Die »Anleitung zu physikalischen Versuchen in der Volksschule«, Braunschweig, bei Friedrich Vieweg und Sohn 1867, legt davon Zeugniß ab. Mit Fricks Hinscheiden am 11. Oktober 1875 verlor das engere Vaterland einen Mann, der, nicht an Größe des Geistes oder der Gelehrsamkeit oder der wissenschaftlichen Bedeutung, wohl aber in der Vereinigung eines ausgebreiteten theoretischen Wissens mit dem Verständniß für praktische Anwendung und mit praktischem Können als eine seltene, und bei der Schlichtheit seines Wesens, bei seinem geraden, offenen Charakter und seiner allzeit wohlwollenden Gesinnung auch liebenswürdige Spezialität bezeichnet werden kann. A. Armbruster.

Otto Funke

wurde am 28. Oktober 1828 zu Chemnitz geboren. Er entstammt einer hochangesehenen sächsischen Beamtenfamilie. Nach absolvirten Gymnasialstudien in Zwickau und Dresden bezog er 1846 die Universität Leipzig zum Studium der Medizin. Im Jahre 1851 Doktor, habilitirte er sich 1853 als Privatdocent der Physiologie, wurde 1854 zum außerordentlichen Professor ernannt und 1860 als Ordinarius nach Freiburg berufen. Er hatte auf seinen Lebensgang aus dem Vaterhause jene unschätzbaren Tugenden mitgebracht, wie sie der in sittlicher

Achtung gefestigte, in Pflichtbewußtsein gesättigte Stand unserer deutschen Beamtenfamilien seinen Kindern mitzugeben pflegt. In seinen akademischen Studien treten besonders die Gebrüder Weber hervor und von diesen namentlich der berühmte Physiologe E. H. Weber. Die unsern Funke durch das ganze Leben begleitende Liebe zum Fache, seine gründliche physikalisch-chemische Bildung in demselben, der Ernst der Auffassung, die strenge Methode der Durchführung, die Wahrhaftigkeit der Arbeit, Alles das, was Funke später auszeichnete, er hatte es diesen Lehrjahren bei dem Meister zu danken, dem er stets ein pietätvolles Andenken bewahrte. In der Zeit bis zur Wegberufung von Leipzig, in einem Zeitraum von fast 10 Jahren, sehen wir ihn außerordentlich thätig in Bearbeitung einzelner Disziplinen seines Faches, wie namentlich der physiologischen Chemie. Aus dieser Zeit rühren zehn verschiedene Journalarbeiten, von denen namentlich die über das Blut und dessen Krystalle sehr wichtig und erfolgreich waren. Ihm gehört die Priorität der Entdeckung, daß es der eiweißartige Inhalt der Blutzellen ist, der die Krystalle bildet, und er auch hat zuerst die Bedingungen der Krystallbildung studirt. In dieser Zeit gab er auch seinen Atlas der physiologischen Chemie heraus, ein Werk, zu dem er durch seine mikroskopischen und chemischen Studien vorzüglich geeignet war und das auch durch Gründlichkeit und Reichhaltigkeit den Erwartungen vollständig entsprach. Seine größte Arbeit aber, die er in Leipzig noch übernahm, war sein Lehrbuch der Physiologie. Gleichsam als Vorarbeit dazu schrieb er die letzten Abtheilungen des zweiten Bandes des von A. F. Günther herausgegebenen Lehrbuches der Physiologie (Leipzig, Teubner 1853). Dann aber übernahm er für ständig das Lehrbuch der spezifischen Physiologie von Rud. Wagner. Im Jahr 1855/56 erschien dasselbe erstmals als Lehrbuch der spezifischen Physiologie von Otto Funke (Leipzig, Leop. Voß.). — So war diese Zeit eine wahrhafte Periode seiner Lehr- und Wanderjahre geworden, denn auch das letztere Bildungsmittel sollte ihm nicht fehlen. Eine Reise durch ganz Italien brachte auch ihm ihre gewohnten Schätze der wundervollsten Eindrücke, der mannigfaltigsten Erfahrung und unendlicher Belehrung. Das Jahr 1860 war für Funke ein glückliches Jahr. Mit der Berufung nach Freiburg in der Tasche, mit seinem allseitig anerkannten Lehrbuch in der Hand, an der Seite einer geliebten Frau, begleitet von der Freude seiner zärtlichen Eltern und den Glückwünschen seiner Freunde, trat er seine Reise nach dem Süden Deutschlands an. Er folgte dem Rufe nach Freiburg für die Lehrkanzel der Physiologie. Damit begann er eine zweite Epoche seines Lebens, in der seine so reich und mannigfaltig angelegte Begabung, deren glückliche Pflege und umfassende Ausbildung ihre Früchte tragen sollten. Er wußte rasch seine Stellung zu erfassen und zu sichern. Seine gute Schulung, seine allseitige physiologische Bildung eigneten ihn in vorzüglicher Weise dazu. Er war nie Spezialist in einseitigem Sinne, ein Vorwurf oder ein Vorzug, je nachdem die Parteistellung urtheilt. In seinem Lehrbuche, dem er nun seine volle, ungetheilte Kraft zuwandte, hat er sich ein unvergängliches Denkmal seiner universellen physiologischen Bildung gesetzt. Die reichhaltige Literaturkenntniß, die kritische Sichtung des gewaltigen in voller Gährung befindlichen Stoffes, die lichtvolle Aneinanderreihung der Thatsachen, die durchsichtige Logik in der Beurtheilung derselben, der dem Thema sich anschmiegende bald knappe, bald reiche Periodenbau, die belebende, frische Sprache, alles das sind unvergängliche Vorzüge des Werks. Vom Jahre 1863—69 besorgte er die vierte Auflage des Buches. Die fünfte, die er begonnen hatte, sollte er nicht mehr vollenden. — Funke hatte ein volles akademisches Leben, er war Gelehrter und Lehrer in gleich trefflicher Weise. Man wird wohl sagen dürfen, daß in dem eminenten Lehrtalent, mit welcher herrlichen Gabe ihn die Natur verschwenderisch beschenkt hatte,

ihn keiner seiner Zeitgenossen übertroffen habe. Jeder einzelne Vortrag war ein abgerundeter Aufsatz für sich. Streng logisch gehalten, aber ohne den Zuhörer durch die nackte Gedankengliederung zu ermüden, wußte er das starre Mauer- und Balkenwerk seiner logischen Deduktionen mit der reichsten Ornamentik einer blühenden Sprache, durch eine bilderreiche Plastik in Vergleichungen und Antithesen zu bekleiden und durch die scharfen Schlaglichter kritischer Beleuchtung seinen Vorträgen eine musterhafte Form zu schaffen. Seine Zuhörer saßen lautlos voll Aufmerksamkeit und Bewunderung ihm gegenüber und lauschten seinen Worten, die, nie stockend, nie unterbrochen, nie einer Korrektur bedürftig, wie ein ruhiger, bis auf den Grund klarer Strom dahinflossen. — Funke war kein Stubengelehrter, er liebte das volle Leben, das Wirken in demselben, die Freude an demselben. Neben seinem Fache, das ihn ganz erfüllte, hatte er einen offenen Sinn für alle Erscheinungen des Lebens, und seine Wissenschaft war ihm wirklich zur Lehre des Lebens geworden. Seine Liebe zur Natur wie seine Empfänglichkeit für die Schönheiten derselben war nur eine der Offenbarungen dieser seiner Verständnißinnigkeit mit dem Leben der Natur. Er war ein Freund der Kollegialität und bemühte sich eifrig für die Pflege der Beziehungen von Kollege zu Kollege, aber sein lebhafter Geist trieb ihn immer, auch fremde Kreise zu tangiren. Seine Reisen in Italien hatten ihn den Verkehr mit Menschen der verschiedensten Lebensstellung und des mannigfaltigsten Berufes gelehrt, sie hatten ihm den Sinn für Kunst geweckt und mit gleich großem Interesse verfolgte er immer die neuesten Erzeugnisse der schönen Literatur. Er kultivirte mit großem Eifer die Kreise, die ihm solche Beziehungen boten. So verkehrte Funke mit einer großen Zahl von Freunden und Bekannten der mannigfaltigsten Stellung und Berufsart und sein Haus bildete vielfach einen Mittelpunkt, in welchem mancher schätzbare, von der Nation geachtete Gast sich zeigte. So hatte er die Freude, Gustav Freytag, Berthold Auerbach, Wilhelm Jensen öfter bei sich zu sehen, und das Glück, der durch ihre geniale Begabung ausgezeichneten Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern durch viele Jahre nahe zu stehen. Es ist möglich, daß Funke aus diesen Beziehungen seine immer mehr erwachende Neigung schöpfte, aus dem stilleren Gelehrtenkreise mehr heraus in das öffentliche Leben zu treten. Er gewann die Ansicht, daß der Gelehrte, wie im Alterthum so auch jetzt, dem öffentlichen Leben nicht fern stehen dürfe. Aber lebensfrisch, wie er war, hatte er weniger Freude an politischen Diskussionen als an werkthätiger Arbeit. Es war wohl auch auf ihn etwas von seinem sächsischen Stamme übergegangen. Die Sachsen zählen einen Lessing und einen Gellert zu ihren Landsleuten, und es liegt in diesem Volke, welches mit zuerst in tief sittlichem und geistigem Ernst die Reformation fördern half, ein hohes Pflichtgefühl, eine geistige Regsamkeit, ein Arbeitstrieb nach außen neben *tiefem* und reichem Gemüthsleben. Endlich ist wohl zu beachten, daß Funke's Leben in eine Periode fiel, in welcher die berechtigte Reaktion gegen die Ausschreitungen der Naturphilosophie bereits übermächtig geworden und in eine unverstandene Polemik gegen jede philosophische Bestrebung umzuschlagen im besten Zuge war. Er lebte zu einer Zeit, in welcher die Werthschätzung der Naturwissenschaften aus dem ihnen zugehörigen Gebiet bereits in fremdes Terrain hinübergetragen und von einer Entbehrlichkeit der humanistischen Studien als fertiger Thatsache gesprochen wurde. Die materielle Richtung der Zeit, das Ueberwiegen und Tonangeben der realen und technischen Wissenschaften waren nur naturgemäße Zeichen dieser Strömung. Das stille Gelehrtenthum war vorüber. Alles drängte auf den offenen Markt des Lebens. Funke bildete mit seinen vielseitigen Kenntnissen und seiner, bei aller Exaktheit seiner Forschung, doch ideal angelegten Natur eine glückliche Vermittlung. Eine Hauptkraft von ihm bestand in einer

außerordentlich raschen Auffassung, in bewundernswerther Fertigkeit, Fremdes, auch das Heterogenste, in sich aufzunehmen, rasch zu verarbeiten und zu einem einheitlichen Guß umzuwandeln. Diese Fülle der Auffassung kam ihm auch bei der schriftlichen und mündlichen Darstellung zu statten, und bei letzterer hatte er einen noch gewaltigeren Hilfsgenossen in seiner lebhaften Phantasie. So war er in der That vorzüglich geeignet zu dem Berufe, hinauszutreten in das volle Leben, als Wanderprediger für seine Wissenschaft und für die darin gefundenen Wahrheiten zu wirken. Aber seine gesund angelegte Natur, seine harmonisch entwickelten Geistesgaben, seine hohe Werthschätzung für die allgemeine humanistische Bildung bewahrten ihn vor Uebertreibung und Ueberstürzung. Eine ihm von Haus und Schule aus mitgegebene gewisse exklusive Geistesvornehmheit ließ ihn ebenso jede Excentricität vermeiden als ihm Verstellung und Unwahrheit fremd war. — Zum erstenmal sahen wir ihn in einer patriotisch-städtischen Angelegenheit öffentlich auftreten. Als das in Zeiten trauriger Reaktion abgerissene Denkmal des berühmten Geschichtsschreibers Karl von Rotteck wieder aufgerichtet ward, wurde Funke von dem Comité berufen, an der Stätte der neuen Aufrichtung die Rede vor der versammelten Familie und dem Volk zu halten. Er löste die so schwierige Aufgabe in vollendeter Weise, und hier zum erstenmale wurden Universität und Stadt gewahr, welch gewaltiges Rednertalent nicht blos für den wissenschaftlichen Vortrag des Lehrens, sondern im großartigsten Maßstabe als Volksredner in dem Manne lag. Funke verstand es von nun an ferner in hohem Grade, die Vermittlung zwischen Universität und Stadt in allen Beziehungen und in glücklichster Weise zu kultiviren, und es ist eine solche Gabe nicht hoch genug zu schätzen, da sie eine lebendige Brücke zwischen Wissenschaft und Leben spannt. Das Talent, das er bisher im stillen Hörsaal geübt, das trug er nun hinaus in das Leben, und in zahlreichen Reden theils wissenschaftlichen Inhalts, wie beim Jubiläum und in den Sitzungen der Naturforschenden Gesellschaft, theils in populär gehaltenen Vorträgen im Freiburger Akademischen Verein oder in öffentlichen Reden, wozu ihn eine Reihe von Städten einlud, überall erregte er gleiches Staunen, gleichen Beifall. — Es kam das Jahr 1870. Als das Vaterland seine Söhne zur Vertheidigung rief, glaubte Funke seine Pflicht am besten erfüllen zu können durch Betheiligung an den zahlreichen Arbeiten der Hilfsvereine. Er wurde an die Spitze des Freiburger Männer-Hilfsvereins gewählt. Unermüdet vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, ausharrend bis zur Stunde des wiedergekehrten Friedens hat sich Funke ein großes Verdienst um die im Felde liegenden Truppen und um die Stadt Freiburg erworben. Man darf nur die Rechenschaftsberichte lesen, um über die Größe der Aufgabe und die Vollendung der Lösung zu staunen. Der Verein ehrte ihn durch einen großartigen Fackelzug, der ihm als Anerkennung gebracht wurde, die Stadt übergab ihm eine prachtvolle Standuhr als Ehren- und Dankesgabe, wählte ihn bei dem Friedensfest als Redner, und die Regierungen zeichneten ihn durch Ordensverleihungen aus. Jene Rede aber, die Funke vor versammeltem Volke auf offenem Platze hielt, war ein Meisterwerk der Redekunst und bleibt ein Denkmal seiner patriotischen Gesinnung. — Nach geschlossenem Frieden kehrte auch Funke zu seiner geliebten Wissenschaft zurück. Das Lehrbuch freilich hatte er aufgegeben. Immer massiger war der Stoff geworden, immer schwerer die spröde Masse zu einheitlicher Form zu bewältigen, immer unverhältnißmäßiger wurden Opfer an Zeit und Mühe verlangt, um das Werk in der begonnenen großartigen Weise fortzusetzen. Auch hatte Funke manche bitteren und trüben Erfahrungen machen müssen, die ihm zunächst die Freude an diesem Schaffen verdarben. Er griff wieder zur Thätigkeit seiner früheren Jahre und veröffentlichte in Journalartikeln die Resultate seiner Untersuchungen. Schon fing seine sonst so elastische

und kräftige Natur an zu wanken, als ihn noch die Aufforderung traf, sich an dem neuesten physiologischen Handbuche, das in Form eines Sammelwerkes von Ludimar Hermann herausgegeben wurde, zu betheiligen. Er schrieb das Kapitel über Tastsinn und Gemeingefühle. Dieses Werk, welches ein wahres Schmerzenskind für ihn war, schrieb er unter zunehmender Krankheit, unter Schmerzen und Entkräftung. Aber sein hohes Pflichtgefühl und seine Energie hielten ihn bis zu Ende aufrecht und bis auf die letzten Seiten war das Manuskript fertig, als die Macht der Krankheit der fleißigen Hand die Feder entriß und ihn auf das Krankenlager warf, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Er verschied den 16. August 1879. Funke starb, nachdem er fast bis zum letzten Athemzuge wacker gestritten im Dienste der Wissenschaft wie ein tapferer Soldat auf dem Felde der Ehre. Er war, um sein Bild zu vervollständigen, ein liebenswürdiger Gesellschafter, voll Witz und Humor, ein unschätzbares Element in geselligen Kreisen, belebend durch seinen Frohsinn, erquickend durch seine gutmüthige Laune, der jede verletzende Schärfe fremd war. Die Wissenschaft hat einen tüchtigen Arbeiter, die Universität, an deren Spitze er zweimal stand, eine vorzügliche Kraft, seine Freunde haben einen liebenswürdigen Menschen verloren.

Rud. Maier.

Karl August Gebhard

war ein Mann, der, wenn auch in der großen Welt weniger gekannt und gefeiert, sich durch seine Lehrthätigkeit das schönste Denkmal gesetzt hat in den Herzen seiner vielen Schüler und den diese mit seltener Einstimmigkeit als das Ideal eines Lehrers und Anstaltsdirektors zu rühmen pflegen. Auch hier will einer seiner Schüler das Bild des vortrefflichen Mannes, wie es in seiner Seele lebt, wenn auch nur mit wenigen Strichen zu zeichnen versuchen. Karl August Gebhard, als der Sohn eines Geistlichen im Markgräflerlande zu Holzen am 15. September 1795 geboren, in dem von Hebel geleiteten Karlsruher Gymnasium herangebildet, trat nach einem nur zweijährigen Studium der Theologie in Tübingen und nach wohlbestandenem Examen im Jahr 1816 in den Dienst der ev. Kirche als Vikar ein. Aber bald zog's ihn zur Schule. Im Jahr 1818 wirkte er als Diakonus an der damaligen Lateinschule in Emmendingen, 2 Jahre später als solcher am Pädagogium in Lahr. Von nun an blieb er dieser Stadt treu und wuchs mit ihr und ihrer gelehrten Schule zusammen. Er stieg von Stufe zu Stufe, ward Prorektor 1836 uud schon 1840 Direktor an dem neu gegründeten Progymnasium, mit welchem eine höhere Bürgerschule verbunden war. Dieser Anstalt stand er 21 Jahre lang, bis 1861, vor, worauf er in den wohlverdienten Ruhestand trat und im Schooße seiner Familie ein freundliches otium cum dignitate genoß, bis ihn am 25. Juni 1878, fast 83 Jahre alt, der Tod von einem kurzen, aber schmerzlichen Leiden erlöste. Was machte nun diesen Mann zum vielgeliebten Lehrer, zu »unserm Direktor«, für den wir Alle durch's Feuer gegangen wären? Gebhard war nicht, was man einen Gelehrten nennt. An philologischem Wissen mag er von manchem seiner Kollegen übertroffen worden sein. Seine Stärke lag in erster Linie in seinem Charakter, in dem Würde und Leutseligkeit, Ernst und Liebe auf's innigste verbunden waren, in dem der mild-ernste Geist des Christenthums in klassisch schönen Formen verkörpert vor uns stand. Seine Erscheinung wirkte erhebend und besänftigend auf die Gemüther. Sie erinnerte unwillkürlich an die Worte des Dichters, den er so lieb hatte: »Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.« Es ist begreiflich, daß solch ein Mann einen mächtigen sittlichen Einfluß auf die ganze Anstalt, namentlich aber auf seine Schüler ausüben mußte. Ihm gegenüber waren Unarten geradezu undenkbar.

Mit diesen Charaktereigenschaften verbanden sich die schönsten Gaben des Geistes. Seine Bildung war eine vielseitige. Er konnte ebenso in der Mathematik und Geschichte, wie in der deutschen, lateinischen und griechischen Literatur unterrichten. Und wie hat er unterrichtet! Der trockenste Gegenstand erhielt unter seiner Hand Leben, die schwierigste Frage ward durch seine Behandlung klar und deutlich und so behältlich, daß man das Erklärte nimmer vergessen konnte. Zugleich war Gebhard eine tief poetische Natur. Er war für alles Schöne begeistert und konnte darum wieder für dasselbe begeistern. Jedem seiner Schüler ist unvergeßlich, wie er in den Geist der klassischen Schriftsteller des Alterthums einführte, wie er einen Cicero, einen Virgil und Homer zu übersetzen wußte, wie er den Sinn bildete für das Verständniß der deutschen Poesie, wie er in seinen Schlußaktreden in Bezug auf Vortrag, Sprache und Inhalt Muster vollendeter Beredtsamkeit gab. Dabei war dieser Mann von einer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die seine hohen Eigenschaften erst recht zur Geltung kommen ließ, die ihn befähigte, das Lehrerkollegium in Eintracht und einmüthigem Zusammenwirken zu erhalten, die ihm die Herzen Aller gewann, welche ihm nahe kamen. Mit seiner Bescheidenheit hing es zusammen, daß er nicht dazu zu bewegen war, die Schätze seines Wissens für die Oeffentlichkeit zu verarbeiten, vielleicht auch, daß sein Wirken nicht früher schon so anerkannt wurde, wie es das verdiente. Die Anerkennung blieb aber doch nicht aus. Er ward durch die Huld seines Fürsten mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens und mit dem Titel eines Geh. Hofraths ausgezeichnet. Zu Ehren seiner 40jährigen Wirksamkeit an ihrer Anstalt gab die Stadt Lahr ein Fest, wie es anerkennender und wärmer nicht gefeiert werden kann, und seine Schüler sammelten ein Kapital zu einer den Zöglingen seiner Anstalt zu gute kommenden Gebhard-Stiftung, die seinen Namen auch den künftigen Geschlechtern verkündigen soll. Wie der Geist edler Harmonie ausgegossen war auf seine öffentliche Thätigkeit als Lehrer, so hatte er auch Gebhards häuslichem Leben sein Gepräge aufgedrückt. Er fand sein Glück in seinem Hause an der Seite einer gleichgesinnten Gattin, die ihm über 50 Jahre treu zur Seite stand und ihn noch überlebt hat. Sein Lebensabend ward verklärt durch die Erinnerung an die reiche Gottessaat, die er ausgestreut, durch fortgesetzte Pflege der Ideale seines Lebens, durch den Hinblick auf seine beiden Söhne, die seiner würdig waren. Er starb, wie er gelebt, im Frieden. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 164.)

Moriz Friedrich Gmelin

war am 20. Juli 1839 als Sohn eines Kaufmannes in Ludwigsburg geboren. Für das Studium der Theologie bestimmt, wurde er im Alter von 14 Jahren nach wohlbestandenem Landexamen in das niedere Seminar zu Blaubeuren und, nachdem er den vorgeschriebenen vierjährigen Kurs daselbst absolvirt hatte, in das Tübinger Stift aufgenommen. Nach Vollendung der vier Universitätsjahre und nach Ablegung der ersten theologischen Prüfung trat er im Jahre 1861 als Vikar zu Oberstenfeld im O.-A. Marbach in den praktischen Kirchendienst, den er indeß schon nach 3 Jahren mit einer pädagogischen Stellung, als Lehrer an der Knaben-Erziehungsanstalt zu Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H., vertauschte. Nachdem er sich an der Universität Tübingen die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte und in Karlsruhe Erzieher in dem Hause der verw. Freifrau von Leutrum, geb. v. Amerongen geworden war, veranlaßte ihn seine Liebe zu ernster wissenschaftlicher Thätigkeit, die Mußestunden, die ihm sein Beruf übrig ließ, zu bibliographischen Arbeiten zu verwenden, zu welchem Zwecke er als Volontär bei der Großh. Hofbibliothek daselbst eintrat. Rücksichten auf

seine Gesundheit bewogen ihn, im Jahre 1868 sein Amt als Erzieher wie seine Beschäftigung an der Hofbibliothek aufzugeben und wieder zu dem Kirchendienste zurückzukehren. Mit dem Titel eines Pfarrers zum Pfarrverweser in Unterriexingen im O.-A. Vaihingen ernannt, vermochte er doch nur ein Jahr lang die ihm dort in ländlicher Abgeschiedenheit obliegenden Funktionen zu erfüllen und kehrte schon i. J. 1869 in das liebgewonnene Karlsruhe zurück, wo sich ihm die Gelegenheit darbot, als Hilfsarbeiter am Großh. General-Landesarchiv einzutreten, und damit eine Thätigkeit eröffnete, zu welcher er in gleichem Maße Neigung wie Befähigung besaß. Im Jahre 1872 wurde er zum Assessor, 1874 zum Archivrath befördert. Mit außerordentlichem Fleiße arbeitete er sich in den neuen Beruf ein und nahm alsbald an den umfassenden Reorganisationsarbeiten, die seit dem Jahre 1869 an dieser Staatsstelle in Gang gesetzt waren, hervorragenden Antheil. Wie seine amtlichen Arbeiten im General-Landesarchive zeichnen sich auch Gmelins wissenschaftliche Publikationen durch die größte Sorgfalt, Sauberkeit und Zuverlässigkeit aus. Mit der seinem Charakter überhaupt eigenthümlichen Energie eignete er sich in kurzer Frist die Befähigung an, nach den strengen Regeln der neueren wissenschaftlichen Methode zu arbeiten, wobei ihm die gründlichen Studien, die er auf einem andern Gebiete der Wissenschaft in dem Tübinger Stift gemacht hatte, wohl zu statten kamen. Die größte Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten hat Gmelin in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Bd. 23—32) veröffentlicht. Hier seien folgende hervorgehoben: Urkunden, Regesten und Nachweisungen zur Geschichte des Klosters Frauenalb. Zur Geschichte der Spitäler in Pforzheim. Aus Visitationsprotokollen der Diözese Konstanz von 1571—1586. Badische Literatur aus den Jahren 1868—1876. Urkundenbuch der Deutschordenskommende Beuggen. Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen 6. Mai 1622. Von diesen Arbeiten kann insbesondere die Zusammenstellung über die Badische Literatur als mustergiltig bezeichnet werden. Es dürfte kaum für ein anderes deutsches Land eine Bibliographie von solcher Vollständigkeit existiren. Auch die »Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen«, die wie jene separat im Buchhandel erschienen, sind ein Beweis sowohl für die Akribie seiner Forschung als für die Sorgfalt in der Sammlung alles auf den Gegenstand bezüglichen Materials. Außerdem hat er eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten in Naumanns »Serapeum«, in dem »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit« und anderen Zeitschriften veröffentlicht und zu der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung die Schrift »Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam« beigetragen. Daneben hat er auch noch eine Reihe von größeren und kleineren Aufsätzen in der »Allgemeinen Zeitung«, der Literarischen Beilage der »Karlsruher Zeitung« und dem »Schwäbischen Merkur« erscheinen lassen, welche seine Mitarbeiterschaft hoch schätzten, und eine Anzahl von vortrefflich geschriebenen Artikeln für die »Badischen Biographieen« und die »Allgemeine deutsche Biographie« geliefert. Eine größere Arbeit, die ihn lange Zeit beschäftigte, ist seiner in Baden und Württemberg weitverzweigten Familie gewidmet. Es ist dies der 1877 im Druck erschienene Stammbaum der Familie Gmelin, der von kompetenten Beurtheilern als eine musterhafte Leistung charakterisirt worden ist. Neben seinen vielen amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten fand Gmelin doch auch noch Zeit, sich den Interessen des öffentlichen Lebens zu widmen. Während des Krieges von 1870—71 gab er, auch sonst ein eifriger Genosse der unter dem Rothen Kreuz vereinigten Förderer der freiwilligen Krankenpflege, die »Nachrichten des Centralcomités des Badischen Frauenvereins« heraus und erhielt für diese allgemein anerkannte Thätigkeit rühmliche Auszeichnungen. Nach Wiederherstellung des Friedens blieb er der aus dem Kriege hervorgegangenen

Vereinsthätigkeit treu ergeben und erwarb sich insbesondere durch die Begründung und Leitung der Allgemeinen Volksbibliothek zu Karlsruhe ein bleibendes Verdienst. Schon seit früher Jugend gab ihm sein körperliches Befinden Anlaß zu Klagen und Besorgnissen. Ein Herzleiden war schon in seinen Knabenjahren hervorgetreten und machte sich mehrfach durch Störungen geltend, die auch auf sein Berufsleben hemmend einwirkten, wie er denn auch wiederholt typhöse Krankheiten zu bestehen hatte. Er war mehrere Male genöthigt, zu Badereisen, im Jahre 1873 zu einer gründlichen Kur sogar auf ein halbes Jahr sich Urlaub zu erbitten. Doch schien in den letzten Jahren ein Stillstand eingetreten zu sein. Er sah wohl aus und durfte sich, nach dem Ausspruch der Aerzte, zunächst ernstlicherer Besorgnisse entschlagen. Um so mehr, als seine Vermählung mit Johanna Gmelin, der jüngeren Tochter des Direktors Gmelin in Karlsruhe (13. Oktober 1877), ihm die sorgfältigste häusliche Pflege seiner Gesundheit verbürgte, eine Verbindung, in welcher er im reichsten Maße das ersehnte Familienglück fand, das leider nur von kurzer Dauer sein sollte. Im Laufe des Jahres 1879 hatte Gmelin, im Zusammenhang mit der Repertorisirung des Archivs des ehemaligen Klosters Salem, den Plan gefaßt, die von den Geschichtsforschern längst gewünschte Herausgabe der Salemer Originalurkunden zu unternehmen. Er repertorisirte zu diesem Zwecke außer den im General-Landesarchiv aufbewahrten Urkunden dieses Klosters auch jene, welche sich bisher noch in dem markgräflichen Domänenarchiv befinden, und nahm, im dienstlichen Auftrage, im Monat August einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Salem, um auch die dort noch lagernden Archivalien zu durchforschen, hatte auch schon eine größere Anzahl von Urkundenabschriften für diese Publikation fertig gestellt. Da erkrankte er, wenige Wochen nach seiner Rückkehr, im November, sein Zustand nahm in der ersten Dezemberwoche einen beunruhigenden Charakter an und am 14. Dezember 1879 Abends 8½ Uhr entschlief er sanft, in einem Alter von 40 Jahren 4 Monaten 23 Tagen. Tief erschüttert trauerten an seinem Sarge, neben seiner gebeugten Familie, die Kollegen und Freunde. Wer ihm näher getreten, hatte die Klarheit seines Verstandes, die Treue und Wahrheit seines Charakters, die edle Wärme seines Gemüthes hochschätzen lernen. Auch Fernerstehende hatten die Tüchtigkeit und Biederkeit seines Wesens erkannt. Die Männer der Wissenschaft, die mit ihm in Berührung gekommen waren, hatten neben seiner unbedingten Zuverlässigkeit auch die niemals versagende Gefälligkeit und Dienstwilligkeit zu rühmen. Das General-Landesarchiv verlor in Gmelin einen pflichttreuen, kenntnißreichen und arbeitskräftigen Beamten, die Wissenschaft einen eifrigen und selbstlosen Gelehrten, dessen bisherige Leistungen die Gewähr für weiter noch zu erwartende ausgezeichnete Arbeiten boten. Sein Name wird in der Reihe der verdienten Gelehrten seines Faches stets mit Ehren genannt werden. (Vgl. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XXXII. Bd. S. 491 ff.)

Bartholomäus Herder

einer der verdientesten Buch- und Kunsthändler in den drei ersten Decennien dieses Jahrhunderts, welcher neben Männern wie Cotta, Perthes u. A. eine würdige Stelle einnimmt, wurde geboren den 22. August 1774 zu Rottweil a. N. als Sohn des Senators Herder der damaligen Reichsstadt. Für den geistlichen Stand bestimmt, besuchte der junge Herder zuerst das Gymnasium der Vaterstadt, nachher die vortrefflich bestellte Lehranstalt des Stiftes St. Blasien. Dieses unterhielt auch eine Buchdruckerei und Kupferstecherei, zunächst für den eigenen Bedarf; wie es scheint, wurden die hier gemachten Wahrnehmungen entscheidend für die eigene Berufswahl Herders. Von St. Blasien ging Herder nach Dillingen, dessen damals noch bestehende Universität durch Lehrer wie Sailer, Zimmer,

Weber u. A. auch viele Ausländer anzog; sie war der Hauptsitz der Kant'schen Philosophie in Süddeutschland. Herder studirte Philosophie und klassische Literatur in der Absicht, »gelehrter Buchhändler« zu werden und »vermittelst des Buchhandels durch Verbreitung guter Schriften in das Leben einzugreifen«. In die Heimath zurückgekehrt, richtete er an K. Th. v. Dalberg, seit Anfang des Jahres 1800 Fürstbischof von Konstanz, ein Memorandum, »wie durch den Buchhandel am einflußreichsten auf die Bildung der Geistlichen und das Schulwesen eingewirkt werden könne«. Das Fürstbischöfliche Antwortschreiben (27. Nov. 1801) ertheilte die landesherrliche Bewilligung, in Meersburg eine Druckerei und Buchhandlung zu errichten, weiter leistete der Bischof einen Vorschuß von sechstausend Gulden, welche dann nach und nach an die Seminarskasse abzutragen waren. Eines der ersten Verlagswerke war das unter der Oberleitung H. v. Wessenberg's erscheinende »Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz«, welches, jährlich in 12 Heften, bis 1827 erschien und für die wissenschaftliche Bildung und Richtung des Klerus von großem Einfluß wurde. Für den Verleger war damit zugleich ein Mittel und die Gelegenheit gegeben, die neuerscheinende Literatur anzukünden und zur Einsicht und Auswahl zu versenden. 1810 übersiedelte Herder nach Freiburg; als Anerkennung des bisherigen Wirkens verlieh ihm Dalberg die goldene Medaille und Wessenberg gab ihm Empfehlungsschreiben an die Universität mit. An dem neuen Domicil war Herder sofort bemüht, ein gemeinnütziges literarisches Institut in's Leben zu rufen: im eigenen Hause wurde in drei aneinanderstoßenden Zimmern ein »Museum« eingerichtet, dessen Zweck nach dem vom 10. Dezember 1810 datirten Prospektus war: Haltung der interessantesten Journale und Zeitschriften, Auflegung der neuesten Literaturerscheinungen; damit sollte »ein geistvoller Umgang« verbunden sein. Der Katalog der für 1811 anzuschaffenden Piecen auf 75 Blättern enthält fast alle damals erschienenen belletristischen, politischen und wissenschaftlich-kritischen Zeitschriften. 1813 wurde Herder zum k. k. Feld-Buchdrucker ernannt und ihm die Fortsetzung der bis dahin bei Brockhaus herausgekommenen »Teutschen Blätter« übertragen. Während des Wiener Kongresses wurde ihm eine abermalige Anerkennung des Fürstbischofs Dalberg zu Theil; Wessenberg, der Generalvikar, ertheilte im Auftrag des Ersteren (d. d. Wien 8. Januar 1815) dem Universitäts-Buchhändler Herder das »in voller Wahrheit begründete Zeugniß, daß sich derselbe früher in Meersburg als Bischöfl. Konstanzischer Hofbuchhändler in allen Kenntnissen eines wahren Buchhändlers ganz vertraut und noch jetzt in Freiburg durch Verlegung und Verbreitung der besten und nützlichsten Schriften, besonders im Religions- und Schulfache, wie auch durch Veranstaltung zweckmäßiger Lesezirkel für die ächte sittlich religiöse Kultur in dem schwäbisch und schweizerischen Antheil des Bisthums Konstanz im hohen Grade verdient gemacht, die volle Zufriedenheit und Achtung des gebildeten Publikums sich erworben habe und somit die nachdrücklichste Unterstützung seiner nützlichen Unternehmungen verdiene«.— Die nach 25 Kriegsjahren folgende Friedenszeit mußte für den Unternehmungssinn und die Begabung eines Mannes wie Herder neue Anregung bringen. Auf der festen Grundlage bereits blühender Geschäfte, gehoben durch die ihm bisher gewordene Anerkennung, unterstützt durch einflußreiche Verbindungen in Wien, Paris und andern Orten begann jetzt Herder großartig angelegte Pläne auch thatkräftig auszuführen. Das bisherige Verlagsgeschäft wurde erweitert und dazu, bald nach dem Pariser Frieden, ein Institut für Zeichner und Kupferstecher gegründet, welches schon im Beginn der zwanziger Jahre 20 Techniker für eigenen und fremden Verlag mit 14 Kupferdruck-Pressen beschäftigte. Andere Kunstzweige kamen hinzu, so daß die ganze Kunstanstalt, welche mehr als 200 Arbeiter zählte, zur Zeit ihrer höchsten

Entfaltung aus vier Abtheilungen bestand: aus einer geographisch-topographischen, einer lithographischen, einer chalkographischen und einer für plastische Arbeiten in Thon. Das Institut war zugleich eine praktische Lehranstalt; Herder war darauf bedacht, seine Leute selbst heranzubilden; auch unbemittelte, aber für die Technik talentirte Knaben wurden ohne Entrichtung eines Lehrgeldes und unentgeltlich auch in Kost, Wohnung nnd Unterricht in das Haus aufgenommen. Die Zahl der hier Gebildeten beläuft sich auf über 300; Viele derselben waren später auch in auswärtigen Kunstateliers sehr gesuchte und geschätzte Arbeiter, nicht wenige haben sich als wirkliche Künstler hervorgethan, unter diesen ist der berühmteste F. X. Winterhalder geworden, der europäische Fürstenmaler, welcher sechs Jahre in dem Institut zubrachte (s. Bd. II. S. 510 ff. dieser Biographieen). Von der großen Zahl der Werke und Kunstschöpfungen, welche innerhalb 25 Jahren (1815—1840) von den Herder'schen Officinen ausgegangen sind, gestattet der Raum hier nur Weniges näher anzuführen. Die weitaus bedeutendste Leistung des geographischen Instituts war der unter der Oberleitung des früheren französischen Genieobersten Weiß und (seit 1829) des Professors Wörl entworfene Atlas von Europa; er sollte 220 Blätter enthalten im Maßstab von 1:500,000, nach der im französischen Kriegsdepot angenommenen Projektion von Flamsteed; das erste Kartenwerk, welches alle europäischen Länder in gleicher Größe zur Darstellung brachte. 36 Künstler waren mit der Zusammenstellung des Materials, der Zeichnung und mit dem Stich beschäftigt. Zum erstenmal war der Kartendruck in zwei Farben angewandt, indem alle Straßen, Grenzen und Positionen auf eigene Steine gravirt und mit rother Farbe auf das das Terrain darstellende Blatt übergedruckt wurden. Bei den geographischen Namen ist auf jeder Karte die betreffende Landessprache beibehalten. Von dem großen Projekt kamen nur 60 Blätter unter dem Titel eines Atlas von Centraleuropa zur Ausführung; auch so war das Werk in jener Zeit nach Größe der Idee und Schönheit der Darstellung eine einzig dastehende Leistung. — Diesem Werke reihte sich an der Atlas von Süddeutschland in 48 Blättern, im Maßstab von 1:200,000 mit vollständiger Angabe aller Ortsnamen, Straßen, Wege; der Atlas der Schlachten und Belagerungen alter und neuer Zeit von v. Kausler, 213 Blätter (vollendet 1838); Dürand, Vorlesungen über Baukunst mit 32 Steintafeln; v. Miller, Vorlesungen über die Feldverschanzungskunst mit 60 lithogr. Abbildg. (Vgl. A. Allg. Ztg. v. 31. Juli 1831.) 1836 erschien, von dem Herder'schen Institut ausgeführt, die amtliche topographische Karte des Rheins längs der badisch-französischen Grenze im Maßstab von 1:20,000 in 19 Blättern des größten Atlasformats. Diese Arbeit, in Stich und Druck brillant, verschaffte dem Institut fortan einen hervorragenden Ruf, der unter Anderem zur Folge hatte, daß später, wenn auch für Berliner Rechnung, die türkischen Kartenaufnahmen des damaligen Hauptmanns von Moltke in Freiburg ausgeführt wurden. Der historisch-geographisch-ethnographische Atlas mit 20 großen Karten, 60 Cartons und 16 Tabellen, als Gegenstück des Atlas historique, généalogique etc. von Le Sage. Nach fünfjähriger Arbeit erschienen 1836 ferner die »Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein«: die Münster von Konstanz, Freiburg und Straßburg in 36 lithographirten Blättern. In einer Reihe von Auflagen (die erste 1816) erschienen »Die hl. Schriften des Alten und Neuen Testaments in Kupfern nach den besten Meistern«; es sind hier 200 biblische Darstellungen in Kupferstich gegeben, nach und nach wurden dazu die Texte in deutscher, französischer und italienischer Sprache geliefert. 1823 erschien das Großherzogthum Baden in 12 malerischen Ansichten. 1827 die Bildergalerie zum Konversationslexikon in 226 Tafeln, mit einem Kostenaufwand von 36,000 Gulden ausgeführt und 1839 bereits in sechster Auflage ausgegeben. Eine

Blumenlese aus den vorzüglichsten Opern für Pianoforte, Polyhymnia, eine Sammlung drei und vierstimmiger Gesänge aus Opern und v. A. Das Institut für Kupferstecher lieferte eine beträchtliche Anzahl schöner, großer Stiche nach Gemälden von Raphael, Dürer, Luini, Dominichino und Andern, von Karl Schuler, Ulmer, Volmar, Hegi und Andern ausgeführt. Der Buchverlag enthält Werke von Hug, K. v. Rotteck, dessen »Allgemeine Geschichte« auf Herders Anregung begonnen wurde, Herda oder Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit, 4 Bde., Schriften von Chateaubriand, Baders Badische Landesgeschichte (1834—36); noch kurz vor dem Tode Herders wurde der Plan der »Badenia« (das erste Heft erschien im Februar 1839) und des »Deutschen Bürgerfreundes« festgestellt. Schließlich sei noch der Filialen des Herder'schen Geschäftes gedacht. 1808 erhielten die Gebrüder Herder die Bewilligung, in Sigmaringen eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu errichten, erstere wurde bald darauf als Hof-Buchdruckerei charakterisirt und ihr der Druck und Verlag des fürstlichen Amtsblattes, der eingeführten Schul- und Kirchenbücher zugewiesen. 1816 verzichtete die Familie auf dieses Verhältniß. Seit 1809 bestand bis Ende der 20r Jahre eine Filiale in Konstanz. 1817 erwarb Herder die Hof-Buchdruckerei und damit den Verlag des badischen Regierungsblattes; dieses Privilegium wurde 1832 auf 12 Jahre erneuert; zu diesem Zweck war in Karlsruhe eine Druckerei errichtet, welche bis zum Uebergang des Regierungsblattes an die Firma Malsch u. Vogel 1844 bestand, die damit verbundene Buchhandlung wurde bis 1854 fortgeführt. Eine Niederlassung in Paris war 1834 durch einen Schwiegersohn Herders gegründet worden; hier erschienen französische Ausgaben der biblischen Bilder, des Kauslerschen Schlachten-Atlas, der Atlanten von Centraleuropa, von Rotteck's Weltgeschichte und Anderes. B. Herder schloß sein thätiges, unternehmungsreiches Leben am 11. März 1839; er hatte im Kleinen begonnen und als Mann von europäischem Rufe geendet; durch reiche Fachkenntniß den Tüchtigsten seiner Berufsgenossen gleich stehend, ragte er unter Vielen derselben vor und nach ihm hervor durch eine höhere, ideale Auffassung, in welcher er die Arbeiten der Wissenschaft und die Schöpfungen der Kunst zu fördern und zum Gemeingut der Menschheit zu machen bemüht war. (Dem Mitgetheilten liegt zu Grund eine als Manuskript im literarischen Institut von Huttler in München gedruckte Biographie nebst Privatmittheilungen noch lebender Freunde. Das Kunstinstitut ist beschrieben in der im Herder'schen Verlag 1825 erschienenen Geschichte und Beschreibung von Freiburg i. B. S. 195—203.)

König.

Heinrich Heß

wurde am 19. Januar 1788 zu Hasel geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Die Mutter stammte aus der seit den Tagen der Reformation in unserer Heimath eingebürgerten Familie Zandt, die wir im Dienst der Kirche und Schule so zahlreich vertreten finden. Seine Großmutter von väterlicher Seite war die Schwester des in diesen Biographieen (Bd. II. S. 230) angeführten Spezialsuperintendenten und Kirchenraths Sander. Nachdem Heinrich Heß in Folge der Drangsale des Krieges, welche seine Familie 1799 in Ihringen ausstehen mußte, den Vater allzufrüh verloren hatte (derselbe starb am 16. Mai 1803 als Pfarrer in Thiengen), wurde er seinem Onkel, dem bekannten Fabeldichter Pfeffel in Kolmar, zur weitern Erziehung anvertraut. Der Aufenthalt in dieser poetischen Atmosphäre war von entscheidendem Einflusse auf die Entwickelung seiner dichterischen Neigungen und Anlagen. Kaum sechszehnjährig trat er dann bei einem Theilungsrevisor im badischen Oberland als Incipient ein, um sich für das Notariatsfach vorzubereiten, ohne jedoch seine wissenschaftliche

Fortbildung dabei zu vernachlässigen. Als er in kurzer Zeit durch die Besorgung von Theilungsgeschäften eine nicht unbedeutende Summe sich erspart hatte und ihm von Karlsruhe aus, wo man damals manches aufbot, fähige Leute zum höhern Staatsdienst heranzuziehen, auch noch ein Stipendium zugesichert wurde, bezog er im Frühjahr 1808 die hohe Schule in Heidelberg und studirte daselbst bis Ende März 1810 die Kameralwissenschaften. Von da bis zu seiner Berufung als Finanzrath nach Karlsruhe (im April 1826) fast fortwährend in den schönsten Gegenden des Oberlandes verwendet, hatte er wie Wenige Gelegenheit, Land und Leute, so weit die alemannische Zunge klingt, kennen und lieben zu lernen. Damals reifte denn auch sein schönstes Gedicht allmählich der Vollendung entgegen, das »Lied von Baden«, in welchem unser ganzes Großherzogthum vom Bodensee bis zur Tauber in einem naturwahren und doch durch den milden Glanz der Poesie verklärten Gemälde sich darstellt. Außer diesem Liede, welches als ein Muster der poetischen Beschreibung allgemein anerkannt worden ist, hat er noch eine Anzahl von Liedern gedichtet, welche theils eigenen Herzenserfahrungen, theils den Erinnerungen an seine alemannische Heimath, theils politischen Ereignissen und andern Gelegenheiten ihren Ursprung verdanken; von letzteren wollen wir ein »Lied am Kaiserstuhl« (1814 bei der Rückkunft der Landwehr gesungen), das »Lied am Säkularfest Karl Friedrichs« (d. 22. Nov. 1828) und ein »Rheinlied« (1840) namentlich hervorheben. Eine kleine 1829 erschienene Sammlung seiner Lieder wurde von der Kritik ehrenvoll aufgenommen (vgl. Literaturbl. d. Morgenbl. 1829, Nr. 44) und gewann ihm auch unter den deutschen Dichtern und Schriftstellern der damaligen Zeit manchen bedeutenden Freund, so Ludwig Tieck, Anastasius Grün und vor Allem Wolfgang Menzel, mit dem er fortan in den innigsten Beziehungen stand. Seine Vorliebe für die Belletristik veranlaßte ihn auch, in das Karlsruher Unterhaltungsblatt (1828—1842) Beiträge zu liefern. Zur Belebung und Hebung des heimischen Volksgesangs, für den er sich desto lebhafter interessirte, je mehr er mit den Eigenthümlichkeiten unseres Volkslebens bekannt wurde, gab er zu verschiedenen Zeiten auf fliegenden Blättern alte und neue schöne Liebeslieder heraus, von denen jene meist in freier Weise von ihm selbst neu bearbeitet waren. (Vgl. auch der Freiburger Zeitg. Beilage f. Unterhaltg. u. Lit. 1842, Nr. 8 bis Nr. 52). An der Vollendung und Herausgabe einer nahezu druckfertig uns vorliegenden Sammlung der im Volke bekanntesten Liebeslieder nebst einer Auswahl von Liedern, »deren Einführung als Volkslieder zu wünschen wäre«, wurde er durch den Tod gehindert. Er starb am 21. September 1850 als Geheimer Finanzrath. Von den mit seinem Beruf im Zusammenhang stehenden schriftstellerischen Arbeiten erwähnen wir noch die 1845 veröffentlichte Broschüre, in welcher er die Frage, ob die damals projektirte Schwarzwald-Bahn durch das Kinzigthal oder durch das Höllenthal zu bauen sei, ausführlich erörtert und zu Gunsten der Höllenthal-Bahn entschieden hat. Funck.

Georg Martin Hildebrandt,

in Mannheim am 5. Februar 1811 geboren, trat, nachdem er, auf dem Lyceum seiner Vaterstadt wohl vorbereitet, seine Studien auf der Universität Heidelberg vollendet hatte, im Jahr 1834 nach vorzüglich bestandener juristischer Prüfung als Rechtspraktikant in das Berufsleben ein, zuerst bei dem Stadtamt Mannheim, dann bei dem Bezirksamt Gerlachsheim. Seine nächste Absicht ging dahin, der Anwaltschaft sich zu widmen, die nach damals bestehender Gesetzgebung frühestens nach zweijähriger tüchtiger juristischer Praxis erworben werden konnte. Dem mit den glänzendsten Zeugnissen seiner Vorgesetzten ausgestatteten Bewerber um eine Anwaltsstelle wurde auch anstandslos im Frühjahr 1836 das Schrift-

verfassungs-Recht (so hieß damals die Advokatur bei den Erstinstanz-Gerichten) ertheilt und Gerlachsheim als Wohnsitz gegeben. Schon damals erwarb ihm sein edler Charakter und seine geschäftliche Tüchtigkeit die allgemeine Achtung und wurde von kompetenter Seite der Voraussicht Ausdruck gegeben, daß in Hildebrandt einst eine Stütze des Rechtes zu erwarten sei. Indessen blieb er der Anwaltschaft nicht treu; seinem Wunsche gemäß trat er 1840 als Sekretär bei dem Hofgericht des Mittelrheinkreises (damals in Rastatt) ein. Die richterliche Laufbahn, die ihm damit erschlossen war, verließ er nicht mehr. Das Jahr 1845 brachte ihn als Assessor in das Kollegium, im Jahr 1847 wurde er zum Hofgerichts-Rath bei dem inzwischen nach Bruchsal übergewanderten Gerichtshof ernannt. In demselben Jahre eröffnete sich ihm die politische Laufbahn. Er hatte sich ein so gutes Andenken in den Bezirken seiner kurzen Anwaltschaft gesichert, daß ihn der 40. Aemter-Wahlbezirk (Tauberbischofsheim) an Dahmens Stelle zu seinem Abgeordneten für den im Herbst 1847 eröffneten Landtag wählte. Die Richtung seiner politischen Anschauung machte ihn zum treuen Anhänger des freieren Geistes, der damals im badischen Ministerium durch Staatsrath Bekk zum Siege gelangt war. Seine Wahl selbst wurde inzwischen in der Zweiten Kammer von der äußersten Linken angefochten. Die uns heute seltsam anmuthende Strenge der Wahlprüfungen, eine schlimmme Geburt des langen Zwiespalts zwischen Kammer und Regierung, warf auf seine Wahl einen ihrer letzten Schatten. Die Kammer selbst hielt inzwischen seine Wahl aufrecht, und so trat Hildebrandt in verhängnißvoller Zeit in den Landtag. Die Pariser Februartage, für Baden und Deutschland Märztage geworden, veränderten plötzlich die politischen Verhältnisse Deutschlands. Der Bundestag fiel; das Vorparlament, dessen Verhandlungen Hildebrandt als eingeladener badischer Abgeordneter beiwohnte, der Fünfziger-Ausschuß, dann das Frankfurter Parlament und die Centralgewalt unter Erzherzog Johann als Reichsverweser traten der Reihe nach an seine Stelle. Die Ministerien fast aller deutschen Staaten und Stätlein brachen zusammen. In Baden blieben Bekk und Dusch stehen, aber neue Kollegen besetzten die Plätze der übrigen Minister. Theils im Lande selbst, theils von außen hereingetragen zeigten sich revolutionäre Zuckungen, die im Hecker-Putsch ihren Höhepunkt und auf einige Zeit auch ihr Ende erreichten. Die Zweite Kammer selbst wurde durch den Austritt vieler Mitglieder und die dadurch benöthigten Neuwahlen in ihrer Physiognomie sehr verändert. Eine fieberhafte Thätigkeit in der Gesetzgebung, wie sie wohl nur der Arbeitskraft eines Bekk möglich war, sollte möglichst rasch die »berechtigten Forderungen des Volks« zufrieden stellen. Hildebrandt hatte sich von vornherein der maßvoll freisinnigen Partei angeschlossen und blieb ihr fortan treu. Die Tüchtigkeit des jungen Abgeordneten selbst ehrte die Kammer durch die Wahl in politisch und juristisch bedeutende Kommissionen. Die Ergänzung des Landtags durch die oben erwähnten Neuwahlen brachten der Reihe nach Lamey, Prestinari und Häußer in die Kammer, und der Umstand, daß die als Führer der liberalen Partei betrachteten ältern Abgeordneten Mathy, Bassermann, Zittel, Soiron und Andere meist im Parlament zu Frankfurt verweilten, gab den jüngeren politisch und juristisch hervorragenden Kräften eine erhöhte Bedeutung und schloß sie enge an einander an. Die Staatsregierung erkannte die Tüchtigkeit Hildebrandts dadurch an, daß sie ihn mit Geh. Rath Stösser und Lamey in die Gesetzgebungskommission für das Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen berief. Die beklagenswerthen Ereignisse des Mai 1849 gaben Baden in die Hände der revolutionären Partei. Die Wiederherstellung des gesetzlichen Zustands in der Sommermitte desselben Jahres konnte selbverständlich nicht ohne eine kräftige Reaktion gegen die Ausschreitungen der Revolutionäre erfolgen. Der besonnene, feste und ächt freisinnige Geist Hilde-

brandts bewährte sich in dieser Periode durch treues Festhalten an dem maßvollen politischen Fortschritt in bester Weise, so lange er der Kammer noch angehörte. Der Ablauf seines Mandats trat im Jahr 1853 ein, eine Wiederwahl wurde von ihm nicht gesucht. Von da an lebte Hildebrandt nur seinem Richteramte, in welchem ihm die schwurgerichtlichen Verhandlungen Gelegenheit gaben, seine Begabung zur Leitung derselben als Präsident in hervorragender Weise zu erproben. Es ist unvergessen, mit welcher Gewandtheit, Würde und strengen Unparteilichkeit er dieses Amtes waltete. Aber eine zweite glänzende Periode seiner politischen Thätigkeit eröffnete ihm der lebensfrischere Geist, der in dem Volke nach langer Abspannung sich wieder zu regen begann und ihn im Jahr 1859, diesmal als Abgeordneten für den Landbezirk Bruchsal, wieder in die Zweite Kammer führte, wo er auch frühere Freunde gleicher politischer Richtung fand. Es war die Zeit des Konkordatsabschlusses, dessen Giltigkeit der Hauptinhalt des Kampfes auf dem zusammengetretenen Landtag wurde. Hildebrandt trat sofort entschieden auf die Seite Derer, die das Konkordat bekämpften. Die Mehrheit der Kammer zeigte durch seine Wahl in die Kommission über die betreffende Vorlage und sodann zum Berichterstatter die hohe Achtung, die sie vor seiner Befähigung und seiner politischen Ehrenhaftigkeit hatte, und der von ihm erstattete Bericht wird heute noch als mustergiltig betrachtet. Seine klare, sachliche Darlegung trug wesentlich zu der Verwerfung des Konkordates bei, an welche sich die freisinnige Neugestaltung unseres gesammten Staatslebens anknüpfte. Das Konkordat fiel und die kirchliche Gesetzgebung des Jahres 1860 trat an seine Stelle. Auch hier wurde Hildebrandt die Berichterstattung über das Hauptgesetz und einige Beigaben erfolgreich übertragen. Seiner Wahl in den landständischen Ausschuß am Schluß des Landtags folgte im Jahr 1861 die fast einstimmige Wahl zum Präsidenten der Zweiten Kammer, eine Würde, die er fortan begleitete, so lange er der Zweiten Kammer angehörte. Er führte den Vorsitz mit ausgezeichneter Geschäftskenntniß, mit gewissenhaftestem Fleiße und jener ruhigen Würde, welche für treue Pflichterfüllung und unbestechliche Unparteilichkeit bürgt. Eifrig, so weit es die Zeit ihm zuließ, nahm er dabei Theil an den Arbeiten der Kommissionen. Inzwischen erfolgte im Jahr 1864 seine Ernennung zum Direktor des Hofgerichts (dann Kreis- und Hofgerichts) des Oberrheinkreises, im Oktober 1869 die zum Präsidenten des Kreis- und Hofgerichts Karlsruhe. Die erhöhten Pflichten seines Amts veranlaßten ihn, mit dem Jahresschluß 1870 aus der Zweiten Kammer zu scheiden und eine Neuwahl nicht mehr anzunehmen. Doch sollte seine politische Laufbahn noch nicht abgeschlossen sein. Zu den Landtagen von 1873 bis 1875 berief ihn die Ernennung des Großherzogs in die erste Kammer und verwerthete dadurch seine hervorragende Kraft auf's Neue für die Gesetzgebung und die politischen Arbeiten des Landes. Ein so reiches und thätiges Leben bedarf nicht weiter der Aufzählung anderer Ehren, die ihm noch zu Theil geworden sind. Wohl aber soll hier der Liebe und Treue gedacht werden, mit der Hildebrandt zu jeder Zeit dem deutschen Vaterland, seiner Größe und Einigung anhing. Die nationalen Hoffnungen des Jahres 1848 mußten wohl eine Zeit lang verstummen, aber sie waren aus seiner Brust nicht zu vertilgen. Als er im Jahr 1861 den Präsidentenstuhl bestieg, gab seine Antrittsrede ihnen beredten Ausdruck und forderte auf »zu fester Beharrlichkeit in der Verfolgung des großen Zieles deutscher Einigung«. Und es war ihm beschieden, auf dem letzten außerordentlichen Landtag, dem er präsidirte, die Erreichung dieses Zieles durch die Siege deutscher Waffen sichergestellt zu wissen. Hochangesehen in seiner beruflichen Stellung, im Privatleben allseitig verehrt und beliebt, glücklich im Kreise der Seinen, schien er noch einer längeren segenvollen, dem allgemeinen Besten nutzbringenden Wirksamkeit vorbehalten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Doch das Schicksal fügte es anders. In Folge der fortwährenden angestrengten Mühen auf zwei umfangreichen Berufsgebieten hatte sich mit dem zunehmenden Alter, ihm unbewußt, ein Herzleiden in ihm ausgebildet, das unverhofft und schmerzlos am 19. März 1877 seinem thätigen Leben ein allzufrühes Ziel setzte, gerade am Tage vor demjenigen, da er die Sitzungen des von ihm präsidirten Gerichtshofs im neuen Justizgebäude eröffnen sollte. In Hildebrandt verlor das Vaterland einen seiner besten Söhne, der badische Richterstand eine Zierde, seine Familie den liebevollsten Vater. (Karlsruher Zeitung 1877, Nr. 84 u. 100.)

Karl Julius Holtzmann.

Dr. Karl Julius Holtzmann, Prälat der badischen Landeskirche in einer Reihe von 16 Jahren, welche in der Geschichte der Landeskirche zu den inhaltsreichsten, und für die Kirchenregierung durch die Menge neuer Aufgaben schwierigsten gehörten, repräsentirt in dieser Stellung eine der würdigsten Erscheinungen in der neuesten badischen Kirchengeschichte. War er auch seiner Natur gemäß nicht dazu geschaffen, durch eine starke Initiative sehr beeinflussend auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse einzuwirken, so war er doch gerade durch seine Eigenart wie Wenige dazu berufen, die Krisis, in welcher sich damals die Landeskirche befand, zu einer ruhigen, versöhnlichen Ausklärung zu bringen. Nicht nur hat ihm sein durch und durch rechtschaffener und ehrlicher Charakter, seine Objektivität und Unparteilichkeit bei allen Parteien Achtung und Vertrauen erworben, auch durch seine theologische Individualität war er zu einer versöhnenden Stellung wie kein Anderer berufen. Während seine dogmatische Ueberzeugung ihn der konservativen Richtung zugesellte, hat ihn dagegen sein aufgeschlossener Sinn für alles historisch Gewordene, seine wissenschaftliche Natur und sein Verständniß anderer Standpunkte befähigt, einer Entwicklung unserer Landeskirche mit voller Ueberzeugung zu folgen, die auf Beseitigung aller hierarchischen und dogmatischen Beengungen und auf Anerkennung der historisch gewordenen Unterschiede hinzielte. — Karl Julius Holtzmann ist am 6. Mai 1804 in Karlsruhe geboren. Sein Vater Johann Michael Holtzmann, Professor am Lyceum in Karlsruhe, stammte aus Speier, seine Mutter, Christiane Sibylle, eine geborene Fetzer, war eine Württembergerin. Wissenschaftliche Begabung und eine eigenthümlich tiefere Gemüthsanlage scheinen zwei Erbstücke dieser Eltern zu sein, da sie sich in verschiedenen Formen in der Familie wiederfinden. Mehrere namhafte Vertreter der Wissenschaft gehören ihr an, zwei Brüder des Prälaten, der Germanist Adolf und der Physiker Alexander Holtzmann und ein Sohn, der Theologe Heinrich Julius Holtzmann. Auch der Prälat besaß diesen Zug zu gelehrtem Wissen und wissenschaftlicher Arbeit; Zeitlebens hat er sich selbst mit entlegenen Gebieten der Wissenschaft beschäftigt und war stets mit dem Stande der wissenschaftlichen Forschung genau vertraut. Wenn er auf diesem Gebiete nicht productiv gewesen ist, so ist daran vorzugsweise die Last praktischer Arbeit Schuld, die während seines ganzen Lebens schwer auf seinen Schultern ruhte. Entschieden trat aber auch die Gemüthsanlage bei ihm in den Vordergrund. Ein gewisses Gemüthsbedürfniß gab seiner ganzen Wirksamkeit das Gepräge. Blos äußerliche konventionelle und rechtliche Verhältnisse befriedigten ihn nicht, Pietäts- und Vertrauensverhältnisse waren ihm ein Bedürfniß, welches seine Wirksamkeit nicht nur in der Schule und in der Gemeinde, sondern auch in der Kirchenregierung seinen Pfarrern gegenüber bestimmte, wo sein Ideal offenbar dasjenige eines mehr patriarchalischen Verhältnisses war, gegründet auf Humanität und Milde einerseits, Pietät und Vertrauen andererseits. Besonders zeigte sich aber die Gemüthsseite in der Gestalt, welche sein religiöses Leben annahm. Eine tiefe, aufrichtige Frömmigkeit athmen alle seine Aeußerungen auf diesem Gebiete. Obgleich die

formale Verstandesthätigkeit sich seinem religiösen Denken charakteristisch aufprägt, so gehört doch auch sein dogmatisches Denken mit seinen tiefsten Wurzeln dem Gemüthe an; ist die Form dem Verstande, so ist der Inhalt dem Gemüthe entnommen. Aber auch wieder im Gegensatz zur bloßen Gefühlsfrömmigkeit hat seine Frömmigkeit immer an gewissen theologischen Ideen eine konkrete Unterlage haben müssen, so daß der religiöse Mensch und der Theologe nie bei ihm zu trennen sind. Den ersten maßgebenden Einfluß in dieser Richtung hat seine schwäbische Mutter auf ihn ausgeübt, welche mit ihren sehr bestimmten religiösen Vorstellungen das religiöse Bewußtsein des Sohnes dauernd angeregt hat. In dieser Beziehung war aber auch die weitere Entwicklung nur eine Weiterbildung in gleicher Linie. Als am 20. Februar 1820 sein Vater starb, kam er, da die Mutter außer Stand war, die Erziehung der Söhne selbst zu übernehmen, zu seinem Großvater, dem Hofrath Fetzer in Stuttgart, und vollendete dort seine Gymnasialstudien. Im Jahre darauf bezog er das theologische Stift in Tübingen, wo er auch bis zum Abschluß seiner Studien verblieb. Hier legte er den Grund sowohl zu den gediegenen philologischen, philosophischen und geschichtlichen Kenntnissen, die er besaß, als auch zu seinem speziell theologischen Wissen, welches kein gewöhnliches war. Aber auch seine theologische Richtung fand hier für sein ganzes Leben in der Hauptsache ihre Regulirung. In Tübingen herrschte damals noch die sogenannte ältere Tübinger Schule; Steudel und der jüngere Bengel, von denen besonders der Letztere auf Holtzmann einen imponirenden Eindruck machte, waren die damaligen Vertreter der Schule. Es war ein gemäßigter Supranaturalismus, in welchem die grellen Farben der alten lutherischen Orthodoxie verblaßt waren, vor den entschiedenen Rechten, die in dieser rationalistischen Periode der Verstand geltend machte, welcher aber die übernatürliche Grundlage des Christenthums noch überall festhielt. Dieser Standpunkt ist im Wesentlichen auch Holtzmann's Standpunkt geblieben. Obgleich er der theologischen Entwicklung, die sich an die Namen Schleiermacher und Baur knüpft, mit großer Aufmerksamkeit gefolgt ist, so ist er doch dieser ganzen Entwicklung innerlich fremd und abgeneigt geblieben. Den Gang der biblischen Kritik, auf welchen sein eigener Sohn bekanntlich einen bedeutenden Einfluß ausübt, hat er bis in die Einzelfragen studirt, aber stets um die letzten Resultate von sich abzuweisen. In konfessionellen Fragen den unionistischen Standpunkt einhaltend, den die ihm sympathische und von ihm in den Studien und Kritiken besprochene »Geschichte des deutschen Protestantismus« von Heppe einnimmt, stand er mit seiner allgemein religiösen Weltanschauung auf ziemlich positiver Grundlage und nicht nur Begriffe wie Persönlichkeit Gottes, Weltregiment und Vorsehung, sondern auch Gottheit Christi, menschliche Urbildlichkeit Christi, Erlösung und Versöhnung in seinem Leben und Tod, Verklärung der Menschheit in sein Bild waren ihm Centralbegriffe von sehr reeller Bedeutung. Im Jahr 1824 trat er nach Ablegung der theologischen Staatsprüfung in den badischen Kirchendienst ein, zuerst als Vikar in Nonnenweier, dann in Laufen im Oberlande. Im Laufener Pfarrhause fand er seine nachherige Lebensgefährtin, die Pfarrerstochter Adelheid Sprenger, mit welcher er sich am 12. Juli 1831 verehelichte. Es war eine überaus glückliche Ehe, wenn auch durch die Größe der ihr entwachsenden Familie — sie bestand aus 7 Söhnen und einer Tochter — keineswegs ohne fortdauernde Sorgen. Im Jahr 1827 erhielt er seine definitive Anstellung nicht im Pfarrdienst, sondern an der Stelle seines Vaters als Lehrer, später als Professor am Lyceum in Karlsruhe. Nicht weniger als 20 Jahre wirkte er an dieser damals aufblühenden Anstalt zusammen mit Männern wie Kärcher, Gockel, Vierordt. Seine Unterrichtsgegenstände waren Religion, lateinischer Sprachunterricht und Mathematik; die klare, logisch fortschreitende Art seins Denkens und Lehrens hat ihn für diese Lehrgegenstände

besonders tüchtig gemacht, anderseits haben die Erfolge seines Lehrens ihm wieder auf Zeitlebens Freude an diesen Gegenständen geweckt und erhalten. Das Lateinische, das er ebenso wie das Griechische auch später noch beherrschte, trieb er immer mit Vorliebe und studirte neben den Klassikern besonders gerne um seines Lateines willen Augustin. Die Originalität seiner Lehrweise und die human gemüthliche Stellung, die er seinen Schülern gegenüber einnahm, haben in vielen seiner Schüler dankbare Erinnerungen gefunden; daß er selbst gerne an seine Karlsruher Wirksamkeit zurückdachte, bewiesen die Aufsätze »zur Geschichte des Karlsruher Lyceums«, welche er in der Karlsruher Zeitung April 1870 veröffentlicht hat. Im Jahr 1847 wurde Holtzmann erster Stadtpfarrer an der Heiliggeistkirche zu Heidelberg und damit beginnt eine zweite Periode seiner Wirksamkeit 1847—61. Neben Zittel, Sabel, Dittenberger, später Plitt arbeitete er hier in einer bewegten, schwierigen Zeit, unbeirrt durch Strömungen und Parteiungen seine eigenen Wege wandelnd, unter steigender Achtung und Dankbarkeit der Gemeinde. Es war eine Zeit voll Arbeit. Nicht nur lagen alle die vielverzweigten Pflichten seines Amtes auf ihm, einen großen Theil seiner Kraft nahm auch der Privatunterricht an verschiedenen Lehranstalten in Anspruch, zu welchem ihn die Sorge für die zahlreiche Familie nöthigte. Außerdem hatte er eine Anstellung am Predigerseminar, wo die Vereinigung wissenschaftlicher Tüchtigkeit mit praktischem Geschick seine Thätigkeit zu einer sehr fruchtbaren machte. Seine liebste Arbeit war das Predigen, obgleich es ihm nicht sehr leicht fiel. Er arbeitete hier mit großer Gewissenhaftigkeit und wurde besonders in bürgerlichen Kreisen gerne gehört. Seine Predigten sind zwar von einer eigenthümlich demonstrirenden, in Form und Ausdruck etwas pedantischen Manier, welche die langjährige Lehrerpraxis des Predigers verräth, aber ihre klare Verständlichkeit, die Vereinigung des mit starkem Gemüthsinteresse erfaßten mystischen Elementes des Christenthums mit einer verstandesmäßigen Form haben oft eine große Kraft, zuweilen, wenn aus den pedantisch fortschreitenden Syllogismen mit großer Macht eine Gemüthsfülle hervorbrach, eine überwältigende Wirkung ausgeübt. Eine Anzahl Predigten sind gedruckt bei Groos oder Mohr in Heidelberg, Braun in Karlsruhe, oder im Beiblatt zum Südd. Wochenblatt, darunter seine Predigten zur Eröffnung der Generalsynode und des Landtags. Zu literarischen Arbeiten ist unter solchen Verhältnissen nicht viel Zeit übrig geblieben. Im Jahr 1856 erschien zur Erinnerung an das badische Reformationsjahr ein gutes volksthümliches Schriftchen »Das Jahr 1556«. 1857 gab er mit Hundeshagen des »Ambrosius Blarer Schutzschrift an den Rath von Konstanz vom Jahr 1522 für Luther und seine Lehre« heraus und in dasselbe Jahr gehören die Aufsätze in der Allg. Kirchenzeitung über »die durch Herrn Pfarrer Eichhorn veranlaßte Lutherische Separation im Großherzogthum Baden«. Seine Verdienste um Wissenschaft und Kirche wurden 1856 von der theologischen Fakultät mit Verleihung des Doktortitels gewürdigt. Gegen Ende der 50er Jahre begannen die Kämpfe in der badischen Landeskirche, welche auch für Holtzmann von entscheidender Bedeutung werden sollten. Im Jahre 1859 erhob sich der bekannte Sturm gegen die Einführung der neuen Agende. Holtzmann, obgleich seinen Traditionen nach der lutherischen Kirche angehörig und den Männern, von denen die neuen Kultusreformen ausgegangen waren, befreundet, verhehlte die Abneigung keineswegs, welche sein einfacher, in den nüchternen Kultusformen Süddeutschlands aufgewachsener Sinn gegen die Neuerung empfand. Gleichwohl blieb er, allem Agitationswesen abgeneigt, der Oppositionsbewegung fern. Als dann im Jahr 1861 mit der Verwerfung des Konkordates die Wendung, welche im badischen Staatsleben eintrat, auch auf die evangelische Kirche zurückwirkte und den Rücktritt des Oberkirchenraths Ull-

mann-Bähr zur Folge hatte, wurde Holtzmann vom Großherzog als Prälat der badischen Landeskirche in die Kirchenregierung berufen. Mit seiner Person war der Geist gekennzeichnet, der die neue Leitung charakterisirte. Es war ein Regiment der Unparteilichkeit und Objektivität gegenüber den auf dem Boden der evangelischen Kirche geschichtlich gewordenen Unterschieden, das aber mit möglichster Vermeidung aller prinzipiellen Schärfe seine Aufgabe vorzugsweise auf dem Boden des praktisch-kirchlichen Lebens suchte. Freilich der Anfang mußte vor die wichtigsten prinzipiellen Fragen führen. Die Generalsynode von 1861 und die neue Kirchenverfassung bildeten die Einleitung der neuen Aera. Der Entwurf zur letzteren war zum Theil eine Frucht Holtzmann'scher Erfahrung, ihre Ausführung zeigte überall seinen maßhaltenden Sinn. Sie war ihm kein Parteiwerk, kein neu erfundenes Prinzip, sondern eine seit Stiftung der Union durch die Entwicklung naturgemäß gegebene »Vereinigung des presbyterialen und konsistorialen Systems«. Auf dem Boden der Verfassung stand er mit Ueberzeugung. Wenn er auch betont, daß Verfassungsformen noch kein kirchliches Leben sind und wenn er namentlich das häufige Auseinanderfallen von »Verfassungsgemeinde« und »Gottesdienstgemeinde« bedauerte, so erkannte er in ihr doch die einzig mögliche Form des kirchlichen Lebens in der Gegenwart und begrüßte als Frucht besonders die Theilnahme der Laien. Wie trotz seiner Abneigung gegen den Liberalismus als Parteisache er im Grunde in kirchlichen Fragen liberal dachte, zeigt nicht nur seine Stellung zur Verfassung, sondern auch das denkwürdige Aktenstück, welches am 17. August 1864 von der Oberkirchenbehörde ausgegangen ist, die Entscheidung in der Anklage gegen Schenkel nach Erscheinen des »Charakterbildes Jesu«, in welcher die wissenschaftliche Lehrfreiheit mit großer Entschiedenheit geschützt wird. Der erste kirchenrechtliche Theil des Erlasses ist von Holtzmann. Aber mit Vorliebe wandte er sich den praktische Fragen zu. Offenbar eine mit Neigung unternommene Arbeit war der alljährlich wiederkehrende Bescheid auf die Beschlüsse der Diözesansynode; es war stets eine fleißige, eingehende und übersichtliche Arbeit, mit objektiver und zutreffender Beurtheilung. Ein bleibendes Denkmal seines pädagogischen Geschickes ist die von ihm verfaßte kleine Kirchengeschichte für Volksschulen. Der persönlichen Verhältnisse der Geistlichen nahm er sich stets mit freundschaftlicher Wärme an und half in zuvorkommender Weise, wo er helfen konnte. Eine besondere Befriedigung gewährte ihm seine Stellung als Hausgeistlicher der Großherzoglichen Familie und als Religionslehrer des Erbgroßherzogs; das ihm entgegengebrachte große Vertrauen war für ihn eine reiche Beglückung. Einen ihm sympathischen Abschluß seiner kirchenregimentlichen Wirksamkeit bildete die Generalsynode von 1876, mit ihrem Gegensätze vermeidenden friedfertigen Geiste. Aber im Allgemeinen waren die letzten Lebensjahre keine sehr leichte für ihn. Abgesehen davon, daß er sich der neuen theologischen und kirchlichen Entwicklung ziemlich fremd gegenüber fühlte und namentlich für die kirchlichen Parteigegensätze kein inneres Verständniß, aber eine große Abneigung gegen dieselben in sich trug, war es ein langjähriges, schweres körperliches Leiden, welches auf sein Leben drückte und die größte moralische Kraft in Anspruch nahm. Am 23. Februar 1877 erlöste ihn der Tod von seinem Leiden, das er mit bewunderungswürdiger Geduld getragen hat. Vgl. Personalien und die Leichenrede des Oberhofpredigers Doll in der Beilage zum Südd. Wochenblatt 1877 S. 38. Hausrath's Nekrolog in Prot. Kztg. 1877.

Hönig.

Benedict Georg Kefer

wurde geboren den 22. März 1774 zu Villingen und besuchte das unter Leitung der dortigen Benedictiner blühende Lyceum, an welchem er auch die theologischen

Studien begann. Nachdem er diese an der Universität Freiburg vollendet und (am 23. Oktober 1797) die strengen Prüfungen aus den orientalischen Disciplinen pro gradu bestanden hatte, wurde er am 2. Juni 1798 Priester, sodann Kaplan in seiner Vaterstadt; die ihm übrige Muße benützte er gewissenhaft zur Fortsetzung der philosophischen und historischen Studien, wobei ihm die in diesen Fächern gut bestellte Benedictinerbibliothek sehr zu statten kam. Mit großem Fleiß betrieb Kefer, darin ganz Autodidakt, das Studium der koptischen Sprache, welche er als ein bis dahin zu sehr vernachlässigtes Hilfsmittel zur Erforschung des egyptischen Alterthums erkannte (worüber jetzt seit Decennien kein Zweifel mehr besteht); er machte damals den Anfang einer Sammlung von koptischen Wörtern, welche, 30 Jahre fortgesetzt, zuletzt um einige tausend Vocabeln reicher war, als das bis dahin vollständigste koptische Lexikon von La Croze. Es muß als ein Verlust für die Sprachwissenschaft betrachtet werden, daß es Kefer nicht vergönnt gewesen war, diese Früchte vieljährigen Fleißes nach Gebühr verwerthen zu können. Nach Aufhebung des Benedictinerstiftes wurde Kefer 1811 Lehrer und Vorstand an dem Pädagogium in Villingen und 1814 Professor und Präfekt des Gymnasiums zu Freiburg. Hier wußte er sich die Universitätsbibliothek sehr förderlich für seine Studien zu machen und stand in gelehrtem Verkehr mit Professor Hug. Ein Specimen seiner Studien veröffentlichte er 1819 in dem Programm über die Alexandrinische Bibliothek, worin die Existenz dieses Instituts noch zur Zeit der Einnahme Egyptens durch die Araber, in dem von Kaiser Severus erbauten Gymnasium in der Nähe der Pompejussäule, nachgewiesen ist. Im Jahre vorher, 1818, war Kefer auch als Bewerber um die erledigte Lehrkanzel der Geschichte an der Universität aufgetreten; in dem Bericht der philosophischen Facultät, erstattet (16. Juli 1818) von dem bisherigen Ordinarius der Geschichte, K. v. Rotteck, der in die juristische Facultät übertrat, ist über Kefer folgendes Urtheil abgegeben: »Die ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit Hrn. Kefers ist hier allgemein anerkannt, wiewohl ihm die Muße zur Ausarbeitung von Druckschriften noch nicht geworden. Vertraut mit den nöthigsten Quellen, zumal der alten und mittleren Geschichte, durch anhaltendes Studium und planmäßiges Sammeln auch in den Hilfswissenschaften der Geschichte sehr wohl bewandert, kann er nicht anders als sehr geeignet zur rühmlichen Führung des historischen Lehramtes erscheinen. Auch dürfte er, was der Facultät erwünscht sein müßte, zur Uebernahme der gleichfalls erledigten Kanzel der Diplomatik, Numismatik ꝛc. vielleicht selbst unentgeltlich geneigt sein. — Kefer wurde i. J. 1822 für die Professur der Dogmatik berufen; zwei Jahre später kam die Lehrkanzel der Kirchengeschichte in Erledigung, dasjenige Fach, welchem seine Specialstudien vorzugsweise zugekehrt waren. Es war daher ganz seinen Wünschen entsprechend, als die Facultät ihn dafür in Antrag brachte. Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, dieses ihm (durch) Erlaß v. 4. Mai 1824) übertragene Lehrfach zu dociren, ein von Jahr zu Jahr sich verschlimmerndes Augenleiden hinderte ihn, seinem Beruf und seinen Studien zu leben; es trat zuletzt völlige Erblindung ein und der arme Mann verbrachte die letzten Jahre bei Verwandten in Villingen, wo er auch starb den 21. November 1833. Fertig für den Druck zubereitet war schon 1825 eine historisch-kritische Untersuchung über die Zeitrechnung (und die Reihenfolge der egyptischen Dynastien nach Manetho, eine Arbeit welche, wäre sie damals erschienen, dem Namen des Verfassers eine ehrenvolle Stelle unter den Egyptologen verschafft hätte. Kefer hat sich auch große Verdienste um die einheimische Geschichte erworben; er lieferte Beiträge zu Kolb's hist.-topogr. Lexikon von Baden, insbesondere verdankt man ihm die Erhaltung einer Anzahl werthvoller Quellenschriften über das badische Oberland und die Stadt Villingen, eine Reihe Copien und Collectaneen, deren Originale

größten Theils verloren sind. Der handschriftliche Nachlaß kam in den Besitz der Leopold-Sophien-Bibliothek in Ueberlingen. (Vgl. Näheres hierüber i. d. Schriften des Vereins für Geschichte der Baar u. s. w. III. Heft, 1880, S. 72, 73.) König.

Ludwig Kirsner.

Am 11. November 1810 in Donaueschingen geboren, empfing Kirsner am dortigen Gymnasium seine erste höhere Bildung, die er nachmals auf den Universitäten zu Freiburg i. B. und Halle, besonders naturwissenschaftlichen Studien sich widmend, weiter führte. Er befähigte sich dadurch zur späteren Nachfolge in dem Berufsgeschäft seines Vaters, der Uebernahme der Hofapotheke in seiner Heimathstadt. Dieses Geschäft verblieb andauernd unter seiner Leitung. Der erhebliche Umfang dieser Berufsaufgabe konnte ihn aber nie hindern, seine rüstige Kraft und Hingebung gleichzeitig den öffentlichen Angelegenheiten seiner Heimathsgemeinde, später des gesammten Landes und Volkes zuzuwenden, letzteres, seitdem er — nach den unheilvollen Ereignissen des Jahres 1849 — als Abgeordneter des 13. Wahlbezirkes (Donaueschingen) in die Zweite Kammer eingetreten war. Mit redlichem Arbeitssinn, geduldig ausharrend, verwandte er seine sich mehr und mehr entfaltenden Kräfte und Kenntnisse zu dem mühevollen, oft durch äußere Hemmnisse durchkreuzten Werke: das so hart geschädigte Land und seine gesunkenen politischen Verhältnisse allmählich wieder einer neuen Zeit des Gedeihens, der wieder erlangten Kräfte entgegenführen zu helfen. Es waren keine Jahre fröhlichen Strebens oder erhebender Begeisterung und glanzvoller Erfolge, in denen Kirsner seine später so hervorragende parlamentarische Thätigkeit eröffnete. Vielmehr galt es jetzt mit bescheidenen Hoffnungen und Ansprüchen, sich vergleichend und vertragend mit dem überwältigenden Einflusse der Mächte und Richtungen, welche zumeist durch die Thorheiten und Ausschweifungen der revolutionären Bewegung auch über unser sonst so mild und freisinnig verwaltetes Heimathsland gebracht worden waren, durch nüchterne Geduld und unverdrossene Beharrlichkeit das Bessere in stetigem, wenn auch langsamem Fortschreiten wieder zu erreichen. Im Verlauf dieser Episode der 50er Jahre bekleidete Kirsner auch das Bürgermeisteramt seiner Heimathstadt. Für seine ganze spätere Thätigkeit ist von höchstem Werthe der thatkräftige Eifer geblieben, mit dem er damals sich einarbeitete in eine umfassende Kenntniß der Finanzpolitik und der dahin bezüglichen Verwaltung unseres Landes. Bis zur vollen Meisterschaft lernte er — praktisch unermüdlich den Arbeiten der Budgetkommission sich zuwendend — im Großen und Kleinen diese vielfältigen und bedeutenden Geschäfte im Ganzen überschauen und im Einzelnen würdigen, welche in erster Reihe die Grundlage des Wirkens einer politisch einflußreichen und unabhängigen Volksvertretung bilden. Sein ausharrender Arbeitssinn und die verständnißvolle Beweglichkeit seines scharfen, an den Erfahrungen des Geschäftslebens in Staat und Gemeinde gereiften Verstandes führten ihn mit immer größerer Sicherheit und Sachkenntniß ein in die Beurtheilung der Steuerverhältnisse und aller übrigen, vorwiegend mit den materiellen Interessen der Bevölkerung zusammenhängenden Staatsgebiete. So wurde er im Laufe der Jahre mit wachsendem Ansehen und Einflusse der von der Regierung, wie von den Mitarbeitern aus der Volksvertretung mit gleichem Vertrauen hochgestellte Leiter der Budgetkommission. Diese hochwichtige Aufgabe führte er mit unermüdlicher Hingebung bis zu den Tagen, da er nachmals als Präsident an die Spitze der Zweiten Kammer gestellt wurde. Die vielen durch Kirsner während seiner gesammten parlamentarischen Wirksamkeit ausgearbeiteten Budgetberichte enthalten eine Fülle reichen und klaren Wissens und bewähren vor Allem jene ruhig besonnene Be-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

urtheilung der öffentlichen Verhältnisse, die seinem stets die praktisch erreichbaren Ziele festhaltenden Geiste und Charakter eigen war. In diesem Sinne ist er jederzeit ein Mann der ruhigen Ueberlegung, der maßvollen Beachtung der Gesammtlage und ihrer Gebote, ein einsichtsvoller Mitarbeiter an den trefflich geordneten Verhältnissen der Finanzverwaltung, dabei besorgt für die thunlichste Schonung der Steuerkräfte des Landes und zugleich für die rührige Pflege aller Einrichtungen gewesen, welche geeignet waren, den Wohlstand und das materielle Gedeihen der Bevölkerung zu heben. Ein besonderer Werth seiner Arbeiten aus dem Kreise der Budgetkommission bestand aber vor Allem darin, daß seine Bestrebungen und Ziele keineswegs ausschließend von den Interessen des Finanzzustandes beherrscht waren. Seine höhere Einsicht und politische Bildung setzten ihn in den Stand, die gesammte innere Staatsthätigkeit verständnißvoll zu übersehen. So war er denn auch trefflich dazu befähigt, neben den materiellen Interessen auch die idealen Ziele des modernen Staates — jedes dieser Gebiete in dem ihm angemessenen Umfange — erfolgreich zu fördern. Wer die Summe und die Vielfältigkeit der im Landtage zu behandelnden staatlichen Aufgaben zu beurtheilen vermag, für dessen Sachkenntniß wird es keiner weitern Ausführung mehr darüber bedürfen, welche unschätzbare Kraft eine Kammer von der mäßigen Mitgliederzahl der badischen an einem Manne wie Kirsner besaß, der an allen parlamentarischen Aufgaben mit der nüchternen Prüfung des erfahrenen Geschäftsmannes und doch zugleich wieder mit vollem Verständnisse für alle idealen Kulturaufgaben eines freisinnig fortschreitenden Staatswesens sich betheiligte. Gerade diese letztere Seite seiner Bildung und seines Charakters sollte in der mit dem Jahre 1860 beginnenden Zeit erneuten frischen Aufschwunges und freiheitlicher Entfaltung, denen nach wenigen Jahren die gewaltige, alles Andere an Gewicht überwiegende Aufgabe der Begründung des nationalen deutschen Staates sich beigesellte, eine reiche, alle Vorzüge seines edeln und patriotischen Wesens erprobende Bewährung finden. Einen hervorragenden Antheil nahm Kirsner im Jahre 1863 an den umfassenden Gesetzgebungswerken zur Reform der Einrichtungen der inneren Staatsverwaltung, indem er dabei als Berichterstatter der Kommission der Zweiten Kammer mitwirkte. Seit der gegen das Konkordat eingetretenen Opposition, aus welcher die ganze Reihe der badischen Reformgesetze zur Feststellung der Rechte des Staates, gegenüber den Kirchen und kirchlichen Vereinen, hervorging, stand Kirsner entschieden, aber jederzeit gerecht und freisinnig, alle Seiten dieser hohen Kulturgebiete würdigend, auf der Seite des Staates, als ein Gegner hierarchischer Uebergriffe. Wer den Mann im Leben näher kennen gelernt hat, wird nicht bezweifeln, daß der heftigste Konflikt und die leidenschaftlichste Kammerdebatte nie seine Hochhaltung der Religion und der im Leben durch die That sich bewährenden religiösen Bildung des Volkes vermindern konnte. Die Entscheidung von 1866 zeigte seinem patriotischen Sinne mit aller Bestimmtheit den fernerhin einzig zum Ziele der nationalen Einigung des deutschen Volkes führenden Weg. Nichts konnte ihn hierin irreführen. Er bemühte sich während der Jahre 1866—70, mit den gleichgesinnten Freunden eine Politik unseres Landes im Sinne der großen nationalliberalen Partei des norddeutschen Bundes durchzuführen. Nachdem der Kriegssturm des Jahres 1870 so rasch, im Glanze der deutschen Siege, die Erfüllung unserer höchsten Wünsche gebracht hatte, wurde Kirsner, ungeachtet energischer Bemühungen der Gegner, in auszeichnender Weise in den deutschen Reichstag gewählt. Seine dortige Wirksamkeit entsprach durchaus den Zielen der heimathlichen Bestrebungen während der letzten vier Jahre, vor Allem der Förderung einer mächtigen nationalen Einheitsgewalt, sich darstellend im Kaiser und seinen Organen, und einem politisch einflußreichen Reichstage, mit Schonung der Einzelstaaten innerhalb

ihrer berechtigten Lebensgebiete, deren Aneignung die Reichsgewalt zur eigenen politischen Leistungsfähigkeit nicht bedarf, deren sonderstaatliche Ausbildung aber, innerhalb der hergebrachten Stammeseigenart, nur zur reicheren und höheren Entfaltung des geistigen Lebens unseres Volkes gereichen kann. Die leider schon damals im Keime beginnenden Einflüsse des später so verhängnißvoll hervortretenden Leidens nöthigten Kirsner bald, auf seinen Sitz im Reichstag zu verzichten. Auch während des Landtages von 1873—74, bei dessen Beginn ihm das Präsidium der Zweiten Kammer übertragen worden war, zwang ihn die immer heftiger andrängende Krankheit, seine mit Aufwendung der sinkenden Kräfte vollzogene Wirksamkeit zu unterbrechen. Zum tiefen Leid der ihm treu ergebenen Arbeitsgenossen der Kammer ist es ihnen nicht mehr vergönnt gewesen, den lieben Freund im Besitz neu erlangter Gesundheit wieder zu sehen. Er starb am 6. September 1876. Als die Zerstörung aller ihrer herzlichen Wünsche ist die Todesbotschaft durch die Gauen des Landes dahingegangen, überall dasselbe Gefühl erweckend: tiefstes schmerzliches Bedauern, wärmste Theilnahme für die Angehörigen des Mannes, dessen langjährige erfolgreiche Arbeit für das Land und Volk Badens im dankbaren Gedächtnisse und im Segen bleiben wird. Aber das Lebensbild des trefflichen Mannes würde unvollständig sein, wenn nicht auch der schönen und gewinnenden Seiten seiner liebenswürdigen menschlichen Natur Erwähnung geschehe. Wenn ihn auch Ueberzeugungstreue und die Standhaftigkeit seines ernsten Charakters jederzeit in den rauhesten Sturmestagen unwandelbar treu bei der Fahne festhielten, — seinen innersten Neigungen nach war er doch vorwiegend eine mild und sanft, friedlich und rücksichtsvoll angelegte Natur. Gerade diese Eigenart war es, die ihn den Freunden, inmitten ermüdender und allzu oft freudloser Arbeit, zu einem ermunternden und darum so werthen Genossen machte. Sein feinsinniges Gemüth und ein reicher Sinn für alles Schöne und Edle erwärmten und erfreuten das Herz Derer, welche ihm in Freundschaft nahe standen. Wie hoch das badische Volk sein Andenken hält, deß ist das Denkmal ein Beweis, welches, von Freunden und Verehrern ihm gewidmet, am 5. Oktober 1879 in Donaueschingen enthüllt wurde. Victor v. Scheffel hat für das Piedestal, welches die mit der Bronzebüste Kirsners gezierte Pyramide trägt, die Inschriften verfaßt: »Freisinnig und gerecht, staatsmännisch klar, maßvoll und versöhnend, selbstloser Pflichterfüllung Vorbild. — Ein segensreiches Vierteljahrhundert badischen Verfassungslebens ist mit seinem Wirken verknüpft.« (Nach der Badischen Correspondenz.)

Matthäus Klenkler

wurde geboren zu Ueberlingen am 20. September 1802, seine Eltern waren unbemittelte Bürgersleute. Als Schüler der Volksschule zog er durch außergewöhnliche Fortschritte die Aufmerksamkeit auf sich; in ihm selbst erwachte frühzeitig der Wunsch, studiren zu können, die Eltern wollten ihn aber ihrem Berufe zuwenden und es nicht zugeben, daß der Knabe nach vollendeter Volksschule das Pädagogium des Ortes besuche. Als der Tag zur Aufnahme in dasselbe gekommen und die glücklicheren Mitschüler Klenklers, die er in den Fortschritten bisher weit hinter sich gelassen hatte, dem Schulgebäude zueilten, stellte er sich weinend am Eingange auf. Ein glücklicher Zufall führte einen der Lehrer, einen menschenfreundlichen Mann, den geistlichen Professor Vincens Kimmacher vorüber, der ihn mit zur Prüfung nahm; Klenkler bestand sie mit Auszeichnung und damit war die Bahn seines Lebensganges bezeichnet. Kimmacher blieb von da sein Beschützer und Wohlthäter. Im 16. Lebensjahre kam Klenkler zur Fortsetzung der Studien an das Lyceum zu Konstanz; 1822—26 studirte er Theologie an der Universität Freiburg; während des letzten Studien-

jahres unterzog er sich den strengen Prüfungen aus der Mehrzahl der theologischen Disciplinen, so daß ihm das Doctorat in sicherer Aussicht stand. Im Herbst 1826 wurde er in das bischöfliche Seminar zu Meersburg aufgenommen und am 20. September 1827 durch den Bischof Keller als Priester ordinirt. Hierauf kurze Zeit zu Feldkirch im Breisgau in der Seelsorge verwendet, ward er (18. Nov. 1827) von dem Erzbischof Boll in das neu eröffnete Priesterseminar in Freiburg als Repetitor berufen, welche Ernennung am 28. November die landesherrliche Bestätigung erhielt. In dieser Stellung blieb Klenkler fünf Jahre und wirkte nach dem Zeugniß noch lebender Alumnen aus dieser Periode mit großem Erfolg sowohl als Lehrer der homiletischen und katechetischen Fächer, wie als praktischer Katechet und Prediger. »Wie Wenige (sagt das Vorwort zu seinen nachgelassenen Schriften) besaß Klenkler die Kunst, sich zum Kinde, das belehrt werden sollte, herabzustimmmen, in dessen Seele zu lesen, es zu verstehen, darnach seinen Unterricht zu ordnen u. s. w. Auf gleiche Weise war er als Prediger klar, sein Vortrag angenehm und so eingerichtet, daß durch ihn die Wahrheit der schwachen Fassungskraft sinnlicher Menschen und der deutlichen Erkenntniß nahe gebracht, die Liebe zur Wahrheit in ihren Herzen lebhaft erweckt wurde.« Seine Predigten gehörten zu den besuchtesten in Freiburg; nach einem vorliegenden Zeugniß des tüchtigen Regens Dürr, der selbst ein vortrefflicher Prediger war, bekundeten dieselben »ebenso ausgezeichnete und gediegene theologische Kenntnisse, als ein tiefes religiöses Gemüth und praktischen Scharfblick«. Als im Jahre 1831 durch den Austritt des Professors v. Reichlin die Lehrkanzel der Kirchengeschichte vacant geworden war und eine sofortige definitive Besetzung sich nicht ausführen ließ, richtete Klenkler an die Facultät das Gesuch, ihn für die Suppletur in Vorschlag zu bringen. Nach längeren Verhandlungen darüber (während welcher der damalige Professor der Geschichte, Deuber, auch Kirchengeschichte docirte) wurde Klenkler durch Ministerialentschließung vom 6. Oktober 1832 zum Supplenten und im Jahre darauf zum außerordentlichen Professor der Kirchengeschichte und Patrologie ernannt. Mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte war er bemüht, dem ehrenvollen Auftrag würdig zu entsprechen, und es gelang ihm bald, die Aufmerksamkeit und ein lebhaftes Interesse bei seinen Zuhörern für das so ausgedehnte Fach zu gewinnen; ein nach dem Tode Klenklers von den Zuhörern zu öffentlichem Zweck abgegebenes Zeugniß lautet: »Das größte Verdienst unseres hingeschiedenen Lehrers in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte fanden wir darin, daß er dieselbe nicht blos als Gegenstand des theoretischen Wissens, sondern zugleich als Mittel zur Beförderung der praktisch-theologischen Bildung betrachtete und durchführte. Das Gute wie das Böse faßte er mit historischem Scharfblicke und psychologischer Richtigkeit auf, und stellte es mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit und Wärme dar, so daß jedes unbefangene Gemüth für die heilige Sache der ächt christlichen Religiosität eingenommen und begeistert werden mußte.« Den großen Anstrengungen, mit welchen Klenkler seinem Berufe sich hingab, war seine schwächliche, früh schon zur Hektik disponirte Gesundheit für die Dauer nicht gewachsen; bald nach seiner Anstellung befiel ihn ein Brustleiden, das in kurzer Zeit eine bedenkliche Wendung nahm und am 23. Januar 1835 mit dem Tode endete. — Die Freunde des Verstorbenen besorgten die Herausgabe der nachgelassenen Schriften; davon erschien Bd. I Predigten. Freiburg bei Herder 1837. König.

Wilhelm Friedrich Klose

wurde in Karlsruhe am 6. Januar 1790 geboren. Sein Vater war der damalige markgräflich baden-durlachische Kammerrath Karl Christian Klose, seine Mutter Henriette eine geborene Sonntag. Er besuchte das Lyceum seiner

Vaterstadt bis zur Tertia, damals der drittobersten Klasse. Von seinem Vater zum Kameralisten bestimmt, war er einige Jahre in diesem Fache thätig, erhielt aber wegen seiner ausgesprochenen Abneigung gegen diesen Beruf die Erlaubniß, denselben mit dem Ingenieurfach zu vertauschen, und wurde im Jahr 1807 in die auf Anregung Tullas von dem Markgrafen Karl Friedrich gegründete Unterrichtsanstalt für mathematische und Ingenieurwissenschaft aufgenommen. Im Jahr 1810 begann er als Ingenieureleve I. Klasse seine praktische Thätigkeit und fand bei der zur selben Zeit angeordneten Landesvermessung seine Verwendung, wobei er wegen seiner trigonometrischen Kenntnisse und wegen seiner Zuverlässigkeit in den Beobachtungen von Tulla besonders berücksichtigt wurde. Im Jahre 1814 als Hauptmann und Compagniecommandant in das 6. badische Landwehrbataillon eingetheilt, machte er die Feldzüge der Jahre 1814 und 1815 gegen Frankreich mit. Nach wiederhergestelltem Frieden Hauptmann à la suite und wieder bei der Landesvermessung thätig, wurde er später Chef der militärisch topographischen Abtheilung des badischen Generalstabs, schließlich mit dem Rang als Oberst, bis zu seiner im Jahr 1849 erfolgten Pensionirung. Er starb am 13. August 1860. — Klose hat als Vorstand der badischen topographischen Vermessung mehrere Jahrzehnte lang in fruchtbarster Weise gewirkt. Die von ihm geleitete Vermessung, welche heute noch die Grundlage aller badischen Karten bildet, gehörte in einer für ein Gebirgsland sehr wichtigen Hinsicht, nämlich betreffs der Menge und Genauigkeit der Höhenbestimmungen zu dem Vollkommensten, was jene Zeit überhaupt aufzuweisen hatte. Klose war ein unermüdlicher und dabei scharfer Beobachter; wohl die Hälfte aller Haupthorizontal- und Höhenwinkel, welche, in musterhafter Weise geordnet, heute noch aufbewahrt werden, sind von ihm selbst gemessen. Ebenso fruchtbar war seine Thätigkeit in Topographie und Kartographie, während er den theoretisch-geodätischen Theil in der letzten Zeit einem Specialbeamten (seinem späteren Amtsnachfolger, dem bei dieser Gelegenheit hier namentlich zu erwähnenden Obergeometer Rheiner) überließ, was wohl der Grund dafür sein dürfte, daß über jenen den gleichzeitigen Leistungen anderer Staaten mindestens ebenbürtigen Theil der badischen Vermessungen keine amtliche Veröffentlichung stattgefunden hat. Bei allen Wandlungen, welche das badische Vermessungswesen noch erfahren kann, wird der Name Klose's stets in ehrenvollem Andenken bleiben. Jordan.

Hermann Köchly

war in Leipzig am 15. August 1815 geboren und wurde frühzeitig aus einem einfachen bürgerlichen Familienleben heraus in die enggeschlossene große Schulgemeinde der Fürstenschule zu Grimma versetzt, wo er in den Jahren 1827—32 seine höhere Schulbildung erhielt. Mit besonderer Liebe verweilte er in den Erzählungen aus früherer Zeit bei dieser für ihn wesentlich glücklichen Welt einer solchen protestantischen sächsischen Klosterschule: es verklärten sich ihm auch später die Mängel und Einseitigkeiten in dem Gesammtideal in einem merkwürdigen Kontrast zu den eigenen Bestrebungen seiner ersten Lehrthätigkeit. Unter Weichert's, des gelehrten Batinisten, unter Wunders, des begeisterten Schülers von Hermann und Erklärers von Sophokles' Tragödien, Leitung gewöhnte sich sein Ohr frühzeitig an den Wohllaut griechischer Rythmen, eignete er sich bei dem wesentlich lateinisch gegebenen Unterricht und den eifrigen Versübungen die Herrschaft über den lateinischen prosaischen wie poetischen Sprachgebrauch in einem Maße an, wie sie selten bei Zeitgenossen noch angetroffen wird. Dort ist ihm das lebendige Ehrgefühl im Wettstreit certirender Jugendgenossen geweckt worden, aber er lernte auch früh die eigenthümliche Einseitigkeit der Schola latina kennen, die er später so eifrig selbst bekämpft hat.

Siebenzehn Jahre alt kehrte Köchly in die Vaterstadt Leipzig zurück, um dort das Studium der Philologie mit ganzer Begeisterung zu ergreifen. Fünf Jahre hat er dort als Studirender zugebracht, wenn auch schon seit 1834 mit der Magisterwürde geschmückt, ein eifriges Mitglied des philologischen Seminars, dann besonders der griechischen Gesellschaft und der auch von Gottfried Hermann geleiteten philosophischen Disputationen. Gottfried Hermann ist als Persönlichkeit wie als akademischer Lehrer und als wissenschaftlicher Geist sein wahres Vorbild geworden. Ihm hat er bei der Wiederkehr seines hundertsten Geburtstags (28. November 1872) mit einer wahren Beredtsamkeit des Herzens eine treffliche Rede im weiteren akademischen Kreise gewidmet; dieselbe hat sich in der weiteren Ausarbeitung zu einer eingehenden Charakteristik mit werthvollen Beilagen erweitert, seiner letzten größeren literarischen Publikation. Ein Schüler, der mit so warmer Begeisterung seinen Lehrer auch in seinen kleinsten individuellsten Zügen nach 40 Jahren schildert, hat wahrlich das Anrecht erworben, selbst begeisterte Schüler an sich zu fesseln. Mitten in die genauesten Einzelstudien zu den griechischen Epikern und Tragikern, für die Hermann den jungen Philologen gewonnen, greifen aber auch schon die Interessen ganz anderer Art, schlagen schon die Wogen jener theoretisch-politischen und literarisch-philosophischen Bewegung, welche von Frankreich wie von den Jüngern Hegels in den dreißiger Jahren wesentlich ausgingen. Hermann Köchly war recht ein Kind dieser Zeit und ihrer immer tiefer gehenden Bestrebungen. Bezeichnend genug, daß er in den lateinischen Disputationen bei Hermann über die Republik als beste Staatsform, über die Preßfreiheit, über Volksgerichte seine Thesen stellte. Ein weiteres Element von bedeutsamem Einfluß war die früh geweckte und eifrig gepflegte Liebe zum Theater, und wir wissen ja, wie die Leipziger Schaubühne eine wahre Pflanzschule ausgezeichneter dramatischer Künstler von jeher und speziell damals war. — Im Jahre 1837 begann Köchly seine praktische Lehrthätigkeit an einer kleinen Lehranstalt des Meininger Landes, das damals eben in trefflicher Weise eine neue Organisation seines ganzen höheren Schulwesens, wesentlich durch Schüler von Gottfried Hermann und Karl Reisig, erhielt. Das kleine Gymnasium zu Saalfeld war in eine Realschule und humanistische Vorschule umgewandelt worden; an dieser war der junge, feurige, hochstrebende Schüler Hermanns angestellt. Noch lebt in jener Stadt unter den einzelnen Collegen jener Zeit und sonst im Lande wirkenden Genossen, Theologen wie Naturkundigen, die Erinnerung einer schönen, in Disputationen eifrigen und doch einander wohlwollenden Gemeinschaft mit demselben. Er selbst hat es ausgesprochen, daß damals ihm der Blick sich bedeutend nach Natur und Volkswesen erweitert habe, ebenso die Möglichkeit doppelter Wege der Volksbildung ihm aufgegangen sei. Im Jahre 1840 vertauschte Köchly diese bescheidene Stelle mit einer viel größeren Wirksamkeit an der Kreuzschule zu Dresden. In Dresden hat er neun volle Jahre gewirkt, hochbeliebt als Lehrer und als Mensch. Seine Begabung für den Unterricht trat hier gerade in den mittleren Klassen des Gymnasiums am glänzendsten hervor. Spätere Collegen von ihm, wie ein H. von Treitschke, haben dieser Stunden mit Dankbarkeit gedacht. Das treffliche biegsame Organ, aufmerksam noch ausgebildet, die Freude an wohl abgerundeter Rede, die Gabe anschaulicher Darstellung, ein richtiger Takt, das dem Alter Angemessene darzubieten, und ein ursprüngliches Wohlwollen für jugendliche Gemüther haben glücklich dabei zusammengewirkt. Ist Dresden überhaupt eine Stadt, geeignet nach verschiedensten Seiten des künstlerischen Lebens anzuregen, den Blick über das engere Schulgebiet zu erweitern, so war es damals, in den vierziger Jahren, besonders ein Mittelpunkt hochstrebender, neue Formen in der Kunst suchender, künstlerischer Talente. Mit diesen, mit Richard Wagner, mit Semper, mit den Devrients,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

trat der Verewigte in lebhaften Verkehr. Dazu kam, daß die sächsische Kammer im Norden Deutschlands eine ähnliche Rolle spielte, wie die badische im Süden, daß Dresden der Sitz eines sehr fortgeschrittenen Liberalismus war, daß durch öffentliche Vorträge, durch Bildungsvereine und dergleichen diese Bestrebungen in den allgemeinen Volkskreis hineingetragen wurden. Der junge, hochbegabte Lehrer und Redner ward mehr und mehr in diesen Zauberkreis gebannt. Durchgängige Reform des Schulwesens ward das Losungswort, es galt zwei Formen des Gymnasiums auf einer gemeinsamen Unterlage des deutschen und modernen Sprachunterrichts aufzubauen. Der Schüler Gottfried Hermanns schien ganz ein Schüler Magers geworden zu sein. Auf dem Boden der allgemeinen deutschen Philologenversammlungen trat Köchly damals, 1845, in Darmstadt zuerst mit einem Vortrag und vorkämpfend für eine pädagogische Section auf. In einem Reformverein für Gymnasien sammelten sich in Dresden alle dafür geweckten Kräfte unter Lehrern, Juristen, Aerzten, Naturforschern; im edlen Wetteifer wurde das Ganze der Schulorganisation wie jedes einzelnen Unterrichtszweiges durchgearbeitet. Die von Köchly redigirten Blätter dieses Vereins in zwei Jahrgängen geben dafür vollgiltiges Zeugniß. — Das Jahr 1848 schien auf einmal auf allen Gebieten des Lebens die Erfüllung aller tief empfundenen Bedürfnisse, die Heilung aller Schäden zu bringen, mit einem Schlag alle lang zurückgehaltenen Blüthen an einem herrlichen Maitag zu öffnen. Nicht ohne tiefere Bewegung lesen wir heute Köchlys Worte, mit denen er jene Veröffentlichungen schließt, um fortan dem Ganzen, der Erneuerung des politischen Lebens, zu leben: »Nie wird ferner die Gelehrtenschule vergessen, daß auch sie eine Volksschule ist, nie der Gelehrte vergessen, daß auch er zum Volke gehört, daß höher als aller Ruhm der Wissenschaft und gelehrten Forschung die Ehre des freien Bürgers steht, der seine staatlichen und gemeindlichen Rechte und Pflichten vollständig und gewissenhaft ausübt. Wohlan denn, wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.« Der Mai 1849 sah ihn auf den Barrikaden von Dresden, für eine Reichsverfassung, der es an einem Oberhaupt und an dem Nachdruck der schützenden, geordneten Macht fehlte. Der gefeierte Redner, der scharfsinnige kritische Philolog, der Lehrer des sächsischen Thronerben, floh geächtet auf weitem Umweg über Hamburg und Oldenburg durch die einsamen Haiden nach Holland und Belgien. In Brüssel fand Köchly zunächst eine Ruhestatt, dahin folgte ihm die junge geliebte Gattin, der er sich 1847 verbunden, und hier tritt nun ein entscheidender Wendepunkt seines Lebens ein, welcher vollgiltiges Zeugniß von der Energie seines Wollens, von der eingetretenen Besinnung ablegt. Er kehrt sofort zurück zu den geliebten alten Studien seiner Universitätszeit, zur strengen Wissenschaft. Nicht versinkt er in unfruchtbares Grübeln über das Geschehene und Zukünftige, nicht verbraucht er seine Kräfte in sinnlosen Versuchen, von der Fremde aus das Vaterland zu reformiren. Dort in Brüssel arbeitet er seine Ausgabe des Quintus Smyrnaeus fertig, beschäftigt er sich mit Aratus und Manetho. Ein glücklicher Stern führt ihn aus Belgien, das ihm nie heimathlich geworden sein würde, nach der Schweiz, nach Zürich, im Frühjahr 1850. Wie nach einem furchtbaren, die kräftigsten hochgewachsenen Bäume entwurzelnden Sturm oft der reinste Himmel und milder Sonnenschein folgt, so sind den Jahren 1848 und 1849 für Köchly die folgenden 14 Jahre, welche er in Zürich verlebt hat als Professor der klassischen Philologie an der Universität, zwei Jahre lang als Rektor, Jahre schönster, fruchtbringendster und befriedigendster Thätigkeit geworden. In der That müssen wir über die Mannigfaltigkeit seiner Thätigkeit in Zürich, über die Fülle rasch sich folgender literarischer Arbeiten staunen, deren jede einen eigenthümlichen Reiz frischer, jugendlicher, oft kecker Kraft schon in der Form ausübt. Der eifrige Docent, der sehr weite

Gebiete der klassischen Alterthumswissenschaft umfaßte, das thätige Mitglied in der Verwaltung der Universität, der Organisation der Schulen, Prüfung der Lehrer, der beredte Redner vor einem gemischten Publikum, der freudig begrüßte Liebling in den Zusammenkünften der Schweizer Gymnasiallehrer, der gern sich unterrichtende Theilnehmer an der Antiquarischen Gesellschaft, hat Jahr aus Jahr ein die Programme der Universität abgefaßt und dabei noch größere Schriften veröffentlicht. Es war das Gebiet der griechischen Literatur, speziell das der epischen Poesie, welches er in unmittelbarer Fortsetzung jener von G. Hermann angeregten, nun unter Lachmanns Aegide besonders gestellten Studien allseitig kritisch durchforschte. Von der Zerlegung der Homerischen Ilias in eine Liederreihe, von der Aufdeckung der Kompositionen der Odyssee bis zu Nonnos, Tryphiodor, Musaeos, bis zu den abgelegensten Produktionen des späteren Epigonenthums ist kaum ein Epiker ohne irgend erhebliche Förderung der Kritik durch ihn geblieben. Wenn irgend ein Gebiet der Poesie aber seiner individuellen Begabung und Geistesrichtung entsprach, so war es das dramatische, und unter den Meistern der griechischen Tragödie stand ihm persönlich Euripides am nächsten; doch hat er früh Sophokles' Antigone und später Aeschylos besonderen Eifer zugewendet. Hatte Köchly in der Dresdener Zeit schon mit der still beschaulichen Thätigkeit des Philologen zeitweise die Rolle des politischen Redners vertauscht, ja selbst sich persönlich mit den praktischen Fragen der Kriegskunst vertraut gemacht, so wandte er sich nun in der Schweiz, wo er streng jede unmittelbare politische Thätigkeit von sich fern hielt, um so freudiger den großen Meistern antiker Volksrede und den Darstellern der politischen Kämpfe zu, einem Demosthenes, Sallust, Caesar; so zog er ein bis dahin noch sehr vernachlässigtes Gebiet der griechischen Literatur zum Theil ganz aus der Vergessenheit hervor, das der Kriegsschriftsteller. Im Verein mit einem bedeutenden technischen Forscher auf diesem Gebiete, mit Rüstow, hat er eine Gesammtausgabe unternommen und die Epochen der antiken Kriegskunst in fesselnder Weise geschildert. In engstem Zusammenhang damit stand sein lebhaftes Interesse für Napoleons Arbeiten zu Caesar und die technische und topographische Erklärung derselben. — Im Jahre 1864 ward Hermann Köchly nach Heidelberg berufen. Mit freudiger Bewegung setzte er den Fuß auf den lange ihm verschlossenen deutschen Boden, mit frischer Kraft und hochgespannten Hoffnungen auf eine fast reformatorische Stellung in Schulwesen und Universität trat er in seinen neuen Wirkungskreis. Manche dunkle Wolke ist an seinem Heidelberger Himmel im Laufe von 12 Jahren dahin gezogen, manchen verhängnißvollen Irrthum hat er getheilt, manch' schweres Mißverständniß hat dabei gewaltet, manche ernste Prüfung in seinem Amt ist an ihn herangetreten; aber es darf eben so ausgesprochen werden, daß er offenen Meinungsaustausch zu ehren wußte, daß er zu besserer Einsicht sich offen zu bekennen vermochte, daß ihm die Selbstständigkeit der akademischen Korporationen, gewissenhafter, unabhängiger Männer der verschiedensten Wissenschaftskreise schließlich als der sicherste Boden für seine eigene ersprießliche Thätigkeit vollwiegend erschienen ist. Es war ihm auch hier ein Bedürfniß, in unmittelbaren Verkehr mit der Schule zu treten. Abgesehen von seiner amtlichen Stellung im Aufsichtsrathe des Gymnasiums und im Oberschulrath des Landes hat er Jahre lang in unermüdeter Pflege sich einem Vereine gewidmet, der an Vorschlägen für die Reform des badischen Schulwesens redlich gearbeitet hat. War ihm ja auch im zweiten Jahr seiner Heidelberger Wirksamkeit die Freude beschieden, die allgemeine deutsche Philologenversammlung als erster Präsident zu leiten. Auch den Philologenversammlungen in Augsburg, Hannover, Würzburg, Innsbruck hat er noch unmittelbar thätig beigewohnt. Große literarische Entwürfe sind von Köchly in der letzten Periode seines Lebens gefaßt, zum Theil aber auch wieder

aufgegeben worden. Er selbst empfand das Wort: daß unser Wissen Stückwerk sei, immer tiefer, er hat nach dem Höchsten in der Ausführung gestrebt und dadurch Manches nicht ausgeführt, so sehr es ihm gegeben war, rasch die schöne, abgerundete Form für den Gedanken zu finden. Seine Wissenschaft war ihm aber niemals Papier und Buchstabe, gelehrte Erudition, literarische Betriebsamkeit, sie war ihm Leben, Wirken von Person zu Person, aus Begeisterung geboren, Begeisterung weckend. Das klassische Alterthum war ihm nicht eine fern abliegende Welt, nicht blos Geschichte, er glaubte an die reale, noch heute giltige Macht der in ihm ausgeprägten Ideen, und er strebte darnach, diese Mächte in das jetzige Leben zu übertragen, diesem wahrhaft organisch anzueignen. Er hat es versucht, selbst im Gebiete der körperlichen Erziehung, indem er den Marschübungen und Bewegungen antike Waffenführung, antiken Rythmus unterlegte. Er hat vor Allem in den letzten Jahren darnach gestrebt, die Neugeburt der antiken Tragödie auf der Bühne unserer Tage zu ermöglichen, ihren reinigenden, erhebenden, versöhnenden Einfluß in die Gemüther seiner Zeitgenossen zu ergießen. Was er in kleinem Maßstabe versucht, wurde erst nach seinem Tode auf der Mannheimer Bühne in der Aufführung der »Perser« vollendet. Und hierin steht er als ein ächter Jünger der Griechen, als ein Zögling zugleich unserer großen Dichter und Denker da, als ein unermüdlich strebender Jüngling voller Ideale. — Noch im Sommersemester 1876 wartete Köchly frisch und elastisch, in voller Manneskraft, wenn auch das Haupt vom Silberweiß der Haare geschmückt, seines Amtes. Tagtäglich lenkte er seine Schritte von der freundlichen ländlichen Stätte in Neuenheim, wo er sich am Berghang ein Haus ganz nach seinem Geschmack erbaut und mit griechischen Sprüchen und dem Bilde der Athene und des Zeus geziert hatte, hinüber zur Stadt, zur Universität, freudig erwartet von dem harrenden zahlreichen Kreise seiner Zuhörer, oder bereit, seine wohltönende Stimme im Rathe der Kollegen zu erheben. Im beginnenden Herbst traf er eifrig die Vorbereitungen, um einen langgedachten Plan auszuführen, einen stillgehegten Herzenswunsch endlich zu erfüllen. Gegen Ende September schied er, nicht ohne eine gewisse ernste Vorahnung von seiner Familie, um nach Italien und Hellas zu ziehen. Kollegen begrüßten ihn auf italienischem Boden, nahe dem ersten großen Monument römischer Vorzeit, das dem Fremden entgegentritt, in Verona. Glückliche Winde führten ihn zur Seite seines erlauchten Gönners und Freundes, des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen, über das Adriatische Meer, er schaute die Insel der Phäaken, dann das milde reiche Zakynthos, er landete am elischen Gestade. Auf der Ebene von Olympia öffneten sich ihm die neu erstandenen Trümmermassen und plastischen Schätze des einstigen großen Nationalheiligthums von Griechenland. Rüstig durchritt er die arkadischen Hochgebirge, ruhig am Rande steiler Abgründe hin, er weilte an den Stätten der großen Entscheidungsschlachten auf der Ebene von Mantinea, er kam glücklich nach Athen. Da ergriff ihn ein früher schon im Keim vorhandenes gefährliches Leiden. Hiezu kam ein trauriger Sturz vom Pferde auf dem Schlachtfelde von Marathon. Krank, unter peinigenden Schmerzen kehrte er auf langer Seefahrt von Athen, das er kaum mit Genuß geschaut, nach der nordischen Heimath zurück. In Triest angelangt, lag er nun schwer darnieder im dortigen Krankenhause, von deutscher ärztlicher Kunst gepflegt, bald auch umgeben von der liebenden Fürsorge seiner auf die erste Kunde vom Sterbelager der Mutter herbeigeeilten Gattin, in seiner Phantasie fortwährend beschäftigt mit griechischer Natur, mit der Erneuerung des griechischen Dramas. So, noch zwei Tage zuvor in ein behagliches Privathaus gebracht, schlummerte er sanft zuletzt ein am Morgen des 3. Dezembers 1876. — Wenig über ein Jahrhundert zuvor hatte Winkelmann dort, der Prophet des edelsten Griechenthums, ein jähes

Ende gefunden auf der Rückkehr von der von ihm nicht mehr erreichten, ja scheu gemiedenen Heimath, das Land der Griechen mit der Seele suchend; hier starb ein begeisterter Zögling der Hellenen, nachdem er das Land geschaut, gerade dort vom Todesstachel getroffen, in der Vorhalle des deutschen Vaterlandes. Die Zeitungen meldeten von der allseitigen Theilnahme, die Köchlys Ende dort erweckt, von der großen Ehre, die man dem deutschen Gelehrten und Mann der Schule wie des Lebens, dem liebenswürdigen Menschen im Wetteifer der Deutschen, Italiener und Griechen erwiesen. — In früher Nachmittagsstunde des 12. Dezember war ein reges Leben am Neckarufer zu Heidelberg. Durch den tiefen kalten Nebel, der die Berge ganz umhüllte, das jenseitige Flußufer nur in Umrissen erscheinen ließ, fuhren Nachen und Fähren, dicht gedrängt mit Professoren, Studirenden, Schülern, Bürgern über den Fluß, aus dem die gigantischen Pfeiler der im Bau begriffenen hohen Brücke fast gespensterhaft ragten. Eine wahrhaft Charon'sche Ueberfahrt! In den engen Gassen des am andern Ufer liegenden Ortes Neuenheim, des beliebten Vergnügungsortes, zogen die Wagen in langer Reihe zu der von der großen Straße weit abseits gelegenen Kirche, deren Eingang und Gänge von Studirenden im farbigen Verbindungsschmuck rechts und links besetzt waren, viele der Erschienenen mußten außerhalb der Kirche zurückbleiben. Eine feierliche große Trauerversammlung war bereits auf den Plätzen, den Blick gerichtet auf den hochstehenden, mit Lorbeerkränzen und weißen Blüthenmassen wie überschütteten reichen, schwarzen, weiß umrandeten Sarg im Chor, der die von Triest in die Heimath verbrachten sterblichen Ueberreste Köchlys barg, Lichter erhellten ihn allein in der düsteren Dezemberdämmerung, welche die Kirche füllte. Orgelspiel eröffnete die Feier, auf das Einleitungsgebet des Geistlichen folgte ein Chorgesang aus der Antigone, gesungen von den Philologen in der Ursprache, mit Instrumentalbegleitung, in den Anfangsworten umgestaltet und musikalisch den Rythmen genau angepaßt von Professor Lang am Heidelberger Gymnasium. Es ist der die Antigone auf ihrem Todesweg begleitende Trauerchor *"Ετλα καὶ Δανάας οὐράνιον φῶς.* Griechische Klänge durchzogen wundersam die deutsche Dorfkirche. Der Ortsgeistliche eröffnete die Reihe der Redner mit einer warmen Schilderung der Persönlichkeit des Verewigten. Im Auftrag der Universität hielt Hofrath Stark, der langjährige College von Köchly, die Trauerrede, nach gutem altem Gebrauch der Heidelberger Universität, daß der Dekan der betreffenden Fakultät oder einer der Fachgenossen dazu erwählt wird. Ein Schüler Köchlys, Dr. Seldner, legte mit kurzen herzlichen Worten den Lorbeerkranz auf den Sarg. Der Segen ward vom Geistlichen darüber gesprochen und unter den Klängen der Orgel bewegte sich der lange Zug hinaus zu dem ziemlich entfernten neuen Kirchhof des Ortes. Wie in kimmerischem Lande wandelte man still durch die Nebelmasse hinaus in die unbegrenzt erscheinende Ebene. Endlich langte man an der Ruhestätte an, es senkte sich der Sarg, es rauschte die Erde in das ganz von Grün und Blumen erfüllte Grab. Ein Leben war abgeschlossen, früher als Menschen erwarten konnten, ein rüstiger Streiter im Gebiete des geistigen Lebens war nach mannigfachem Kampf abgerufen. Der Wanderer der Bergstraße aber wird im Frühlingsglanze der immer sich erneuenden Natur, wenn er an dem alten Lutherhäuschen vor Neuenheim hinaustritt in die überreiche blühende Ebene, die Stätte der im dunkeln Winter hier eingesenkten Geistessaat noch oft mit dem Auge suchen und des dort Ruhenden dankbar gedenken. (Vgl. Allgem. Zeitung 1876 Nr. 342 u. 361.)

Moriz Lenel,

hervorragend durch kaufmännische Tüchtigkeit, durch Bildung, sowie durch vielumfassendes gemeinnütziges Wirken, wurde zu Ladenburg den 20. März 1811 geboren.

Auf seine Wiege hätte man die Inschrift setzen können: »Ein Kampf ist dem Menschen auf Erden: Wohl dem Mann, der früh ein Joch getragen.« Ein bildsamer, sinniger Jüngling mit einer von der Natur reich beschriebenen Seele, war er dennoch kein eigentliches Glückskind. Ihm ward nichts im Schlaf gegeben. Nicht fremde Schultern hoben ihn auf die Höhe seiner Zukunft, er mußte mit der Noth des Lebens ringen! Er besuchte mit Auszeichnung das Gymnasium zu Fulda, wohin er nach dem Tode des Vaters in früher Kindheit mit der Mutter übergesiedelt war, mußte aber aus Mangel an Mitteln statt des gelehrten Studiums den kaufmännischen Beruf ergreifen. Nach zu Hanau durchgemachter Lehre hatte er eine Zeit lang Stellung in Frankfurt a. M. und ließ sich sodann 1834 in Mannheim nieder. Hier erwarb er das Bürgerrecht, verheirathete sich und gründete im Verein mit seinem Bruder mit sehr geringfügigem Kapital ein Kolonialwaarengeschäft en gros, das er im Lauf der Jahre durch Redlichkeit, kaufmännische Einsicht, rastlose Arbeit zu einem der ersten des Platzes erhob. Er gehörte zu Denen, welche klaren Blicks schon sehr frühe die umwälzende Bedeutung der Eisenbahnen und Telegraphen für den Weltverkehr erkannten und durch Aufsuchung direkter Bezugsquellen und entfernter Absatzgebiete daraus die praktischen Konsequenzen zogen. Sein lauterer Charakter, sein durchdringender Verstand, seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein allen gemeinnützigen Bestrebungen offener Sinn erwarben ihm bald das Vertrauen seiner Berufsgenossen und seiner Mitbürger überhaupt. 1848 in die Handelskammer gewählt, schied er zwar in Folge von Differenzen mit der Majorität des Kollegiums, die sich der Aufnahme von Israeliten in die Kaufmannsinnung widersetzte, 1854 aus derselben aus, trat aber im Beginn der liberalen Aera 1860 wieder ein und wurde 1866 Vicepräsident, 1871 Präsident des Kollegiums, in welchem Amt er bis zu seinem Tode den Interessen des Mannheimer Handels mit eben so viel Hingebung als Erfolg diente. Vom Jahre 1870 ab war er von der Kammer in den Ausschuß des deutschen Handelstags delegirt. Dem großen Ausschusse der Bürgerschaft gehörte er lange Jahre hindurch fast ununterbrochen an. Er bekleidete ferner die Ehrenämter eines Handelsrichters (von 1867 bis zu seinem Tode), eines Bezirksraths (1867—69), eines Mitglieds des Kreisausschusses (seit 1871). An Gründung und Verwaltung der großen Institute, welche zu der Handelsbedeutung Mannheims so wesentlich beigetragen haben — badische Assekuranz, Dampf-Schleppschifffahrts-Gesellschaft, Badische Bank, Rheinische Kreditbank u. A. m., — nahm er hervorragenden Antheil. Deßgleichen fehlte sein Name bei keiner der zahlreichen Unternehmungen, die zu Zwecken der Wohlthätigkeit, der Hebung des Unterrichts, der Kunstpflege u. s. w. in den letzten Jahrzehnten zu Mannheim in's Leben traten. Höchst bedeutsam war noch seine Thätigkeit innerhalb der israelitischen Konfessionsgemeinde, der er angehörte und an deren Verwaltung er seit 1853 als Synagogenrath Theil nahm. Als solcher wirkte er für Umgestaltung des veralteten Ritus, für Verbesserung des Unterrichts und überhaupt nach Seiten der freieren Richtung innerhalb des Judenthums. Was er so durch Rath, That und Beispiel zur Hebung der israelitischen Gemeinde Mannheims beitrug, ist nicht leicht zu schätzen. — Ueber seine religiösen Ueberzeugungen äußerte er sich einmal nahezu wörtlich: »Meine strenge, ja überstrenge religiöse Richtung in meiner Jugend führte manchen mystischen Nebel mit sich; er wurde später durch die aufgehende Sonne in mir niedergeworfen; er hatte jedoch den Acker meines Geistes und Herzens befeuchtet und befruchtet, so daß dieser für alle Zukunft von der Dürre des flachen Rationalismus und des gegenwärtigen Materialismus gesichert blieb.« — »Eine Welt, sagte er ein andermal, ohne ordnenden Gedanken, ohne Zweck und Ziel setzenden göttlichen Willen, ein »Monismus«, der sich nicht folgerichtig

zum »Monotheismus« erhebt, ist mir eine logische Unmöglichkeit.« — So hoch war sein Denken, man darf sagen, er stand auf einer wissenschaftlichen Geisteshöhe. Er hatte keine universitas litterarum besucht, besaß aber dennoch eine universelle Bildung! — Als er am 2. Februar 1876 starb, bemächtigte sich tiefe Rührung, man darf sagen der Trefflichen aus allen Bekenntnissen, Ständen und Genossenschaften seiner Heimathstadt. An seiner Bahre sprach der geistliche Redner: »In dem Verblichenen einte sich, was fast meist nur getrennt angetroffen wird: klares Denken, warmes Fühlen und praktisches Thun; in ihm war in wunderbarer Mischung vereinigt: Klugheit und Weisheit; idealer Sinn und praktischer Verstand; feinfühlige Poesie und gediegene Prosa, Idealismus und Realismus. — Güte, Vernunft und gewissenhafte Thätigkeit, sie bildeten den Text seines ganzen Lebens, alles Uebrige war Kommentar, Erläuterung, Ausführung und Bekräftigung. Wie mit der obersten Wahrheit von Gottes Dasein so wurzelte der Verblichene mit seiner alle Menschen brüderlich umfassenden Humanität gleichfalls in dem Boden des Judenthums, in der unbedingten und uneingeschränkten Lehre Mosis: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.« — Der Treffliche gewann durch seine Tugenden und Fähigkeiten, wie durch seine Liebenswürdigkeit im Leben die allgemeinste Hochachtung und Anerkennung. Auch eine ehrende Auszeichnung des Landesfürsten ward ihm durch Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwen im Jahre 1875 zu Theil. — Er schied mit der »Krone des guten Namens«, welcher auch in einer Stipendienstiftung zur Unterstützung unbemittelter Studirender fortlebt. Friedmann.

Heinrich Leonhard

wurde am 17. Oktober 1813 in Sulzbach bei Weinheim geboren. Durch den an einer höheren Lehranstalt zu Weinheim genossenen Unterricht auf den Besuch einer technischen Hochschule vorbereitet, widmete er sich an dem Polytechnikum in Karlsruhe unter der Leitung von Hübsch und Eisenlohr dem Studium der Architektur und wurde nach dessen Vollendung und kurzer praktischer Bauthätigkeit 1841 unter die Zahl der Baupraktikanten aufgenommen. Ein zweijähriger Aufenthalt in Italien und ein nahezu einjähriger in Berlin waren für die weitere Fachausbildung des strebsamen und für das Schöne so empfänglichen jungen Mannes von ganz besonderem Werthe. Seine Arbeiten aus Italien geben Kunde von der verständnißvollen Bewunderung, mit der ihn die Kunstdenkmale der Vergangenheit des klassischen Landes erfüllten. Mit feinem künstlerischen Sinn und mit meisterhaftem Vortrag vermochte er Gesehenes aufzufassen und wiederzugeben, sei es nun, daß es sich um die strengen Formen antiker Architekturdetails handelt, oder um den anmuthigen und charakteristischen Aufbau einer italischen Bergstadt in ihrer landschaftlichen Schönheit, oder aber um die farbenprächtige Wiedergabe jener architektonisch so hoch bedeutenden und zugleich malerisch so reizvollen Motive, wie sie die Denkmäler Italiens in so reichem Maße bieten. Ueberall verbindet sich ein formaler und malerischer Sinn mit einer sichern Naturbeobachtung und einer stets so glücklichen Auffassung des Ganzen, mit einer so günstigen Wahl des Standpunktes und einer Sicherheit der Technik, daß wir auch diese vom Architekten minder häufig gepflegte Seite der künstlerischen Leistung besonders hervorheben müssen. Es ist ein reicher Schatz künstlerischer Begabung und Begeisterung, den Leonhard in den Blättern seiner Studienmappe, die er nur Wenigen öffnete, niedergelegt hat; ein Stück echter Künstlerpoesie, warmherzig und unverfälscht empfunden mit treuem Gemüth. Nach seiner Rückkehr wurde ihm von dem damaligen Baudirektor Hübsch die Restauration des Münsters in Konstanz übertragen und während der mehrjährigen Arbeit hiefür gründete er sich 1847 durch seine Verehelichung mit Sophie, geb. Bayhinger aus Schiltach,

einen eigenen Herd. Sechs Kinder entsprossen diesem Bündnisse. Im Jahr 1852 erhielt Leonhard seine erste definitive Anstellung als Bezirks-Bauinspektor in Waldshut, von wo er in gleicher Eigenschaft 1856 nach Lörrach versetzt wurde. Sehr gerne folgte er 1861 dem an ihn ergangenen Rufe nach dem ihm liebgewordenen Konstanz und verblieb daselbst als Bezirks-Bauinspektor, zugleich mit Entwurf und Ausführung der Eisenbahn-Hochbauten von Konstanz bis zum Kanton Schaffhausen betraut, sieben Jahre, um sodann, wenn auch nicht seiner Neigung, so doch dem höheren Rufe folgend, in die Stellung als Vorstand der Großh. Baudirektion überzutreten. Im Jahre 1877 erfuhr er einen neuen Beweis der Anerkennung seines Wirkens durch seine Ernennung zum Oberbaurath. Seine vielen Neubauten an der oben erwähnten Eisenbahn-Linie, die gelungenen Anlagen auf der Insel Mainau, deren architektonischen Theil er besorgt hat, sein Entwurf für die evangelische Kirche in Konstanz u. A. bekunden seine künstlerische Begabung, selbst mit sparsamen Mitteln schöne und praktische Bauwerke zu schaffen. Seine Schöpfungen aus neuerer Zeit, in der mit dem Erwachen größeren Verständnisses für Monumentalarchitektur reichlichere Mittel für solche bewilligt werden, wie z. B. das schöne Schwimmbad in Badenweiler, das Karlsruher Gymnasiumsgebäude, namentlich aber der großartige Justizbau in Karlsruhe, sowie die evangelische Kirche in Müllheim ꝛc. brachten dem Künstler ein dankbareres Feld zur Entwicklung seiner Thätigkeit. Dabei besaß er eine glückliche Hand in der Auswahl der jüngeren, mit der Detailausarbeitung betrauten architektonischen Hilfskräfte. Und doch waren diese Berufsarbeiten in den zwei letzten Jahren seines Lebens ihm zuweilen durch körperliche Leiden erschwert. Der Schmerz, den ihm dies bereitete, legte sich oft schwer auf seine Seele. Schon mehrere Wochen fühlte sich der Entschlafene, nachdem er einige Monate lang seinem Dienste nicht mehr mit früherer Thatkraft hatte nachkommen können, sehr angegriffen und noch den Tag vor seinem erfolgten Hinscheiden suchte er deßwegen den Rath eines zweiten Arztes in Heidelberg. Menschliche Hilfe vermochte jedoch nichts mehr, ein tiefes organisches Herzleiden machte vielmehr seinem Leben am 18. Juli 1878 ein rasches, aber schmerzloses Ende, seinen vielen Freunden, insbesondere seinen Angehörigen viel zu frühe, obgleich er sein Leben auf 64 Jahre und 9 Monate gebracht hatte. (Karlsruher Zeitung 1878, Nr. 176 u. 302.)

Karl Friedrich Lessing.

In denselben denkwürdigen Jahren, da in München unter dem Schutze König Ludwigs I. und unter der geistigen Führung von Peter Cornelius die deutsche Kunst neuen Aufschwung nahm, begann zu Düsseldorf unter Wilhelm Schadows Leitung eine junge Malerschule ihre weithin fühlbare Thätigkeit. Unter den Jüngern dieser Schule machte sich bald in erster Reihe ein jugendlicher Maler bemerkbar, der dem Meister aus Berlin an die Ufer des Rheins gefolgt war, der Träger eines Namens, den die deutsche Literatur zu den Begründern ihrer klassischen Epoche zählt — Karl Friedrich Lessing. Im Jahr 1808, am Todestag seines großen Oheims, am 15. Februar, zu Breslau geboren, hatte der junge Lessing seine Kinderjahre in Polnisch-Wartenberg verlebt, wo sein Vater das Amt eines Kanzlers der Standesherrschaft bekleidete, und war, von diesem für das Baufach bestimmt, früh nach Berlin gekommen, wo ein Bruder seines Vaters, der Besitzer der »Vossischen Zeitung«, in angesehener Stellung lebte. Wenn das Fachzeichnen an der Bauakademie unter der tüchtigen Leitung Rösels alsbald das große Talent des Schülers erwies, so fand dieser doch in der Thätigkeit, welche ihm die Schule vorschrieb und für das spätere Leben in Aussicht stellte, keine Befriedigung, sondern frühzeitig dem Studium der Natur zugewendet, fühlte

er den Beruf und die Fähigkeit in sich, seine Naturbeobachtungen durch Stift und Pinsel zu fixiren. Eine Reise nach der Insel Rügen erhöhte in Lessing das Verlangen, sich der Landschaftsmalerei zu widmen, und als ein erstes Bild: »Der Kirchhof«, den Beifall der Kenner erwarb und vom Berliner Kunstverein angekauft wurde, widerstrebte auch der Vater nicht länger, seinen 19jährigen Sohn den Beruf ergreifen zu lassen, zu dem er sich mit aller Macht hingezogen fühlte. Die Düsseldorfer Schule stand wesentlich auf dem Boden der Romantik; aber sie fand ihre Ergänzung und ihr Korrektiv in einem eingehenden und liebevollen Studium der Natur. Die etwas forcirte und gemachte poetische Stimmung der Romantiker wurde durch die Beziehungen zur Natur, die auch Schadow seine Schüler eifrig pflegen ließ, auf eine gesunde realistische Basis gestellt. Und diese Versöhnung scheinbarer Gegensätze und ihre künstlerische Verschmelzung zu einer höheren Einheit fand ihren glänzendsten, begabtesten und erfolgreichsten Vertreter in K. F. Lessing. Wenn er zunächst seine Landschaften durch Figuren belebte, die nicht nur sorgfältig gezeichnet waren und sich dadurch von den gewöhnlichen Staffagen unterschieden, sondern auch ganz wesentlich dazu beitrugen, die in der Landschaft zum Ausdruck gebrachte Stimmung zu erhöhen und zu erklären, so ging er bald, neben fortgesetzter Pflege der Landschaft, zum eigentlichen Figurenbild über. Neben den hervorragenden Bildern seiner ersten Düsseldorfer Zeit, dem »Trauernden Königspaar«, der »Lenore« (nach Bürgers Ballade), dem »Klosterhof im Schnee«, der »Burg Rheinstein«, der »Tausendjährigen Eiche« u. a., entstand nun eine Anzahl großer Bilder, deren Vorwürfe Lessing aus der deutschen Geschichte nahm. Und hier traten sofort die Gesinnungen und Anschauungen in den Vordergrund, welche Lessing von einem großen Theil seiner Düsseldorfer Genossen, in erster Reihe von dem Direktor Schadow selbst unterschieden. Während diese durch ihre romantische Richtung mehr oder weniger zu katholisirenden Tendenzen, wie Schadow direkt zum Anschluß an die katholische Kirche, geführt wurden, blieb der nüchterne und scharf urtheilende Lessing vor solchen Konsequenzen einer künstlerisch höchst wirksamen poetischen Stimmung bewahrt. Wenn auch ihn das Mittelalter, als eine in der politischen Trübsal der Bundestagszeit in erhöhtem Glanz erscheinende Epoche deutscher Macht und Größe, gewaltig anzog und zu bedeutenden Kunstwerken anregte, so wählte er seine Stoffe doch zumeist aus jenen Konflikten, in denen die geistigen Kräfte der Nation sich mit der Weltmacht der römischen Kirche in tief einschneidendem Konflikt befunden hatten, und Niemand konnte im Zweifel sein, auf welcher Seite der Maler mit seinen Ueberzeugungen und seinen Sympathien stand. So entstanden »Ezzelino im Kerker, von Mönchen zur Buße ermahnt«, »Die Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V.«, »Heinrich V., der im Bann der Kirche von den Mönchen des Klosters Prüfening zurückgewiesen wird«, ferner die Serie der Hussitenbilder: »Die Hussitenpredigt«, »Huß vor dem Koncil«, »Huß auf dem Gang nach dem Scheiterhaufen«, endlich »Die Verbrennung der päpstlichen Bulle zu Wittenberg« und die viele Jahre später gemalte »Disputation Luthers mit Eck«. Wegen dieser Bilder vielfach angegriffen, auch persönlich mit seinem Lehrer und Freunde Schadow zerfallen, wurde Lessing wohl von oberflächlich Urtheilenden in die Kategorie der Tendenzmaler gesetzt. Gewiß mit Unrecht, denn obwohl er aus seiner eigenen Stellung zu den großen Fragen, die den von ihm künstlerisch dargestellten Vorgängen zu Grunde liegen, kein Hehl machte, bewahrte er doch stets, neben einer gewissen Objektivität in der Auffassung derselben, eine durchaus vornehme Haltung. So scharf er die Gestalten seiner Bilder charakterisirt, hat er doch nie die Vertreter der ihm unsympathischen Tendenzen zu Karrikaturen verzerrt. Denn er war sich stets bewußt, daß sich in allen irdischen Dingen, bei allen geschichtlichen Vorgängen,

nie und nirgend absolutes Recht und Unrecht gegenüberstehe und daß auch der Triumph einer der großen im Kampfe liegenden Richtungen, um die es sich in seinen Kunstwerken handelt, doch immer nur ein relativer sei. Aber freilich, je schärfer, je zutreffender die Charakteristik seiner Gestalten war, um so lebhafter war auch der Protest Jener dagegen, die gerade durch diese Charakteristik, und um so entschiedener, je objektiver sie erschien, die Tendenzen, zu denen sie sich selbst bekannten, in's Unrecht gestellt sahen. — Alle großen Historienbilder Lessings sind in ihrer Anlage und Durchführung auf die ernsthaftesten und umfassendsten geschichtlichen Studien begründet. Die Lokalitäten, die Persönlichkeiten, die Kostüme — das Alles war Gegenstand der gewissenhaftesten Vorarbeiten. Nach einem alten Porträt, nach einem authentischen Kostüm, nach den kleinsten Détails eines historischen Vorgangs forschte er mit dem Sammeleifer und der Energie eines Antiquars, mit der Umsicht und Akribie eines Historikers; um sich über den Charakter seiner Helden klar zu werden, begnügte er sich nicht mit der Lektüre der darstellenden Geschichtswerke, sondern er ging überall, wo es ihm möglich war, auf die Quellen selbst zurück und entlehnte diesen unmittelbaren Ueberlieferungen die frischen und scharfen Töne, die seine Bilder auszeichnen. Und ganz ebenso hielt er es mit den Studien für seine Landschaften. Mit Stift und Pinsel und Farbenkasten durchstreifte er die malerischen Gebiete die von den Ufern des Rheins aus sich in das Land hinein erstrecken, die prächtigen Wälder des Harzes, die wilden Einsamkeiten der Eifel, den Solling an der Weser und die buntfarbigen Städte, die hochragenden Burgen des Rheinthales. Da belauschte er, ein empfänglicher Beobachter, das stille geheimnißvolle Walten der Natur, da folgte sein scharfes Auge dem Zuge der Wolken, dem Spiele von Sonnenlicht und Schatten in den Wipfeln der Eichen und Buchen, den gewaltigen Effekten eines heraufziehenden Gewitters, dem Duft des aufwirbelnden Staubes, in dem die Sonne ihre Strahlen brach, oder dem milden Licht des Mondes, das über Berg und Thal dahinzog, das Laub der Bäume und das alte Gemäuer verfallener Schlösser und Klöster umspielte. Aus dieser feinen und sorgfältigen Naturbeobachtung erklärt sich der eigenartige Reiz der Stimmungen, welchen Lessing seinen Landschaften zu verleihen wußte, die er, wie schon erwähnt, durch die Figurengruppen, welche er auf denselben anbrachte, in eine höhere Gattung emporhob. Wenn eine Schaar Landsknechte die Straße zieht, oder ein Trupp Bewaffneter in einem Burghof Wache hält, oder aus den im Hindergrunde sichtbaren brennenden Trümmern eines Klosters die erschreckten Mönche fliehen, oder in einsamer Waldschlucht die Leiche eines Erschlagenen Zeugniß gibt von dem Kriegssturm, der über das Land dahin gebraust war, so erwecken diese wenigen Figuren in dem Beschauer eine Fülle von Gedanken, die dann wieder in dem Gesammtcharakter der Landschaft gleichklingenden Akkorden begegnen. Diese Doppelwirkung der Lessing'schen Landschaftsbilder, die Macht mit der sie zur Phantasie wie zum Gemüthe des Beschauers sprachen, die Tiefe der Empfindung und die Wahrheit des Ausdrucks derselben, die hohe Formvollendung und dabei die Einfachheit und Schlichtheit der Gesinnung, die sie verrathen — das Alles übte einen Zauber aus, dem sich wohl nur Wenige entzogen haben. Dieß war nun freilich nicht in dem gleichen hohen Maße bei Lessings Historienbildern der Fall, die mehr durch die historische Treue und Zuverlässigkeit in der Darstellung, durch die scharfe Charakteristik der einzelnen Personen als durch die innerliche Erfassung und Verarbeitung des Stoffes wirkten, und denen man vielleicht nicht ganz ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, daß es ihnen an energischer Bewegung fehle — ein Vorwurf, der allerdings mehr die Wahl der Stoffe, die zuständliche Natur der dargestellten Vorgänge, als die Darstellung selbst trifft. Es sind darum nicht Wenige, die im Allgemeinen den Landschaften Lessings den

Vorrang vor seinen Historienbildern einräumen, und er selbst hat, indem er bis in seine letzten Lebenstage der Landschaftsmalerei treu blieb und immer neben seinen Historienbildern Landschaften schuf, den hohen Werth bewiesen, welchen er auf diese Seite seiner Leistungsfähigkeit legte. — Wenige Jahre seines Düsseldorfer Aufenthalts hatten genügt, Lessings Ruhm dauernd zu begründen und ihn in die erste Reihe der lebenden Maler zu stellen. An der Düsseldorfer Akademie hat er zwar nie eine amtliche Stellung eingenommen, aber dennoch und obwohl er überhaupt weder Lust noch wohl auch besonderes Talent zum Lehrer hatte, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die weitere Entwicklung der dortigen Malerschule ausgeübt. Immer und immer wieder mahnte er die ihn besuchenden Kunstjünger zum unausgesetzten und eifrigen Studium der Natur, immer wieder wies er auf die Gefahren hin, die den Künstler bedrohen, der den engsten Zusammenhang mit der Natur, mit dieser obersten und unerschöpflichen Lehrmeisterin, außer Acht läßt. Ein Muster allen Kunstgenossen war er auch durch seine nie ermüdende Ausdauer in der Arbeit, durch seinen rastlosen Fleiß. Immer thätig an eigener Weiterbildung, folgte er unablässig allen Fortschritten der Technik; daß man nie auslerne, war eines der Axiome, die seiner Arbeit stets zu Grunde lagen. Diesen Einfluß, der eben nicht amtlicher, sondern lediglich persönlicher Natur war, übte er darum auch dann noch aus, als er in Folge seiner Meinungsverschiedenheiten mit Schadow die Akademie verließ und ein eigenes Atelier bezog. Er war und blieb einer der geistigen Mittelpunkte des reichen und vielgestaltigen Düsseldorfer Kunstlebens. — Im Jahre 1846 hatte er einen Ruf als Direktor an das Städel'sche Institut in Frankfurt abgelehnt. Zwölf Jahre später (1858) ließ er sich aber bewegen, die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit zu verlassen, um, einem ehrenvollen Rufe des Großherzogs von Baden folgend, die Direktion der Gemäldegalerie zu Karlsruhe zu übernehmen. Auch hier war er ohne amtliche Beziehung zu der drei Jahre vorher (1855) gegründeten Kunstschule, deren Gründer und Vorstand, J. W. Schirmer, einer seiner liebsten Düsseldorfer Freunde war. Und dennoch war auch in Karlsruhe, wie früher in Düsseldorf, sein Einfluß auf das Kunstleben ein bedeutender und schwer wiegender. Sein berühmter Name gab dem ganzen Dichten und Trachten der Künstlerschaar kräftige Impulse, und seine imponirende Persönlichkeit war wie ein blanker Schild, den das rasch aufblühende Institut Feinden und Neidern entgegenhielt, wie sein Haus den Mittelpunkt der edelsten Geselligkeit bildete. Schon in Düsseldorf hatte das Lessing'sche Haus den Ruhm genossen, daß dort gut weilen sei. In Fräulein Ida Heuser aus Gummersbach hatte Lessing eine Lebensgefährtin gefunden, die sein Dasein mit der reichsten Fülle anmuthiger Eigenschaften umgab, über die eine hochbegabte und edel angelegte Frau zu verfügen vermag. Eine leichtlebige, frohgemuthe Rheinländerin, voll von Interesse und Verständniß für die Kunst ihres Mannes, war sie das wohl selten in solcher Vollendung erreichte Ideal einer Künstlerfrau. Sie verstand es ihr Haus zu einem Sammelplatz aller Elemente zu machen, welche eine edle Geselligkeit zu fördern und zu genießen fähig waren, alle Künste, alle geistigen Kräfte, alle sozialen Kreise wußte sie zu einem anregenden Zusammenwirken zu vereinigen und so einen sich stetig erweiternden und doch nach Bedürfniß auch wieder eng zusammenschließenden Kreis zu schaffen, dessen oberster Anziehungspunkt schließlich doch immer Lessing selbst, der große Künstler und der edle, liebenswerthe Mensch, war. In dieser Häuslichkeit, umgeben von blühenden Kindern, von treu ergebenen Freunden, hochgeschätzt von seinem Landesherrn, allgemein verehrt von den Bürgern des Landes, das seine zweite Heimath geworden wvr, verlebte K. F. Lessing eine Reihe so glücklicher Jahre, ein so gesegnetes, harmonisches, ungetrübtes Dasein, wie es nicht vielen Sterblichen vom Geschicke gegönnt ist. Auch in Karlsruhe

hat er noch eine Reihe hervorragender Werke geschaffen. Zwei seiner bedeutendsten Geschichtsbilder: »Pilger in der Wüste« eine Scene aus den Kreuzzügen, und »die Disputation Luthers mit Dr. Eck«, gehören dieser Zeit an; überaus groß war die Zahl der größeren und kleineren Landschaften, die sein fleißiger Pinsel hervorbrachte, und wem es gegönnt war, einen Blick in die Mappen zu werfen, welche den unerschöpflichen Schatz seiner Studien, Skizzen und Entwürfe enthalten, der fand erst das rechte Verständniß für die gewaltige Arbeitskraft und die unermüdliche Thätigkeit des Meisters. — Neben die hohe Verehrung, die dem Künstler gezollt wurde, trat nun aber in voller Ebenbürtigkeit das gleiche Maß von Hochachtung und Liebe für den Menschen. Schlicht und einfach in seiner äußeren Erscheinung und in seinen Bedürfnissen, offen und wahr in seinem Wort und Wesen, fest und kräftig wie sein Schritt und sein Handschlag, ernst und streng gegen alles Gemeine, mild und freundlich wo er ehrliches Streben und wackere Gesinnung erkannte: so steht sein Charakterbild vor Allen, denen es vergönnt war, ihm näher zu treten. Wie sein großer Oheim ein Vorkämpfer wahrer geistiger Freiheit, ein Feind hierarchischer Gelüste, wo sie ihm begegneten, gleichgiltig gegen dogmatische Unterscheidungslehren und Subtilitäten, seinen Idealen unentwegt treu und erfüllt von tiefer Erfurcht vor den ewig wahren und bleibenden Geboten der sittlichen Weltordnung, nahm er an den großen Fortschritten der Kultur unseres Zeitalters ein lebendiges Interesse. Sein Lieblingsstudium und seine Lieblingslektüre blieben die Werke unserer großen Geschichtsschreiber. Ein deutscher Patriot von echtem Schrot und Korn, wandte er wie sein Studium und seine künstlerische Thätigkeit, so die ganze reiche Fülle seiner geistigen Interessen und die ganze Kraft seines männlichen Herzens den vaterländischen Angelegenheiten zu. Allem öffentlichen Hervortreten so abhold, daß er auch bei festlichen Gelegenheiten, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, nie zu bewegen war, das Wort zu ergreifen, nahm er auch am politischen Leben nie einen aktiven Antheil. Aber mit strengster Gewissenhaftigkeit erfüllte er die politischen Rechte und Pflichten des Bürgers, und in heiligem Zorn konnte er entbrennen, wenn er irgendwo unpatriotischer Rede oder Gesinnung gewahr ward. Eine schöne und überaus theuere Erinnerung aus seiner Jugend blieb ihm die Zeit in welcher er bei einem preußischen Ulanenregiment seine Wehrpflicht erfüllt hatte, und militärischen Angelegenheiten hat er stets eine ganz besondere Theilnahme zugewendet. Mit stolzer Freude sah er im Jahre 1870 zwei seiner Söhne im Dienste des Vaterlandes in die Schlacht ziehen, von denen der eine, von schwerer Verwundung glücklich genesen, zu seiner Freude auch im Frieden dem Soldatenstande treu geblieben ist. Mit seinen militärischen Neigungen verwandt, aber auch im engsten Zusammenhang mit seiner Liebe für die freie Natur, die seine künstlerische Richtung mit bestimmte, war seine Freude am edlen Waidwerk. Sonst wohl still und wortkarg, wurde er im trauten Freundeskreise beredt, wenn er von seinen Jagdausflügen erzählte, und es war einer der schmerzlichen Eindrücke, die ihm das Alter brachte, daß er der Jagd entsagen mußte. — Lange Jahre war K. F. Lessing seltene Kraft und Rüstigkeit beschieden. In seiner Jugend das Bild eines schönen deutschen Jünglings »mit seinen blonden langen Haaren und mit seinen klaren tiefbeobachtenden Falkenaugen«, wie ihn Wolfgang Müller von Königswinter schildert, als Mann eine Erscheinung voll Kraft und Anmuth, hatte sich auch der Greis noch eine stattliche Haltung bewahrt, und der graue Vollbart umrahmte überaus charakteristische Züge mit scharfgeschnittener Nase und buschigen Brauen, unter denen die Augen noch immer klar und scharf und doch so mild und freundlich hervorblickten. Wenn er so in der Mitte seiner Kinder saß — denn auch die durch ihren Beruf aus dem Elternhaus entfernten kamen wohl an festlichen Tagen, sich um Vater und Mutter zu vereinigen: schöngewachsene, wohlgebildete Männer

und Jünglinge, ein Offizier, ein Bildhauer und zwei Maler, und die schöne stattliche Tochter, die Frau des Schauspielers und Dichters K. Koberstein, und die älteren Söhne und die Tochter brachten nun auch schon die Enkelkinder mit — das war ein Anblick, der zu rechter und wahrer Herzensfreude stimmte. So sahen wir ihn zuletzt am 15. Februar 1878, als seine Familie, seine Freunde und die Künstlerschaft Lessings siebenzigsten Geburtstag festlich begingen. Es war der letzte ungetrübte Ehrentag des großen Meisters; bald darauf begann er zu kränkeln, ein leichter Schlaganfall hinderte ihn Monate lang an der Arbeit, an der sein Herz hing. — Im Winter 1879 erkrankte Frau Lessing und starb am 13. Februar 1880. Von diesem schweren Schlage hat er sich nicht wieder völlig erholt. Zwar hatte er die Freude, noch eine größere Landschaft vollenden zu können, die seiner besten Arbeiten aus früherer Zeit würdig war, jedoch die alte Kraft und Rüstigkeit wollte sich nicht wieder einstellen. Aber doch machte er, wenn auch mit kürzer gesteckten Zielen, seine gewohnten Spaziergänge, arbeitete im Atelier und konnte auch im Kreise der Künstler noch gesellig verkehren. Am Abend des 3. Juni war er so noch mit einem seiner Söhne im Künstlervereine gewesen; am nächsten Morgen fand man ihn bewußtlos: leise hatte ihn der Todesengel berührt; schmerzlos, ohne Kampf entschlief er am Morgen des 5. Juni 1880. In ganz Deutschland und wo, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, Deutsche wohnen, betrauerte Jeder, dem die Kunst kein todtes Wort ist, den großen Künstler, einen der besten Söhne unseres Volkes, den Träger eines berühmten Namens, den Karl Friedrich Lessing in unserem Jahrhundert mit so reichen Ehren geführt, wie sein Oheim Gotthold Ephraim hundert Jahre früher. Aber uns war er mehr: wir betrauern nicht nur einen großen Maler, sondern auch einen großen und guten Menschen; und wer ihm näher gestanden, der darf getrost sagen, daß er einen Mann gekannt, und darf die Ehre und Freude seines Umganges zu den schönsten und bleibenden Erinnerungen des Lebens rechnen. (Allgem. Zeitung 1880 Nr. 164 B.) v. Weech.

Johann Fidelis Nikolaus Marmor

war der Sohn des Werkmeisters und späteren Rheinmüllers Johann Georg Marmor und der Anna Maria Weber. Er wurde am 26. März 1804 zu Petershausen bei Konstanz in dem Hause geboren, in welchem sich jetzt der Gasthof zum Sternen befindet. Später zogen seine Eltern in die benachbarte Rheinmühle. Marmor verlor seinen Vater sehr frühe, erhielt aber in Joseph Bertle einen würdigen und besorgten Stiefvater. Seine Jugendbildung genoß er in Konstanz, seine akademischen Studien machte er an den Universitäten zu Heidelberg und Wien. Nach längerem Schwanken hatte er sich zum Studium der Medizin entschlossen und betrieb dasselbe mit großem Eifer. Das Staatsexamen bestand er mit Auszeichnung; ein Jahr später, 1831, ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Trotz seiner reichen Kenntnisse gelang es ihm jedoch nicht, sich eine größere und einträgliche Praxis zu verschaffen. Von jeher ein Freund historischer Studien verlegte sich Marmor bald mit großem Eifer auf die Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt und veröffentlichte die Ergebnisse seiner Studien, in einer Reihe selbständiger Werke und in zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften. Für diese seine schriftstellerische Thätigkeit war es von hohem Werth, daß ihm die archivalischen Quellen der Konstanzer Geschichte zugänglich gemacht wurden. Er hat sie aber nicht nur benutzt, sondern auch durch fleißige und sorgfältige Ordnung des Konstanzer Stadtarchives für die Studien anderer Forscher erst in der richtigen Weise zugänglich gemacht. Die städtische Verwaltung ernannte ihn mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalte zu ihrem Archivar und Marmor hat in dieser Stellung

sich als sehr sachverständig und tüchtig erwiesen. Die von ihm selbstständig herausgegebenen Werke sind: Führer durch das alte und neue Konstanz 1857. Das Konzil zu Konstanz in den Jahren 1414—1418. Nach Ulrichs von Richenthal handschriftlicher Chronik bearbeitet. Erste Ausgabe 1858, zweite Ausgabe 1864. Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer Umgebung mit Berücksichtigung der Sitten und Kulturgeschichte derselben. Konstanz 1860. Neuer Führer durch die Stadt Konstanz und deren Umgebung, Konstanz 1864. Die Uebergabe der Stadt Konstanz an's Haus Oesterreich 1548. Aus dem Archiv der Stadt Konstanz, Wien 1864. Das Schulwesen in Konstanz vom 15. Jahrh. bis in die neueste Zeit, insbesondere das Volksschulwesen, 1872. Die Bauten und Kunstschätze auf Reichenau 1874. Führer durch die Insel Mainau und deren Geschichte 1865. Geschichte der Stadt Konstanz für Schule und Haus 1871. Außerdem veröffentlichte er im »Freiburger Diözesanarchiv« Beiträge zur Geschichte des Bisthums Konstanz und in den »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« Urkundenauszüge zur Geschichte der Stadt Konstanz von 1155 bis 1579. Er hat außerdem zwei vollständig druckfertige Werke hinterlassen: eine Geschichte der Stadt Konstanz von ihrem Ursprung bis zu ihrem Anfall an das Haus Baden und eine Geschichte der einzelnen Häuser und Geschlechter der Stadt Konstanz, deren Erwerbung für eine öffentliche Sammlung der Stadt Konstanz oder des badischen Landes sehr erwünscht wäre. Seine Schriften sind mit großem Fleiß und Vertrauen erweckender Sorgfalt abgefaßt, wenn ihm auch die streng-kritische Methode nicht eigen war, die heut zu Tage bei urkundlichen Publikationen vorausgesetzt wird. — Marmor war ein Mann von kleiner Statur, mit feinem, aber festem Körperbau, höchst mäßig in seinen Bedürfnissen, pflichttreu, von großer Arbeitskraft und gegen Jedermann sehr gefällig. Witzig und voll gesunden Humors, führte er eine spitzige Feder und auch seine Rede entbehrte, wenn er sich oder Andere in gutem Recht gekränkt glaubte, nicht schneidiger Schärfe. Früher sehr wohlhabend, hatte er in Folge einer Bürgschaft, die er geleistet, sein Vermögen verloren und lebte schließlich in großer Dürftigkeit; trotzdem unterließ er nicht, wo seine Kräfte dazu ausreichten, Andern, noch Bedürftigeren Wohlthaten zu erweisen. Die Anerkennung, welche seinem redlichen Bemühen in seiner Vaterstadt nicht genügend zu Theil wurde, zollten ihm in reichem Maße fremde Gelehrte, welche Konstanz besuchten und unter seiner Leitung die Schätze des von ihm so wohl geordneten Archivs in Augenschein nahmen. Er hat auch in schriftlichem Verkehr mit vielen hervorragenden Geschichtsforschern gestanden und mit andern bedeutenden Männern regen Verkehr unterhalten, u. A. auch mit Kaiser Napoleon III., mit dem er schon zur Zeit als dieser in Konstanz und auf dem Arenenberg wohnte, bekannt war. In der Gartenlaube (1865) hat er unter dem Titel »Der Kaiser im Flügelkleide« und »Der neue Cäsar und seine Mutter« seine Erinnerungen an die Jugendzeit des Kaisers der Franzosen in anziehender Form erzählt. — Bis in sein hohes Alter körperlich und geistig in voller Rüstigkeit, erlag er einem Schlaganfall nach nur eintägiger Krankheit am 12. Dezember 1879. *

Karl Mez.

Es ist nichts Leichtes, ein lebenstreues Bild des am 28. Mai 1877 in Freiburg verstorbenen Seidenfabrikanten Karl Mez zu geben, denn es vereinigte sich in ihm eine so seltene Vielseitigkeit des Geistes und eine so unermüdliche und rastlose Thätigkeit, getragen von einer tiefchristlichen Hingebung für das Wohl seiner Mitmenschen, daß es selbst Nahestehenden kaum möglich wurde, die ganze ausgebreitete Wirksamkeit dieses Mannes zu überschauen, in welchem der Bürgersinn im edelsten Sinn dieses Wortes lebte. Er wurde am 20. April 1808 in

Kandern geboren, woselbst seine Vorfahren seit 1760 eine kleine Seidenband-Industrie betrieben. Im neunten Jahre kam er nach Freiburg in die Schule, erlernte die Kaufmannschaft zu Freiburg in der Schweiz, bildete sich drei Jahre lang in Italien aus, trat hierauf in das Geschäft seines Oheims in Freiburg und begann im Jahr 1832 ein eigenes Geschäft; 1834 begründete er mit einem Bruder und Vetter die erste Seidenzwirn-Fabrik in Freiburg. Das heranblühende Geschäft wurde im Lauf von 22 Jahren durch Filialen in Niedereschach, Haslach, Umkirch und Endingen, durch eine zweite Fabrik in Freiburg und durch ein Einkaufsgeschäft (der Versuch einer Kolonie ließ sich nicht ausführen) in Amasia in Kleinasien zum Erwerb von Rohseide erweitert. Im Jahr 1864 fand die Trennung des gemeinschaftlichen Geschäftes statt, und die Firma Karl Mez und Söhne, welche die Hälfte der Fabriken übernahm, errichtete innerhalb 9 Jahren noch weitere Filialen im Münsterthal, in Karlsruhe, Oberhausen, Kappel und Christophsthal. Einen besonderen Ruf verschafften der Firma die Fabrikate von Seidenzwirn und Netzunterkleidern. Groß und blühend hinterließ Karl Mez, als er starb, das Geschäft, das er klein und mit geringen Mitteln begonnen hatte, als ein achtungswerther Vertreter gewissenhafter, solider und energischer deutscher Arbeit. In dem bloßen Gedeihen seines Geschäftes vermochte aber Mez seine Befriedigung nicht zu finden; seine Aufgabe als Fabrikant faßte er unter höheren Gesichtspunkten auf, namentlich unter dem der Verpflichtung gegen die Arbeiter des Geschäfts. Aus Anlaß der reich beschickten Pariser Welt-Ausstellung von 1867 hat er sich in der von der badischen Ausstellungskommission herausgegebenen Schrift selbst über seine leitenden Grundsätze folgendermaßen ausgesprochen: »Fabriken könnten, wenn recht betrieben, nicht nur in ökonomischer, sondern auch in sittlicher Beziehung höchst wohlthätig auf die Arbeiter und deren Familien wirken und in gewisser Beziehung zu Erziehungsanstalten der Armen werden. Wenn sie diesen höchsten Zweck nicht erreichen, so sollten sie zum Wenigsten als Bewahranstalten dienen. Solches Ziel muß gesteckt werden, wenn etwas Größeres erreicht werden soll, als nur ökonomische Vortheile, welche allemal von sehr zweifelhaftem Werthe sind, wenn die Sittlichkeit Noth leidet. Der Mensch muß höher geachtet werden als die Materie, Waare oder Maschine. In dem Menschen wohnt eine Seele, welche zum ewigen Leben und zu unendlicher Ausbildung fähig und bestimmt ist, und zu solcher Seligkeit muß in diesem gegenwärtigen Leben der Grund gelegt werden. Nur wer von dieser Seite auch den geringsten Arbeiter als sein zu ganz gleichem Beruf bestimmtes Mitgeschöpf betrachtet, wird die rechte Fürsorge haben können für seine Mitarbeiter.« Diesen Grundsätzen entsprach die That. Seine neuen Fabriken legte Mez in solchen Gegenden an, wo die Arbeitskräfte bisher noch keine gehörige Verwendung fanden. Große Beobachtung und Anerkennung fanden seine Einrichtungen für die Arbeiterinnen in der Freiburger Fabrik. Außer 6 Arbeiterwohnhäusern errichtete er für die auswärtigen Arbeiterinnen eine Anstalt bei der Fabrik, in welcher ihnen unter der Leitung einer Hausmutter ein Familienleben geboten wurde auf religiöser und sittlicher Grundlage, mit Gewöhnung zur Ordnung, Reinlichkeit und zu häuslichen Arbeiten. Seine Zuschüsse machten es möglich, daß eine Arbeiterin nur 9 Kreuzer täglich für die Kost zu zahlen hatte. Auch eine Badanstalt errichtete er für Unbemittelte (ein warmes Bad zu 25 Pf.). Die Betheiligung an der Fabriksparkasse war Jedem zur Pflicht gemacht. Daher übergaben auch die Eltern ihre Kinder mit dem größten Vertrauen dieser Fabrik; daher kam aber auch ein schönes Verhältniß zwischen Fabrikant und Arbeitern, denn Mez wirkte auch persönlich wie ein Hausvater in seiner Fabrikanstalt. Mit dieser Berufsthätigkeit verband Mez eine ausgebreitete gemeinnützige und öffentliche Thätigkeit. Die Interessen seiner Heimathstadt Freiburg fanden nach

allen Seiten hin in ihm einen eifrigen Vertreter. Vor dem Jahre 1849 und dann wieder vom Jahr 1863 an war er Stadtrath, später auch Mitglied des Kreisausschusses und als solches besonders thätig für die landwirthschaftliche Winterschule. Für seine selbstlose Hingebung auf manchen Gebieten der städtischen Verwaltung genoß er allgemeine Anerkennung; er fehlte nirgends, wo es galt, das Wohl der Stadt zu fördern. So hat er für die Herstellung der Freiburg-Breisacher-Bahn mitgewirkt und war noch zuletzt im Komité der Höllenthal-Bahn thätig. Im Jahr 1845 wählte ihn der Wahlbezirk Schopfheim-Kandern zum Abgeordneten in die Zweite Kammer. Sein konstitutioneller Sinn und seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit freier politischer Zustände und von einer Selbstthätigkeit des Volkes, sowie sein lebendiges nationales Interesse führten ihn auf die Seite der damaligen Opposition. Die selbstständige persönliche Ueberzeugung, die er allezeit bewahrte, die rednerische Begabung und das lebendige Interesse für die Wohlfahrt des Volkes machten ihn bald bekannt, wenn er gleich mit dem rückhaltslosen Aussprechen seiner Ueberzeugung bald da, bald dort anstieß. In der Kammer selbst war er im Sekretariat und als Mitglied der Budgetkommission thätig. Aus seiner Wirksamkeit in der Kammer heben wir hervor seine Rede zur Unterstützung der Zittel'schen Motion für Religionsfreiheit, eine Motion auf Herabsetzung der Diäten der Abgeordneten und eine andere Motion, in welcher er die Ursachen der zunehmenden Armuth und die Mittel zur Abhilfe erörterte. Bei dem Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe war er der Einzige, welcher dagegen stimmte. Mochte ihn auch manchmal das Feuer seiner Begeisterung zu gewagten Behauptungen fortreißen und mochte er im Geltendmachen seiner christlich-gläubigen Ueberzeugung eine isolirte Stellung unter seinen politischen Gesinnungsgenossen einnehmen, — sein edler, gemeinnütziger Sinn fand allgemeine Anerkennung, und mit seinem geflügelten Wort vom bevorstehenden »Generalkrach« verband sich eine richtigere Ahnung, als damals Manche meinten. Sein reges deutsch-nationales Interesse fand eine Bethätigung durch seine Theilnahme am Vorparlament und am Frankfurter Parlament selbst, in welches ihn das Vertrauen seiner Heimathgegend berief. Er nahm gewissenhaften Antheil an den Arbeiten der Jahre 1848 und 1849; mit seinem Antrag, daß die Versammlung der Vertreter des deutschen Volkes zum Anfang Gott um seinen Segen anrufen sollte, hatte er keinen Erfolg. Für seine Pflicht hielt er es, dem Parlament zu folgen, als es in Stuttgart als Rumpfparlament tagte. Allein bei aller entschiedenen Freisinnigkeit wollte er von revolutionären Schritten nichts wissen; so lehnte er auch die Stelle eines Finanzministers, welche ihm die sog. provisorische Regierung Badens im Jahr 1849 anbot, entschieden ab. Den bewaffneten Freischaaren verwies er im Jahr 1848 unter Lebensgefahr das ungesetzliche Beginnen, und als Bürgermeister Schanzlin von Kandern als treuer Anhänger seines Fürsten während der Revolution von 1849 vor ein Schwurgericht in Freiburg gestellt wurde und sich kein Vertheidiger für ihn finden wollte, übernahm Mez mit Erfolg die Vertheidigung. Dennoch galt Mez nach der Niederwerfung der Revolution lange Zeit als verdächtig, so daß er sich von da an bis zum Jahr 1863 vom öffentlichen Leben ganz zurückzog. Seinen politischen Grundsätzen blieb er, wenn er auch Manches mit andern Augen ansehen lernte, allezeit treu, bei seinem originellen, sehr individuell ausgeprägten Charakter konnte er niemals, auch nicht in kirchlichen Fragen, in irgend einer Partei aufgehen. Die größten Sympathieen hatte er für die seit den letzten 10 Jahren erwachten konservativen Bestrebungen. Der innerste und kräftigste Zug seines Wesens führte ihn aber auf das religiöse Gebiet. Auch hier bewegte er sich in derselben selbstständigen, individuell gearteten Weise und mit derselben Thatkraft wie auf den übrigen Gebieten. Bei aller festen, positiven Glaubens-

überzeugung, die er durch das Studium der Bibel und anderer religiöser und theologischer Schriften, durch Gebet und durch Theilnahme an privatem und öffentlichem Gottesdienst mit großer Gewissenhaftigkeit zu vertiefen suchte, besaß er ein weites Herz auch für Die, welche seine Wege nicht gingen, wenn er nur Wahrheitsernst finden konnte. Mit dem wärmsten Interesse nahm er dreimal an den Arbeiten der evangelischen Generalsynode Theil; nicht die strenge Logik der Gedanken, aber der ideale Schwung seines Wesens, seine Glaubensinnigkeit und der rückhaltlose Muth seiner Ueberzeugung, sowie die Liebe zu seiner Kirche machten ihn zu einem hervorragenden Mitgliede dieser Synoden. Ein eigentlicher Kirchenmann war er aber nicht, er repräsentirte vielmehr die freie Thätigkeit des Laien, der, bei aller Hochhaltung des Glaubens, überall die thätige Arbeit zum Besten der Menschen betont. Alle religiösen und humanen Bestrebungen fanden bei ihm nicht nur Anklang, sondern, soweit er nur konnte, auch Mitarbeit und eine offene Hand. Seine strenge Zeiteintheilung und unveränderliche Arbeitskraft machten es ihm möglich, auf dem Gebiet der christlichen Liebesthätigkeit in innerer und äußerer Mission in der mannigfachsten Weise zu arbeiten. Als Vorstandsmitglied der Pilgermission auf St. Chrischona wirkte er mit an weitreichenden Unternehmungen zur Ausbreitung des christlichen Glaubens, aber ebenso lebte er auch in einer von ihm und seinen Söhnen zu Freiburg gegründeten Anstalt, dem evangelischen Stift, das er reich dotirte. Je einfacher seine persönlichen Bedürfnisse waren, desto mehr hat er Andern gegeben, und zwar oft in großartiger Weise, sowohl an Arme und Kranke, als an Anstalten und zur Förderung großer christlicher und gemeinnütziger Zwecke. — Diese ganze vielseitige Lebensarbeit, bei der er nichts oberflächlich, sondern Alles von ganzem Herzen erfaßte, charakterisirt uns Mez als reich angelegte, ideal gerichtete Natur, die ihre Lebenswurzeln im christlichen Glauben fand, voll selbstloser Hingebung, mit einer Begeisterung für alles Gute und dem Wohl der Menschen Dienende, bei der ihn oft sein Herz mit fortriß, in der er aber bewies, was ein einzelner Mann werden und was er leisten kann. Dr. Mühlhäusser.

Robert von Mohl.

Werfen wir einen Blick auf eine Sepezialkarte des südwestlichen Deutschlands aus dem vorigen Jahrhundert, so reichen weder der Raum, noch die Farben aus, um die Unmasse der Gebiete zu bezeichnen, welche hier chaotisch durcheinander gewürfelt sind. Vor Allem bietet der schwäbische Kreis die bunteste Musterkarte der so verwickelten Geographie des weiland »heiligen römischen Reiches deutscher Nation«. Hier lagen die Gebiete von 116 Reichsständen, darunter 33 Reichsstädte, 27 Prälaten und 56 weltliche Reichsfürsten und Grafen, durcheinander, ohne der zahllosen Besitzungen der reichsunmittelbaren Ritterschaft zu gedenken, welche mitten in die reichsständischen Gebiete eingesprengt waren. Hier war der klassische Boden jener staatlichen Auflösung, jener »analyse des infiniment petits«, welche mit unserer Vorstellung vom Deutschen Reiche verbunden ist. Inmitten dieser staatlichen Atome hatte sich, seit dem Ende des Mittelalters, durch die kluge Arrondirungspolitik seiner Fürsten, ein größerer lebensfähiger Staat gebildet, das Herzogthum Württemberg. Früh wendete sich das Land und seine Dynastie mit großer Entschiedenheit der Reformation zu und so entstand, mitten unter meist katholischen Gebieten, ein starker Vorposten des evangelischen Bekenntnisses im südlichen Deutschland, welcher sich durch seine eigenartige Bildung von der trägen Indolenz der benachbarten Klosterwirthschaft und der lächerlichen Karrikatur reichsgräflicher Selbstherrlichkeit vortheilhaft unterschied. Kurz, Württemberg mit seinen 150 Quadratmeilen und seiner halben Million Menschen erschien, nach den damaligen Begriffen, unter seinen

Nachbarn fast wie ein Großstaat. Auch entwickelte sich hier ein politisches Leben, welches dem württembergischen Volksstamme einen eigenthümlichen Charakter aufprägte. Dem herrischen Geiste eines hochstrebenden Fürstengeschlechtes gegenüber hatte sich hier die landständische Verfassung nicht nur erhalten, sondern sich sogar zu immer festern Formen ausgebildet und wurde, als die Hochburg »des alten guten Rechtes« gegen alle Uebergriffe fürstlicher Willkür, mit dem zähen Rechtssinn des schwäbischen Stammes vertheidigt. Zu diesem damals in Deutschland so seltenen politischen Selbstgefühle kam eine, auf den Grundlagen der Reformation ruhende, gediegene Geistesbildung, welche ähnlich wie in Sachsen, durch die in gelehrte Schulen umgewandelten Klöster besonders gefördert wurde. Auch hier ging das Studium der klassischen Sprachen mit den Ideen der Reformation Hand in Hand; auch hier wurde das evangelische Pfarrhaus die Pflanzstätte geistiger Bildung und ernster Charakterfestigkeit. Manche württembergische Pfarrfamilie konnte ihren Stammbaum, bis zur Zeit der Reformation, auf lauter geistliche Ahnherren zurückführen. Aus diesem Familienkreise rekrutirte sich auch der weltliche Gelehrten- und Beamtenstand, in welchen nur selten ein Unbefugter, am wenigsten ein »Ausländer« eindrang. Zu diesen altwürttembergischen Familien gehörte auch die Familie Mohl. Aus derselben war eine lange Reihe von ehrsamen Pastoren, Bürgermeistern und kleinern Beamten hervorgegangen, ohne daß auch nur einer unter ihnen sich in der Wissenschaft oder im Staatsleben einen hervorragenden Namen gemacht hätte. Der erste Vorfahr, welcher durch seine Verheirathung mit der »Moserin«, der Tochter Johann Jakob Mosers, des größten Kenners des deutschen Staatsrechtes, des gefeierten Vorkämpfers und Märtyrers der württembergischen Verfassung, seiner Familie ein gewisses Lüstre gab, war der Großvater unseres Mohl, ein württembergischer Beamter in sehr bescheidener Stellung. Aus dieser Ehe entsprang Benjamin Ferdinand Mohl, der erste aus der Mohl'schen Familie, welcher zu einer höheren Lebensstellung emporstieg. Er war ein Schüler der Karlsakademie, welche auch eine juristisch-staatswissenschaftliche Fakultät besaß, war dann selbst einige Jahre Professor des Staatsrechtes an dieser Anstalt gewesen und hatte sich durch mehrere Schriften über Reichs-Staatsrecht vortheilhaft bekannt gemacht. (Besonders: Historisch-politische Vergleichung der beiden obersten Reichsgerichte in ihren wichtigen Verhältnissen. Ulm 1789.) Er starb 1845 zu Stuttgart, als Präsident des Konsistoriums, Staatsrath und lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherren. Er besaß jene den Schülern der Karlsakademie eingeimpfte peinliche Ordnungsliebe, eine vornehme, fast militärische Haltung, Ausdauer in der Arbeit und war allen Extremen abgeneigt. Während die publizistischen Studien des Vaters nicht ohne Einfluß auf den Sohn blieben, ging doch, nach seinem eigenen Geständnisse, die tiefste Anregung von der hochbegabten Mutter aus. Sie war eine Tochter des württembergischen Geheimen Raths und Kammerdirektors Autenrieth, welcher auch auf dem staats- und volkswirthschaftlichen Gebiete sich schriftstellerische Verdienste erworben hatte, die Schwester des Kanzlers und Klinikers Autenrieth in Tübingen. Gleich thätig in ihrem großen Haushalte, wie ernsten wissenschaftlichen Interessen zugewendet, betrachtete sie als ihre erste und wichtigste Lebensaufgabe die Erziehung ihrer fünf Söhne, welche sie planmäßig und methodisch betrieb. Während der Vater seinen Söhnen persönlichen Unterricht ertheilte und sie bei ihren Studien auf dem Gymnasium kontrolirte und berieth, wirkte die Mutter auf dieselben besonders durch ihre geistvolle anregende Unterhaltung, wodurch sie ihre Söhne früh auf alle höheren Lebensziele, besonders aber auf Selbstdenken hinwies. Auf jede kindisch unüberlegte Frage derselben pflegte sie zu antworten: »Denken, nur denken, besinne dich, kann das so sein?« Der philosophische Satz vom »zureichenden Grunde«

wurde von ihr praktisch in's Leben übersetzt. Diesem Erziehungssysteme ist das merkwürdige Resultat zuzuschreiben, daß vier Söhne derselben Familie sich angesehene Namen im Leben, wie in der Wissenschaft machten. Auf Robert folgte Julius, einer der ersten Vertreter deutscher Wissenschaft auf dem Gebiete der orientalischen Sprachkunde, auf ihn Moriz, bekannt durch seine umfassenden Arbeiten auf dem Gebiete der Nationalökonomie, Finanz- und Gewerbswissenschaft, auf diesen Hugo, der berühmte Tübinger Botaniker und Pflanzenphysiologe. Der fünfte, ebenfalls begabte Sohn Eduard, der sich der Philosophie gewidmet hatte, nahm sich leider in einem Anfalle von krankhafter Schwermuth selbst das Leben. — Uns interessirt hier nur Robert, geboren am 17. August 1799 zu Stuttgart. Sein Gedächtniß reichte weit in die früheste Kindheit zurück und er theilte gern der jüngeren Generation aus dem Schatze seiner Erinnerungen mit. Früh hatte der Vater den Erstgeborenen auf seine Amtsreisen mitgenommen. Dieser erinnerte sich, wie er auf einer solchen die letzten Spuren reichsprälatischer Herrlichkeit beim Abte von Weingarten noch mit angesehen, wie er seinen Vater zum letzten schwäbischen Kreistage nach der Reichsstadt Ulm begleitet und wie sehr es dem Knaben imponirt hatte, mit dem Vater in sechsspänniger Galaequipage in das festlich erleuchtete Theater zu fahren, wo dieser als Direktorialgesandter mit Pauken und Trompeten empfangen wurde. Bald darauf brach das Deutsche Reich zusammen; die gewaltsamen Zeiten des Rheinbundes brachten dem Vater neue Aufgaben. Die Rheinbunds-Akte hatte den neuen Rheinbunds-Fürsten die Länder ihrer früheren Nachbarn und Standesgenossen als willkommene Beute überwiesen und es lag jedem der Fürsten am Herzen, möglichst viel zu annektiren. Mohls Vater war einer der Occupationskommissare des neukreirten Königs von Württemberg und der Sohn erinnerte sich aus den Erzählungen des Vaters, wie aus eigener Anschauung ganz deutlich, wie es bei dem Occupationsgeschäfte tumultuarisch genug herging. Er sah den Vater, in Begleitung von Chevaux légers und schwarzen Jägern, den damaligen württembergischen Kerntruppen, ausrücken. Da die Grenzen der neu zu erwerbenden Gebiete, den Nachbarn gegenüber, nicht immer genau abgesteckt waren, so suchte jeder Theil an sich zu reißen, was er konnte. In welchem Geiste dies besonders württembergischer Seits damals geschah, beweist die Thatsache, daß König Friedrich I. seine Occupationskommissarien mit den Worten entließ: »Derjenige von Ihnen, welcher von fremden Regierungen wegen Gewaltthätigkeiten am häufigsten bei mir verklagt werden wird, wird mir der Angenehmste sein.« Vater Mohl ließ sich dies nicht zweimal gesagt sein und rückte mit seinen Truppen einmal bis vor die Thore von Freiburg, von wo er aber von einem dort kommandirenden französischen General, auf Anrufen Badens, über den Schwarzwald zurückgeworfen wurde. Oft war man mit der Geographie der zugewiesenen Gebietstheile so wenig bekannt, daß die Occupationskommissarien den Auftrag erhielten, die »Insel« Hofen im Bodensee in Besitz zu nehmen, und daß es vom König sehr ungnädig aufgenommen wurde, als sie, jeder von seiner Seite, berichteten, es finde sich in ihrem Bezirke eine solche Insel nicht vor. Nur ungern stellte sich König Friedrich endlich mit dem Besitze des Klosters Hofen am Bodensee, dem jetzigen Schloß von Friedrichshafen, zufrieden. Während man in andern deutschen Ländern, besonders in dem zertretenen und verstümmelten Preußen, den unerträglichen Druck und die brennende Schmach der Fremdherrschaft in allen Volkskreisen schmerzlich empfand, freute sich der loyale Württemberger jener Tage an dem um das Doppelte erweiterten Staatsgebiete und an der schimmernden Königskrone, welche Friedrich I. auf dem Schlosse zu Stuttgart in riesenhafter Größe hatte anbringen lassen, ohne zu bedenken, daß es eine Krone von Napoleons Gnaden war. Kein Wunder, daß in jenem Lande dann auch in den Jahren 1813 und 1814 die Begeisterung

der Freiheitskriege nur einen schwachen Nachhall fand. In einer Zeit, wo in ganz Norddeutschland die glühendste Vaterlandsliebe mit dem heißen Ingrimm gegen den fremden Unterdrücker sich verband, wo Familienväter Weib und Kind, Haus und Hof, sechszehnjährige Knaben die Schulbank verließen, um zu den Waffen zu eilen, war in diesem hochgebildeten süddeutschen Beamtenkreise nur eine kühle Theilnahme für jene großen Ereignisse, deren Tragweite man lediglich vom württembergischen Standpunkte aus maß. In dieser Richtung wuchs auch Mohl auf, dessen Knabenjahre in die Zeit des Rheinbundes und der Freiheitskriege fallen. In zwölf Jahren legte er auf dem Gymnasium zu Stuttgart den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Der Alles beherrschende Lehrgegenstand war hier das Studium der lateinischen Sprache. Ein Aufsatz im Latein des Cicero oder ein mit Hilfe des »Gradus ad Parnassum« gefertigtes lateinisches Gedicht galt als der Höhepunkt aller Leistungen. Das Griechische trat dagegen so zurück, daß Mohl, nach seinem eigenen Geständniß, niemals das Verständniß für die vollendete Schönheit der hellenischen Kunst und Sprache recht aufgegangen ist. Von den neuern Sprachen wurde nur das Französische gelehrt und emsig gepflegt; Mathematik und deutsche Sprache vernachlässigt. Mohls Neigung führte ihn besonders auf das Studium der neueren Geschichte, welcher er sich am liebsten ganz gewidmet hätte. Dabei zeigte er schon seit früher Kindheit die ihm eigenthümliche Neigung zum massenweisen Lesen der verschiedenartigsten Bücher. Er durchstöberte die große Bibliothek seines Vaters und erlernte von selbst fast alle neueren Sprachen so weit, daß er die darin erschienenen Bücher lesen konnte. Genügten die Mohl'schen Söhne den Anforderungen, welche die Schule an sie stellte, so waren sie in der Anwendung ihrer übrigen Zeit frei und konnten ihren individuellen wissenschaftlichen Neigungen ungehindert nachhängen. Dagegen wurden bei ihnen künstlerische Interessen weder gepflegt, noch geduldet. Auch auf dem religiösen Gebiete herrschte im Mohl'schen Hause, bei streng sittlichen Grundsätzen, ganz im Sinne der Aufklärungsperiode des XVIII. Jahrhunderts, ein nüchterer Rationalismus, welcher sich dem Kirchenthum jeder Art zwar nicht feindlich, wohl aber völlig fremd gegenüberstellte, ein Grundzug der Lebensanschauung, welcher sich bei Mohl unverändert behauptete und es ihm auch später unmöglich machte, die Bedeutung der religiösen Ideen auch für das Volks- und Staatsleben in ihrer ganzen Tiefe zu würdigen. Auch am Protestantismus interessirte ihn nur die Negation des Katholizismus, nie sein positiver Glaubensgehalt. — Mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Welt- und Menschenkenntniß, mit einem reichen Schatz von Wissen aller Art und einem noch regern Wissensdurste, bezog er im Jahr 1817 die Landesuniversität Tübingen, um sich daselbst der Staats- und Rechtswissenschaft zu widmen. Freilich war die juristische Fakultät in Tübingen damals in trauriger Verfassung. Die meisten Professoren waren stumpfe Greise, zum Theil schon in den Achtzigen, welche gar keine Vorlesung oder nur zum Schein eine solche hielten. Bei seinem Wissensdurste warf sich Mohl auf das Selbststudium der neueren Geschichte und der Staatswissenschaften, vergrub sich in die Universitätsbibliothek und betrachtete es als die höchste Vergünstigung, daß er sich halbe Tage lang in dieselbe einschließen durfte. Im Herbste 1819 siedelte Mohl nach Heidelberg über, um seine Studien zu vollenden, in der Rechtswissenschaft aber eigentlich erst zu beginnen. So nah sich Tübingen und Heidelberg liegen, so empfand doch Mohl lebhaft den Unterschied zwischen beiden Universitäten, wie sie damals waren. Tübingen war nur von Württembergern besucht, eine reine Landesuniversität, während in Heidelberg sich die Söhne aller deutschen Stämme mit zahlreichen Ausländern mischten. Gegen die harmlos naiven Zustände der schwäbischen Musenstadt gehalten, imponirte ihm das kosmopolitische Heidelberg, wie eine Art von Weltstadt. Vor

Allem empfand er den Unterschied in den Hörsälen. Während in Tübingen einige altersschwache Greise vor leeren Bänken docirten, lauschten hier hunderte von Jünglingen mit unausgesetztem Eifer Thibauts glänzender Beredtsamkeit. Er war damals noch in der Vollkraft seiner Jahre, das Ideal eines akademischen Lehrers. Der stattlich schöne Mann fesselte seine Zuhörer durch die Würde seiner vornehmen Erscheinung, durch den Wohlklang seines vollen, künstlerisch durchgebildeten Organs und durch den Gedankenreichthum seines philosophisch durchdachten Vortrages. Was Mohl an Kenntniß des römischen Rechtes von der Universität mit hinwegnahm, verdankt er wesentlich den fleißig besuchten Pandektenvorlesungen Thibauts. Neben Thibaut stand, als eine andere Größe der juristischen Fakultät, Karl Salomon Zachariä, bei welchem Mohl deutsches Staatsrecht, Strafrecht und Kirchenrecht hörte. Die hingeworfenen Aphorismen und Gedankenblitze dieses geistreichen Sonderlings zogen Mohl ebenso an, wie der in der äußeren Erscheinung und Gesinnung hervortretende Cynismus den feinfühlenden Jüngling anwiderte. Systematisch und sachlich hat er bei ihm wenig gelernt; doch nahm er aus seinen Vorlesungen manchen lichtvollen Gedanken, manche originelle, von den betretenen Pfaden weitabliegende Anschauung mit, welche sich später wissenschaftlich verwerthen ließ. Persönliche Beziehungen zu seinen Lehrern knüpfte er nicht an, wie dies damals in Heidelberg auch nicht üblich war. Im Studentenleben standen sich die Corps und die in hoher Blüthe stehende Burschenschaft gegenüber. Der größere Fleiß und die strengere sittliche Haltung bestimmten Mohl in die Burschenschaft zu treten, ohne daß er von deren politischen Ideen irgendwie tiefer ergriffen worden wäre. Eine angenehme Erinnerung gewährte ihm eine in schönster Jahreszeit mit mehreren Freunden im offenen Wagen, — er selbst als flotter Kutscher auf dem Bocke, — unternommene Reise nach Würzburg zum Stiftungsfeste der dortigen Burschenschaft, wo sie von den Bundesbrüdern mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft bewirthet wurden. In einem Eichwalde wurde der Kommers gefeiert und unter der größten Eiche stand im altdeutschen Rocke, den blanken Schläger in der Hand, Julius Stahl, welcher eine glühende Rede über Deutschlands Einheit und Freiheit hielt. Mohl war, als Vertreter der Heidelberger Burschenschaft, bei ihm einquartiert und schlief mit ihm in demselben großen Himmelbette, woran beide Männer sich noch öfters erinnerten, nachdem ihre Wege weit auseinander gegangen waren. Anderthalb Jahre waren schnell genug im schönen Heidelberg verflogen und der Vater drängte zum Abschlusse der akademischen Studien und zur Erwerbung der juristischen Doktorwürde. Schnell wurde eine lateinische Dissertation über den Unterschied von ständischer und repräsentativer Verfassung geschrieben, („discrimen ordinum provincialium et constitutionis repraesentativae“ Tüb. 1821), damit nach Tübingen gereist und in acht Tagen war Prüfung, Disputation und Doktorschmaus vorüber. Der junge Doktor sollte nun die längst vom Vater geplante Reise in die große Welt antreten, welche von frühan in dessen Erziehungsplane gelegen hatte, und damit seine Bildung zum Abschlusse bringen. Hatten früher junge Männer, welche sich dem höheren Staatsdienste oder der akademischen Laufbahn als Rechtslehrer widmen wollten, sich regelmäßig nach Wetzlar zum Reichskammergerichte und nach Regensburg zum Reichstage zur praktischen Ausbildung begeben, so sollte jetzt der junge Mohl sich eine Zeit lang am Sitze des Bundestages aufhalten, um einen Einblick in dessen Geschäftsgang zu bekommen. Er war zu diesem Zwecke von dem württembergischen Ministerium dem Bundestags-Gesandten angelegentlich empfohlen; dies war der bekannte Frhr. v. Wangenheim, welcher, als württembergischer Minister, in der Verfassungsentwicklung dieses Staates eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Bei ihm fand der junge Gelehrte

seine Rechnung in vollem Maße. Wangenheim ragte durch hohe Begabung, lebhaften Geist, allseitige wissenschaftliche Bildung und rücksichtslosen Freimuth um Kopfeslänge aus der Schaar der gewöhnlichen Diplomaten hervor, die ihn wegen seiner freisinnigen Grundsätze mit ihrem Hasse verfolgten und bald zum Sturze brachten. Im Winter 1821 hatte Mohl aber noch das Glück, durch diesen seltenen Mann in die gedruckten und handschriftlichen Quellen des Bundesrechts, sowie in den täglichen Geschäftsgang des Bundestages eingeweiht zu werden. Mohl machte sich systematisch geordnete Auszüge aus den sonst so geheim gehaltenen Protokollen des Bundestages, der Karlsbader und der Wiener Ministerialkonferenzen und erwarb sich dadurch, als junger Mann, eine so tiefe Einsicht in das Wesen, aber auch in die Misère der deutschen Bundeszustände, wie sie wohl, außer dem alten Klüber, damals kein Lebender besaß. Außer dieser wissenschaftlichen Förderung verdankte er seinem Gönner die Einführung in die erste Frankfurter Gesellschaft, in welcher der besternte Glanz der Diplomatie mit dem Reichthume der heimischen Patrizierhäuser wetteiferte, und der junge Gelehrte durchschwärmte die Nächte, als beliebter Tänzer, in kerzenerhellten Salons, während er sich am Tage in die Folianten der Bundestags-Protokolle vergrub. Sehr verschiedenartig, aber in seiner Art eben so nützlich war sein viermonatlicher Aufenthalt in der alten Gelehrtenstadt Göttingen, wo er, ohne regelmäßig Vorlesungen zu hören, bei hervorragenden Professoren, besonders Karl Friedrich Eichhorn, hospitirte und sich mit der Universitätsbibliothek vertraut machte, welche damals als die erste in Deutschland galt. Auf Göttingen folgte ein einjähriger Aufenthalt in Paris. Hier entstand, veranlaßt durch eine Bekanntschaft mit dem gelehrten nordamerikanischen Konsul Warden, sein auf selbstständigen Quellenstudien beruhendes »Bundes-Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika«, (Bd. I. Verfassungsrecht. Stuttgart u. Tübingen 1824), welches zum ersten Male das der Union zu Grunde liegende bundesstaatliche Prinzip darlegte und mit klarem Blick in das Wesen der nordamerikanischen Staatseinrichtungen eindrang. In dieser Zeit trat auch Mohl in nähere Beziehungen zu den Führern der lieberalen Partei und lebte sich ganz in die Anschauungen des konstitutionellen Systems ein, wie es damals in Frankreich, besonders durch Benjamin Constant, auferbaut wurde. Sein Lebenlang hat er unter dem Einflusse dieser Schule gestanden, wenn ihn auch sein maßvoll praktischer Sinn vor allen spätern Extravaganzen derselben bewahrte. Unerwartet erhielt der fünf und zwanzigjährige Gelehrte einen Ruf als außerordentlicher Professor des Staatsrechts an die Universität Tübingen und kehrte im Frühjahr 1824 in die alte Heimath zurück. Aus dem Getümmel der Weltstadt war er, mit plötzlichem Scenenwechsel, in die ländliche schwäbische Musenstadt am Neckar versetzt. Aus dem Lernenden sollte nun ein Lehrender werden. Er eröffnete seine akademische Thätigkeit mit einer, von ihm neu eingeführten Vorlesung über vaterländisches, d. h. württembergisches Staatsrecht. Außerdem las er über die Encyklopädie der Staatswissenschaften, über Polizeiwissenschaft und Statistik. Aus dieser akademischen Thätigkeit wuchsen in Tübingen zwei Hauptwerke seines Lebens hervor, es sind dies: »Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg«, Bd. I. und II., Tübingen 1829, 2. Aufl. I. und II. 1840 und »Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates« Bd. I.—III. Tübingen 1832. 2. Aufl. 1844. 3. Aufl. 1866. Beide bedürfen, als zwei Hauptwerke Mohls, einer näheren Besprechung. — Schon zu Reichszeiten wurde, neben dem Gesammtstaatsrechte des Deutschen Reiches, das Staatsrecht der einzelnen Territorien vielfach behandelt; nicht nur die größeren Territorien, wie Oesterreich, Baiern, Sachsen, Württemberg, Mecklenburg besaßen verdienstliche Werke über ihr Partikular-Staatsrecht; bei der merkwürdigen Hypertrophie der staatsrechtlichen Literatur im achtzehnten Jahrhundert wurden sogar die kleinsten

Staatsatome, wie die Reichsstädte Aalen und Zell am Harmersbach, die Abtei Baindt und die Grafschaft Sayn solcher Darstellungen von dem unermüdlichen Moser gewürdigt. Ganz anders wurde dies nach der Auflösung des Reiches. Eine tausendjährige Form, die selbst in ihrer Schwäche noch ehrwürdig gewesen war, war zusammengebrochen, ohne daß ein neuer, rechtlicher Gesammtverband an ihre Stelle getreten wäre. Deutschland erlebte damals eine Revolution, nur daß sie nicht vom Volke, sondern von den Fürsten ausging. Gebiete, Dynastieen, Verfassungen wechselten fast jeden Tag. Mit einem Federstriche schuf der französische Imperator Staaten und vernichtete sie wieder; die deutschen Fürsten ahmten das Beispiel ihres bewunderten Vorbildes getreulich nach und warfen schonungslos über den Haufen, was irgendwie mit den geschichtlichen Wurzeln der Vergangenheit zusammenhing. Deutschland glich einem großen Versuchsfeld, wo Alles durchprobirt wurde, aber nichts zu einer dauernden Gestaltung gelangte. Kein Wunder, daß in dieser Zeit die konservativste aller Wissenschaften, das Staatsrecht, wie unnöthiger Ballast über Bord geworfen, die ganze staatsrechtliche Literatur für Makulatur erklärt wurde. Erst mit der Gründung des Deutschen Bundes traten für unsere Wissenschaft wieder bessere Zeiten ein. Mochte die Gesammtform Deutschlands noch so unvollkommen sein — jedenfalls war Deutschland doch wieder mehr, als ein bloßer geographischer Begriff; ja, im Vergleiche mit den chaotischen Zuständen der letzten Reichszeiten erschien selbst die Verfassung des Deutschen Bundes noch wahrer und logischer. Die publizistische Neigung der deutschen Gelehrten warf sich daher bald wieder auf das deutsche Staatsrecht, wobei Johann Ludwig Klüber die Brücke vom alten Reichs-Staatsrechte zum neuen Bundes-Staatsrechte mit sachkundiger Hand zu schlagen wußte. Dabei wurde der ziemlich unklare Begriff eines sogenannten gemeinen Landes-Staatsrechts aus der Reichszeit mit herübergenommen, indem man ein solches aus einer gewissen Uebereinstimmung der einzelnen Landes-Staatsrechte konstruiren zu können meinte. Dieser gemeinstaatsrechtlichen Richtung gegenüber, die bei manchen Verdiensten doch eine Unklarheit in der Methode mit sich führte, trat Mohl jetzt mit dem Partikular-Staatsrechte des Königreichs Württemberg auf, indem er gewissermaßen vorbildlich das Staatsrecht eines deutschen Einzelstaates zum ersten Mal in scharfer, präziser Form behandelte. Er gab hier nicht die künstliche Konstruktion angeblich gemeinrechtlicher Sätze, sondern unmittelbar geltendes, imperatives Recht eines konkreten Staates. Zum Gegenstande einer solchen Arbeit war kein Staat damals mehr geeignet, als das Königreich Württemberg, welches seit dem Jahre 1819 eine konstitutionelle Verfassung erhalten hatte, die mehr als alle übrigen Verfassungen an das alte geschichtliche Landesrecht anknüpfte und darum bereits im Bewußtsein des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Der junge, kaum dreißigjährige Staatsrechts-Lehrer schenkte damit seinem Heimathslande ein Buch, welches ein Menschenalter in allen staatsrechtlichen Fragen als Autorität ersten Ranges galt und von der Regierung, wie von den Ständekammern fast wie ein offizieller Kommentar des württembergischen Verfassungsrechtes angesehen wurde. Mohls Staatsrecht steht hoch über allen ähnlichen Arbeiten der Reichszeit. Seltene Kunde der Gesetze, Verordnungen und ständischen Verhandlungen des Landes, sowie eine reiche Literaturkenntniß stellt es den besten Arbeiten Mosers zur Seite, es übertrifft aber dieselben weit an Systematik, geschmackvoller Darstellung und staatsmännischem Blicke, wenn auch dem eigentlich juristischen Urtheile Mohls nicht immer beigetreten werden kann. Es ist ein modernes Buch im besten Sinne des Wortes. Mohl steht auf einem entschieden konstitutionellen Standpunkt, ohne die unhaltbare Theorie von der Theilung der Gewalten anzunehmen oder den Anschauungen des vulgären Liberalismus der Rotteck'schen Schule Raum zu geben. Mohl ist entschieden monarchischer, als die publizistische

Schule, welche in Süddeutschland damals die Presse und die Tribüne beherrschte, aber dabei ist er im echt deutschen Sinne ebenso unerbittlich streng, wo es sich um das verfassungsmäßige Recht der Stände, um die Grundrechte des Volkes handelt. Ihm, als echten Altwürttemberger, ist »der nur verfassungsmäßige Gehorsam der Staatsbürger« das höchste Axiom des konstitutionellen Staatsrechtes, wofür einst sein Urgroßvater Moser auf dem Hohentwiel gelitten hatte. Man kann den Werth eines solchen Buches, in welchem jeder Jurist, Beamte, Volksvertreter, ja jeder württembergische Staatsbürger, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen hat, für alle Fragen seines Landes-Staatsrechts eine eben so freimüthige, als wissenschaftlich begründete Ansicht findet, für die Befestigung eines gesunden Rechtsbewußtseins im Volke gar nicht hoch genug anschlagen. Das Schwanken des Gesinnungslosen, wie die Leidenschaft des Parteimannes finden in einem solchen Werke Maß und Halt. Das württembergische Volk kann es sich zur Ehre anrechnen, daß es durch Mohl das erste wissenschaftliche Landes-Staatsrecht empfangen hat, während es C. G. von Wächter das beste Lehrbuch eines partikulären Privatrechtes verdankt. Mohls württembergisches Staatsrecht hat weit über Württembergs Grenzen hinaus gewirkt. Alle neueren wissenschaftlichen Bearbeitungen deutscher Landes-Staatsrechte, eine gegenwärtig sehr bedeutsame und einflußreiche Literatur, stehen auf seinen Schultern, wenn sie ihn auch mannigfach, besonders in eigentlicher juristischer Begründung, überholt haben. — Von noch allgemeinerer Bedeutung ist das zweite große Werk der Tübinger Periode: »Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats«. Schon im vorigen Jahrhundert hatte die sogenannte Polizeiwissenschaft eine ebenso umfangreiche, als unwissenschaftliche Literatur gehabt, indem man sich vor Allem über den Grundbegriff der Polizei nichts weniger als klar war und darunter Alles verstand, was nicht der Justiz, der Finanz und dem Militärwesen angehört. Kurz, die Polizeiwissenschaft wurde im vorigen Jahrhundert als die große Rumpelkammer angesehen, in welche Alles unterschiedslos geworfen wurde, was in jene oben genannten Fächer nicht unterzubringen und doch für den Verwaltungsbeamten nöthig oder wenigstens nützlich zu wissen war. In diesem zerfahrenen Sinne hatten die sonst verdienten Schriftsteller Justi, Sonnenfels und Friedrich Christoph Jonathan Fischer die Polizeiwissenschaft behandelt, während der wackere Günther Heinrich von Berg dem zudringlichen Eingreifen der allmächtigen Polizeigewalt, im Sinne der bürgerlichen Freiheit, bereits rechtliche Schranken zu ziehen versucht hatte. Seitdem war die Sache so ziemlich liegen geblieben und erst Mohl nahm die Aufgabe wieder auf, indem er die auf der Grundlage des Absolutismus erwachsene Polizei nach den Bedürfnissen der Gegenwart und den Grundsätzen des konstitutionellen Rechtsstaates zum erstenmal wissenschaftlich zu behandeln versuchte. Man kann nun allerdings nicht sagen, daß es Mohl gelungen wäre, den Begriff der Polizei wissenschaftlich zu begründen und festzustellen. Auch ihm gilt die gesammte Staatsthätigkeit für die Förderung des Gemeinwohls ohne Unterschied als Polizei, so daß nach seiner Auffassung in der Handhabung von Justiz und Polizei die ganze innere Staatsthätigkeit (abgesehen von Finanz- und Militärverwaltung, die ihm nur dienende Funktionen sind) begriffen ist. Bei Mohl fällt daher die Polizeiwissenschaft ganz mit der innern Verwaltungslehre zusammen, während sich in der Praxis, wie in der Gesetzgebung, längst die mehr oder weniger bestimmte Vorstellung fixirt hatte, daß die Polizei keineswegs die ganze innere Verwaltung, sondern nur die negative, Gefahren abwendende Zwangsgewalt der Regierung umfaßt, daß die Polizei ein der ganzen Verwaltung immanentes Prinzip, keineswegs aber die ganze innere Verwaltung selbst ist. Die immer wiederkehrende Erscheinung, daß eine falsche Grundbestimmung an der Spitze eines Systems der ganzen Darstellung einer

Wissenschaft Eintrag thut, macht sich auch in Mohls Werke geltend. Dazu kommt der zweite prinzipielle Fehlgriff, nämlich daß Mohl die sogenannte Sicherheitspolizei, welche es mit dem Schutze der Rechtsordnung zu thun hat, ganz aus dem Gebiete der Polizei ausgeschieden und als Theil der Justiz betrachtet wissen will. Seine sogenannte Präventivjustiz steht mit dem Wesen der Justiz in direktem Widerspruche, welche es stets mit einer bereits geschehenen Rechtsverletzung, nie mit einer blos drohenden Gefahr zu thun hat. Auch die gegen die Gefährdungen der allgemeinen Rechtsordnung gerichtete Sicherheitspolizei ist lediglich Polizei und von der Justiz grundsätzlich zu scheiden, wenn sie aus Zweckmäßigkeitsgründen auch häufig denselben Organen anvertraut ist. — Trotz dieser jetzt wohl allgemein anerkannten grundsätzlichen Mängel bleibt Mohls Polizeiwissenschaft ein eben so wissenschaftlich bedeutsames, als praktisch einflußreiches Buch. Während die liberalen Politiker der damaligen Zeit sich nur mit konstitutionellen Verfassungsfragen beschäftigten, während sich die Juristen lediglich für Privatrecht und Prozeß interessirten, blieb das so unendlich reiche Gebiet der inneren Verwaltung wissenschaftlich unbeachtet und unbebaut. Man überließ es einfach der Routine der Praktiker und der Willkür jeweiliger Regierungsmaßregeln. Mohl behandelte das gesammte innere Verwaltungsrecht zum erstenmale im Sinne des modernen Staatsbedürfnisses, freilich einseitig vom polizeilichen Standpunkte, unter einer nicht entsprechenden Firma, aber im Einzelnen so reichhaltig, so gelehrt und doch so praktisch, daß er jedem denkenden Verwaltungsbeamten werthvolle Fingerzeige für seine Thätigkeit gab. Durch dieses Werk Mohls wurde die Verwaltungspraxis aus der gewöhnlichen Routine in den Bereich wissenschaftlicher Grundsätze erhoben. Ein dem realen Leben zugewendeter Blick, ein gesundes Urtheil, eine Kenntniß aller einschlagenden Einrichtungen des In- und Auslandes ist ein Vorzug dieser, wie aller Mohl'schen Arbeiten. Während der eudämonistische Polizeistaat des achtzehnten Jahrhunderts jeden Eingriff in die Freiheit des bürgerlichen Lebens für erlaubt hielt, wenn ein solcher nur dem vermeintlichen Gesammtwohl zu dienen schien, und schließlich bei der Lehre ankam: »die Unterthanen seien schuldig, Alles zu tragen, was ihnen auferlegt werde«, suchte Mohl dagegen der polizeilichen Thätigkeit bestimmte Schranken zu ziehen und die staatsbürgerliche Freiheit gegen Willkürmaßregeln zu schützen. Wenn ihm auch der Gedanke der Selbstverwaltung noch nicht vollständig aufgegangen war, so suchte er doch die Selbstthätigkeit der Bürger schon möglichst herbeizuziehen, um sie für die höheren Aufgaben der Staatsthätigkeit heranzubilden. Wenn Mohl in richtiger Einsicht in die Aufgaben des modernen Staates denselben niemals auf den bloßen Rechtsschutz beschränkte, sondern ihm auch die Förderung aller vernünftigen Gemeinzwecke des Volkslebens vindizirte, so konnte er doch von seiner Polizeiwissenschaft sagen, daß sie »nach den Grundsätzen des Rechtsstaates« behandelt werde, indem er auch die ganze Thätigkeit der Polizei an gesetzliche Schranken gebunden und die Freiheitsrechte der Bürger auf's strengste geachtet wissen wollte. Kurz, in der dunkeln Hülle der Polizeiwissenschaft lag hier bereits der fruchtbare Keim der Verwaltungslehre. Gelang es, diese Hülle zu lösen, so sprang aus ihr, eine waffengerüstete Minerva, die umfassendste Disciplin der modernen Staatswissenschaft, die Verwaltungslehre, fertig hervor. Mohl war es allerdings nicht beschieden, die lösende Zauberformel selbst auszusprechen, wie überhaupt die Lösung großer grundsätzlicher Fragen seinem wenig philosophischen Geiste nicht gegeben war, aber er hat das Verdienst, die Brücke geschlagen zu haben aus der willkürlichen Polizeiroutine des achtzehnten Jahrhunderts in das wissenschaftliche Verwaltungsrecht der Gegenwart, welche eine »Verwaltung nach Gesetzen« als höchstes Ziel des inneren Staatslebens ansieht. Wenn in unsern Tagen Rudolf Gneist das Verwaltungsrecht des

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

größten Staatsvolks der Neuzeit in festen Grundzügen gezeichnet, wenn L. von Stein den systematischen Aufbau einer Verwaltungslehre, auf Grundlage der positiven Verwaltungsrechte aller europäischen Kulturvölker, in großem Stile begonnen hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß Mohl, als muthiger Pionier des modernen Staatsgedankens, ihnen den Weg gebahnt hat, um den wissenschaftlichen Höhepunkt zu erreichen, den er selbst zu erklimmen nicht im Stande war. Jedenfalls ist dieses Buch Mohls das bedeutendste, wahrscheinlich aber auch das letzte Werk, welches über die sogenannte Polizeiwissenschaft geschrieben worden ist. In die Tübinger Zeit fällt auch Mohls ausführliche Monographie: »Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung«. (Tübingen 1837), welche die schwierige Frage nicht wesentlich weiter fördert und mehr nur als Beispielsammlung geschichtlicher causes célèbres von Werth ist. So wirkte Mohl zwei und zwanzig Jahre an der einheimischen Universität, als einflußreicher Lehrer und Schriftsteller, als thätiges Mitglied der akademischen Korporation und wurde als Oberbibliothekar der Neubegründer der Universitätsbibliothek. Auch gründete er in dieser Zeit, durch Verheirathung mit Pauline Becher, Tochter des Medizinalrathes Becher zu Stuttgart, ein glückliches und beglückendes Hauswesen, welches er auch zum Mittelpunkt einer angenehmen Geselligkeit zu machen wußte. Mit dem von ihm persönlich verehrten Könige Wilhelm I., welcher ihm auch die Leitung der staatswissenschaftlichen Studien des damaligen Kronprinzen übertrug, sowie mit der Regierung stand er Jahrelang im besten Einvernehmen und wurde von ihr mannigfach ausgezeichnet, bis ein unerwartetes Ereigniß diesem Verhältnisse schnell ein Ende machte. Nach den Grundsätzen der württembergischen Verfassung konnte Mohl nicht in die Zweite Kammer gewählt werden, so lange sein Vater Mitglied der Kammer der Standesherren war. Erst mit dessen im Jahre 1845 erfolgtem Tode fiel dieses Hinderniß weg, und nun trat Mohl sogleich als Wahlkandidat für das Amt Balingen auf. Aber dieses sein erstes Auftreten brachte ihn auch sogleich in Konflikt mit der Regierung, deren einflußreichstes Mitglied der Staatsminister Schlayer war. Dieser hochbegabte Mann, Sohn eines Tübinger Handwerkers, hatte es vom Schreiber in der Universitäts-Kammerverwaltung durch seltene Energie zur höchsten Stellung in seinem Vaterlande gebracht und war lange Jahre die Seele der württembergischen Regierung. Zuerst durch die Wahl der Liberalen in die Kammer gelangt, wurde er, nachdem er zum Minister des Innern ernannt war, der eigenmächtigste Bureaukrat, welcher der Verwaltung Württembergs auf langehin den Stempel seines selbstherrlichen Geistes aufprägte. Seine angeborene Heftigkeit, seine Ueberzeugung von dem alleinigen Rechte der Regierung, die barsche Art, womit er die Ueberlegenheit seiner Stellung und Intelligenz zur Geltung brachte, machte ihn zum gefürchtetsten Manne im ganzen Lande, welchem auch die Kammern nur selten mit Erfolg entgegenzutreten wagten. Mit ihm nahm Mohl, gleich bei seinem ersten politischen Auftreten, den Kampf auf. Sein Wahlprogramm ist unumwunden gegen Schlayers bureaukratische Regierungsweise gerichtet, welche sich nur äußerlich in die konstitutionellen Formen kleidete, in der That aber der baarste Absolutismus war. Das Schreiben Mohls vom 5. September 1845, welches für sein Schicksal so verhängnißvoll werden sollte, ist an den Rechtskonsulenten Nagel in Balingen gerichtet und nicht eigentlich für die Oeffentlichkeit, sondern nur zur Mittheilung an einflußreiche Persönlichkeiten unter den Wählern bestimmt. Dasselbe geht das herrschende Verwaltungssystem nach allen Richtungen hin durch und kommt schließlich zu dem Resultate: »daß die Regierung über die Verzögerlichkeit, Gleichgiltigkeit, Unwissenheit und in einzelnen Fällen über positiv schädliche Schritte Tadel verdient«. Das Sündenregister ist lang, aber es enthält nirgends leere Beschuldigungen, sondern belegbare

Thatsachen. Man wird durch die rücksichtslose Entschiedenheit in demselben an den Freimuth des alten Moser gemahnt. Aber das Ministerium faßte Mohls Schreiben, welches ohne sein Wissen in die Oeffentlichkeit gelangt und gedruckt worden war, nicht als das offene Wort eines freien Staatsbürgers an seine Wähler, sondern als »einen Akt der Unbotmäßigkeit eines Staatsdieners auf, welcher dadurch die Pflichten seines Dienstverhältnisses verletzt habe«. (Die Aktenstücke, betreffend den Dienstaustritt des Professor R. von Mohl« Freiburg 1846). Von einer Befugniß Gebrauch machend, welche ihm die württembergische Dienstpragmatik an die Hand gab, enthob ihn das Ministerium seiner Tübinger Professur und versetzte ihn zur Strafe als Regierungsrath nach Ulm. Eine Beschwerde an den Geheimen Rath, sowie ein Gesuch an den sonst für ihn so wohlgesinnten König blieb erfolglos. Aber Mohl war nicht der Mann, eine solche Maßregelung ruhig über sich ergehen zu lassen. Er nahm seinen Abschied aus dem württembergischen Staatsdienst und widmete sich zunächst ganz der literarischen Thätigkeit. Aber nicht lange sollte er dem Universitätsleben entzogen werden. Auf Veranlassung eines weitblickenden, auch als Schriftsteller berühmten Staatsmannes, des badischen Ministers Nebenius, sowie auf besondern Betrieb des hochverdienten Heidelberger Nationalökonomen Rau, erhielt Mohl im Jahre 1847 einen Ruf als Professor der Staatswissenschaften an die Universität Heidelberg, welchen der in Württemberg so tief gekränkte Mann mit Freuden annahm. Dieser Ruf enthob ihn nicht nur jeder Sorge für seine immer zahlreicher werdende Familie, sondern verschaffte auch dem gereiften Manne eine bedeutsame Erweiterung seines Horizontes. Trotz seiner Bekanntschaft mit den Staatseinrichtungen fremder Länder und seiner ausgebreiteten internationalen Beziehungen hatte er bis dahin nur als Württemberger gedacht und empfunden. In diesem Staate gingen seine Bestrebungen, Wünsche und Pläne für die Zukunft auf. Seinem stets auf das Praktische, zunächst Erreichbare gerichteten Sinne lag bis dahin die deutsche Frage nur »im Reiche der Träume«. In Baden und Heidelberg trat Mohl in eine ganz andere politische Atmosphäre. Niemals hatte sich der badische Liberalismus so selbstgenügsam abgeschlossen, wie der württembergische, und besonders war damals Heidelberg das Hauptquartier einer werdenden, zukunftsreichen Partei, welche die Lösung der deutschen Frage im einheitlichen Sinne als das A und O aller politischen Bestrebungen betrachtete. Als ihr Organ wurde die »Deutsche Zeitung« begründet, deren Redakteur Gervinus, deren Verleger Friedrich Bassermann war. (Vgl. Bad. Biogr. I., 40 u. 297.) Die bedeutendsten Gelehrten und Politiker von Süd- und Norddeutschland verbanden hier ihre besten Kräfte im Dienste der gemeinsamen deutschen Sache. Ihre klassischen Leitartikel wurden zu einer Macht unter den Gebildeten Deutschlands und selbst in den Berliner Hofkreisen beachtet. Neben der Forderung des konstitutionellen Repräsentativsystems trat hier der Gedanke an eine feste bundesstaatliche Gliederung Deutschlands in den Vordergrund und wurde zum ersten Male in einem süddeutschen Blatte darauf hingewiesen, daß Deutschlands Einheit nur durch Preußen geschaffen werden könne. Hatte bis dahin der süddeutsche Liberalismus in Preußen nur die absolute nordische Großmacht, den verhaßten Militärstaat perhorreszirt, so erkannte die neu sich bildende deutsche Partei, daß man nicht durch gesinnungstüchtige Kammerresolutionen und begeisterte Tafelreden, sondern nur durch die reale Macht eines wirklich geeinten Staatswesens das neue Deutschland auferbauen könne. In diesen Kreis deutschgesinnter Männer trat Mohl in Heidelberg, kurz ehe das weltgeschichtliche Jahr 1848 die nur theoretisch erörterte deutsche Frage praktisch in Fluß brachte. Beim Anfange dieses Jahres warf ihn eine schwere Krankheit nieder, so daß er selbst der wichtigen Versammlung der 51 deutschen Männer am 5. März zu Heidelberg nicht beiwohnen konnte und deßhalb sein

Name auch nicht unter den Unterzeichnern dieser einflußreichen Erklärung steht. Erst Ende März konnte er sich wieder am Gange der öffentlichen Angelegenheiten betheiligen. Großes Aufsehen erregte es, daß Mohl am 26. März 1848 in der Heidelberger Deutschen Zeitung einen Aufsatz veröffentlichte, dessen Inhalt gerade in der entscheidenden Hauptfrage mit den Grundsätzen des Blattes in Widerspruch trat. Nachdem er die verschiedenen Möglichkeiten der Errichtung einer deutschen Centralgewalt durchgegangen hatte, kam er zu dem überraschenden Schlusse: »Wir sehen keine andere Möglichkeit, als einen erblichen Kaiser. Wir unserer Seits sprechen uns für Oesterreich aus. Oesterreich ist bei weitem der mächtigste Staat. Preußen hat es seit dem Baseler Frieden bewiesen, daß es seine Stellung zu Deutschland nie begriffen hat.« — In dem württembergischen Wahlkreise Mergentheim wurde Mohl zum Mitgliede der deutschen Nationalversammlung gewählt. Er benutzte die Zeit, bis zur Eröffnung derselben, zur Ausarbeitung einer Geschäftsordnung, ließ dieselbe drucken, legte sie in einer der ersten Sitzungen der Versammlung vor und hatte die Genugthuung, daß dieselbe fast einstimmig angenommen wurde. Bald darauf wurde Mohl in den Verfassungsausschuß gewählt, in welchem der Schwerpunkt der ganzen Thätigkeit der Nationalversammlung lag. Hier saßen Männer, wie Dahlmann, welcher trotz der scheinbaren Schwerfälligkeit des gelehrten Theoretikers doch in allen großen Verfassungsfragen die geniale Intuition des wahren Staatsmannes besaß und, als einer der 17 Vertrauensmänner des Deutschen Bundes, die Grundzüge der neuen deutschen Reichsverfassung in körnigem Lapidarstile vorgezeichnet hatte, Georg Beseler, der bewährte Kämpfer volksthümlicher Rechtsentwicklung in Deutschland, welchen Mohl selbst als »die erste Arbeitskraft der ganzen Versammlung« bezeichnete, die geistvollen Geschichtsschreiber Waitz und Droysen, von denen Letzterer das Protokoll mit Meisterschaft führte, die Größen des ersten preußischen vereinigten Landtages, der ritterliche Fürst Lichnowski und der feinsinnige Hermann von Beckerath. — Im täglichen Zusammensein mit solchen Männern ging Mohl zuerst ein Licht auf über Wesen und Bedeutung des preußischen Staates, welcher ihm bis dahin ferner gelegen hatte als Frankreich, England und Nordamerika, und er kam zu der Einsicht, daß das neue Deutsche Reich nicht durch das vielsprachige Völkergemisch Oesterreichs, sondern nur durch die straff zusammengefaßte, auf deutscher Grundlage ruhende Staatsmacht Preußens geschaffen werden könne. Die Erfahrungen mit Oesterreich und den Oesterreichern, die er in Frankfurt machte, thaten ebenfalls das Ihrige. Kurz, aus dem großdeutschen Liberalen wurde, ihm selbst fast unbemerkt, in wenigen Monaten ein Anhänger der immer enger sich zusammenschließenden Partei, welche »bundesstaatliche Einigung Deutschlands unter Preußens mächtiger Führung, dann aber enge völkerrechtliche Verbindung mit dem stammverwandten Oesterreich« auf ihre Fahne geschrieben hatte. Wahrlich ein großgedachtes, prophetisches Programm, welches in unseren Tagen seiner Verwirklichung entgegengeht! — Kaum haben wohl in einer Versammlung die Klubs eine solche Rolle gespielt, wie damals in Frankfurt. Anschluß an einen solchen war fast unvermeidlich. Mohl trat dem linken Centrum bei, welches im »Augsburger Hofe«, einem Gasthofe sechsten oder siebenten Ranges, in einer winkeligen Gasse unter der gewandten Leitung des Professors Biedermann aus Leipzig, bei erstickendem Tabaksqualme und baierischem Biere, noch nach allen Plenar- und Ausschußsitzungen gewöhnlich bis Mitternacht debattirte. — Nachdem dem Erzherzog Johann die provisorische Centralgewalt übertragen worden war, mußte derselbe sich mit einem verantwortlichen Ministerium umgeben, an dessen Spitze zuerst der Fürst von Leiningen, dann der Oesterreicher Schmerling und endlich Heinrich von Gagern trat. Mohl wurde am 9. August 1848 zum Reichs-Justizminister ernannt. Nie ist wohl ein Ministerium in einer so eigen-

thümlichen Lage gewesen, als dies Reichsministerium von 1848, welches keinen wirklichen Staat, sondern nur einen in der Idee bestehenden Zukunftstaat zum Gegenstand seiner Thätigkeit hatte. Während die Märzminister in den einzelnen deutschen Staaten, trotz mancher Neulingsunsicherheit, doch eine bestimmte Behördenorganisation und eine geordnete Büreaueinrichtung vorfanden, hatte das neugebildete Reichsministerium, als es vor der Nationalversammlung und dem ganzen Volke auftreten und Beweise seiner Thätigkeit geben sollte, gar keine äußeren Mittel irgendwelcher Art zur Hand. Man setzte sich, halb mit Gewalt, in dem vom Bundestage verlassenen Taxisschen Palais fest und theilte die leeren Zimmer unter sich aus; aber in diesen fanden sich, außer einigen verblichenen Prachtstücken, keine Geräthe, keine Möbel, keine Beamten, keine Schreiber, keine Diener, in den leeren Schränken kein Aktenstück zur Orientirung über die von allen Seiten anstürmenden Anfragen, Beschwerden und Hilfsgesuche. Jeder Minister mußte sich sein Büreau geradezu aus dem Nichts schaffen. Mohl erzählte später noch lachend, daß sein erster Weg, nach seiner Ernennung zum Justizminister, in einen Frankfurter Papierladen gegangen sei, um sich einige Buch Schreibpapier und etliche Stangen Siegellack einzukaufen. Trotz dieser anfänglichen Schwierigkeiten, trotz dieses Mangels an aller geschäftlichen Tradition, gelang es dem Ministerium bald, sich zu organisiren und manche achtungswerthe Ergebnisse seiner Thätigkeit an den Tag zu legen. Am schwierigsten war es, die Linke der Nationalversammlung zu befriedigen, welche fortwährend in den regelmäßigen Geschäftsbetrieb der Ministerien mit überflüssigen Interpellationen und dringlichen Anträgen eingriff, und dabei an der Fiktion festhielt, daß die Reichsregierung, wie etwa weiland der Konvent über Frankreich, über alle Machtmittel von ganz Deutschland unbedingt verfüge, während sie doch lediglich vom guten Willen der größeren Einzelstaaten abhängig war. Mohl bestieg bei der Erörterung großer politischen Fragen selten die Rednerbühne, war aber ein angesehenes Mitglied des Ministerrathes und erwarb sich auch in seinem speziellen Ressort manches Verdienst. So setzte er die unveränderte Annahme der schon vor dem Ausbruche der Bewegung im Jahre 1848 von den deutschen Regierungen vollständig ausgearbeiteten Wechselordnung, besonders gegen Mittermaiers unzeitige Revisionslust, durch und publizirte dieselbe am 26. November 1848 als Reichsgesetz. Er regte die Ausarbeitung eines Entwurfes zu einem gemeinsamen Handelsgesetzbuche für ganz Deutschland an und setzte im Oktober 1848 eine aus hervorragenden Fachmännern zusammengesetzte Kommission zu diesem Zwecke nieder, welche unter der Leitung des Unterstaatssekretärs Widenmann aus Düsseldorf, eines gewiegten rheinischen Juristen, im Dezember in Frankfurt zusammentrat und bereits im März 1849 die fünf ersten Titel ihres Entwurfes nebst Motiven vorlegen konnte. Lautern Beifall erwarb sich Mohl noch durch die energische Unterdrückung der Spielbanken. In der Nationalversammlung kam eines Tages, dem Ministerium ganz unerwartet, eine mit vielen Unterschriften bedeckte Petition gegen die Fortdauer der sog. Spielhöllen zur Sprache. Mohl, als der einzig anwesende Minister, war genöthigt, die Rednerbühne zu besteigen. Als er sich, gereizt durch Mittermaiers Widerspruch, gegen das Unwesen der Spielbanken in sehr energischen Worten aussprach, wurde er von stürmischem Beifall unterbrochen und Alles rief: »Stellen Sie Antrag.« Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm Mohl einen vor ihm auf der Tribüne liegenden Stimmzettel und schrieb mit Bleistift darauf: »Gesetzesentwurf. Einziger Artikel: Sämmtliche Spielbanken in Deutschland sind hiermit aufgehoben.« In der Versammlung brach lauter Jubel aus und in zwei Minuten war das Gesetz angenommen. Auf diesen Triumph in der Versammlung folgte dann Abends im Ministerrathe freilich eine ziemliche Abkühlung. Man schüttelte den Kopf über das tumul-

tuarische Verfahren und fürchtete die Konsequenzen dieses Beschlusses den Einzelregierungen gegenüber. Die Sache ging indessen besser, als man gedacht hatte; die Regierungen gehorchten und schlossen die Banken. Nur der Landgraf von Hessen-Homburg erklärte, er könne ohne den Zuschuß der Spielbank nicht weiter existiren. Mohl reskribirte, das sei ihm gleichgiltig, und verlangte augenblicklichen Gehorsam. Als dieser verweigert wurde, erbat er sich vom Kriegsminister ein Bataillon und eine Eskadron und schickte sie unter Leitung eines Civilkommissärs nach Homburg. Die Bank wurde geschlossen. Die Truppen zogen ab und die Spielpächter mußten die beträchtlichen Exekutionskosten zahlen. Force resta à la loi. — Als aber durch die Ablehnung der Kaiserkrone von Seiten König Friedrich Wilhelms IV. die gemäßigte Richtung in der Nationalversammlung den Boden verlor, als die Revolution in Süddeutschland ihr wüstes Treiben begann, legte Mohl am 10. Mai 1849, mit seinem damaligen Gesinnungsgenossen, dem Ministerpräsidenten Heinrich von Gagern, sein Amt und Mandat nieder und kehrte, nach Besiegung der Revolution in Baden, im Herbste 1849 nach Heidelberg zurück. Wie glücklich war er vor vielen Andern, denen das aufregende Jahr von Frankfurt nicht nur die schönsten patriotischen Hoffnungen geknickt, sondern auch die bürgerliche Existenz, die körperliche Gesundheit und die geistige Spannkraft gebrochen hatte, daß er jetzt mit ungeschwächter Kraft, an einem der schönsten Punkte Deutschlands, sich wieder ganz der Pflege seiner Wissenschaft widmen konnte. Wiederum lag auf ein Jahrzehnt der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit in seiner akademischen und schriftstellerischen Thätigkeit, welche nur durch seine, in vielen Fällen sehr erfolgreiche Betheiligung an den Sitzungen und Arbeiten der ersten badischen Kammer unterbrochen wurde. Es waren damals glänzende Tage für Heidelberg, wo Bangerow Hunderte von Jünglingen in seinen Pandektenvorlesungen versammelte und Häußer mit seinem zündenden Vortrage und seinem patriotischen Feuereifer die Herzen der Jugend mit sich fortriß. Zwar konnte Mohl sich mit Bangerow und Häußer nie an Redegabe messen. Seine Vorträge über Encyklopädie der Staatswissenschaften, allgemeines Staatsrecht, deutsches Staatsrecht und Polizeiwissenschaft trugen die Spuren der Mühe gleichzeitig vollzogener Gedankenarbeit an sich. Es beherrschte sie, im Gegensatze zum Schmucke der Rede, jener verstandesklare Ton, welcher überhaupt ein Grundzug seines Wesens war. Waren daher Mohls Vorlesungen auch niemals eigentliche Zugkollegien für die große Masse, so hatten sie doch einen bleibenden Einfluß auf geistig gereiftere Studirende, welche vor ernster Gedankenarbeit nicht zurückscheuten. — Zugleich war diese Epoche seines Heidelberger Lebens außerordentlich fruchtbar in literarischer Beziehung. Wir heben hier hervor: »Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften« (Erlangen 1855—58) in drei starken Bänden, die »Encyklopädie der Staatswissenschaften« in einem Bande (1. Aufl. 1859, 2. Aufl. 1872) und die unter dem Namen »Völkerrecht, Staatsrecht und Politik« gesammelten Aufsätze, ebenfalls in drei starken Bänden (Bd. I. Tübingen 1860, Bd. II. 1862, Bd. III. 1869). Wir tragen kein Bedenken, das erstgenannte Buch für die bedeutendste Lebensarbeit Mohls, ja für ein in seiner Art einziges Werk in der Literatur aller Völker und Zeiten zu bezeichnen. Allerdings gibt uns Mohl hier nicht eine Geschichte der Staatswissenschaften in einheitlicher, organischer Entwickelung. Es wäre dies ein Unternehmen gewesen, welches nicht nur Mohls Leistungsfähigkeit, sondern, beim Mangel aller Vorarbeiten, menschliche Kräfte überhaupt überstiegen haben würde. Mohl beschränkte sich vielmehr auf eine große Anzahl von Monographieen über einzelne Wissenszweige und Gegenstände, welche äußerlich lose zusammengereiht, doch eines gewissen inneren Zusammenhanges nicht entbehren und so fast alle Zweige der Staatswissenschaft umfassen. Wir heben als besonders interessant und werthvoll folgende

Monographieen hervor: »Geschichte und Literatur des allgemeinen konstitutionellen Staatsrechts« (Bd. I. S. 267—334), »Die neuere Literatur des Völkerrechts« (Bd. I. S. 337—403), »Die Literatur des schweizerischen Staatsrechts« (Bd. I. S. 473—506), »Das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika« (Bd. I. S. 509—593), »Die Literatur des englischen Staatsrechts« (Bd. II. S. 4—103), »Das positive deutsche Staatsrecht seit der Gründung des Deutschen Bundes« (Bd. II. S. 237—249), »Zwölf deutsche Staatsgelehrte« (Bd. II. S. 397—593), »Die Literatur des französischen Staatsrechts« (Bd. III. S. 4—290). Staunenswerth ist die einzig dastehende Bücherkunde des Verfassers. Freilich hätte keine deutsche Bibliothek, auch nicht die beste, die von Mohl so viel benützte der Georgia Augusta, hingereicht, um die Bausteine zu einem solchen Riesenwerke zu liefern, wie dies Buch es ist. Nur die ausgebreiteten kosmopolitischen Beziehungen des Verfassers machten es ihm möglich, die englische, französische und amerikanische Literatur so zu benutzen, wie es vor ihm keinem Sterblichen gelungen war. Entging ihm doch ebensowenig, was in Kiew und Charkow, wie in St. Jago de Chile oder in Sidney erschienen war. Aber nicht blos die fast unglaubliche Belesenheit ist das Staunenswerthe an diesem Riesendenkmal deutschen Gelehrtenfleißes. Wir werden hier keineswegs mit Bücherkatalogen und Nomenklaturen abgespeist, sondern durch gedankenreiche Einleitungen in die Entwickelung jeder einzelnen Wissenschaft eingeführt. Jeder Wissenszweig wird in engsten Zusammenhang mit den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen der betreffenden Völker, mit den herrschenden Strömungen des Zeitalters gebracht, deren Verständniß für so eminent praktische Wissenszweige, wie die verschiedenen Disciplinen der Staatswissenschaften es sind, unentbehrlich ist. Dabei ist die Darstellung, trotz der unüberwindlichen Trockenheit so manchen Stoffes, durchweg klar und ansprechend. In diesem Werke kommt diejenige Eigenschaft Mohls, welche wir neben seiner Gelehrsamkeit am höchsten stellen, sein kritischer Geist, zur vollen Entfaltung, mit welchem das positiv gestaltende Element, die eigentliche wissenschaftliche Zeugungskraft bei ihm keineswegs gleichen Schritt hält. Darum können wir das zweite Hauptwerk der Heidelberger Periode, »Die Encyklopädie der Staatswissenschaften«, dem ersten nicht gleichstellen. Bei einer wahrhaft wissenschaftlichen Encyklopädie kommt es nicht auf die Fülle des Stoffes, die Masse des Wissens an, welche dem Verfasser zu Gebote steht, sondern auf die Tiefe seiner Gesammtauffassung, auf die Beherrschung des einheitlichen Gesichtspunktes, auf die Schärfe der Grundbegriffe. Eine Encyklopädie, welche »nicht das schaale caput mortuum, sondern die lebendige Quintessenz einer Wissenschaft sein will«, kann nur ein philosophisch angelegter Kopf schreiben, welcher seine spezielle Wissenschaft mit dem Gesammtorganismus aller Wissenschaften, ja mit den obersten Gesetzen und Zielen des Menschenlebens überhaupt in Verbindung zu setzen weiß. Gerade weil diese Eigenschaft bei Mohl nicht hinreichend vorhanden war, zeigt dies Buch in der Methode wie in den Grundbegriffen bedeutende Mängel. So ist die durchgehende Eintheilung der Staatswissenschaften in historische und philosophische Disciplinen entschieden verfehlt. Allerdings hat alles Recht auch seine philosophische Seite, indem es in einer Idee der menschlichen Vernunft Ursprung und Maß hat, aber zur konkreten Gestaltung gelangt es nur in der geschichtlichen Entwickelung bestimmter Zeiten und einzelner Völker. Eine rein philosophische Behandlung des Rechtes, wenn eine solche überhaupt durchführbar wäre, eine lediglich aprioristische Konstruktion würde ein wesenloses Abstraktum ergeben; eine geschichtliche Behandlung des Rechtes, welche durch keine philosophischen Grundgedanken geleitet und vertieft wäre, würde zu einem Antiquitätenkram ohne wissenschaftlichen Werth herabsinken. Nachdem der alte Gegensatz einer historischen und philosophischen Schule in der

Rechtswissenschaft glücklich überwunden ist, erscheint der von Mohl durch alle Disciplinen der Staatswissenschaften durchgeführte Dualismus als ein Anachronismus, welcher dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft nicht mehr entspricht. Mohl ist auch hier nicht im Stande gewesen, den Standpunkt des alten abstrakten Naturrechts ganz zu überwinden und sich zu einer einheitlichen geschichtsphilosophischen Auffassung von Staat und Recht zu erheben, welche in jeder geschichtlichen Erscheinungsform nur den zeitlich und volksthümlich bestimmten Ausdruck ewiger Vernunftgesetze erkennt. Ebensowenig kann es gebilligt werden, daß Mohl neben Staatsrecht und Politik, als dritten ebenbürtigen Zweig, die Staats-Sittenlehre stellt. Staatsrecht und Politik sind Staatswissenschaften, weil ihr spezifischer Gegenstand der Staat, als solcher, ist, welchen sie von verschiedenem Standpunkte aus behandeln. Eine besondere Sittenlehre für den Staat gibt es nicht. Nicht etwa, als ob die Ethik für die Staatslehre nicht vorhanden wäre. Alles Recht wurzelt vielmehr in sittlichen Ideen und eine Politik, welche sich von den ewig geltenden Geboten des Sittengesetzes losreisen würde, wäre eben so verderblich im Leben, als verwerflich in der Wissenschaft. Aber gerade deshalb ist eine besondere Disciplin der Staatssittenlehre unhaltbar, weil sie nichts anderes sein kann, als die Anwendung der allgemein menschlichen Sittenlehre auf staatliche Verhältnisse, und weil die Disciplinen des allgemeinen Staatsrechts und der Politik selbst von sittlichen Ideen durchdrungen sein müssen, wenn sie wahrhaft wissenschaftlich erfaßt werden sollen. — Ein anderer eigenthümlicher, von Mohl nicht nur in der Encyklopädie, sondern auch anderwärts mit besonderer Vorliebe durchgeführter Gedanke ist die Aufstellung eines besonderen Gesellschaftsrechtes, welches zwischen öffentlichem und privatem Rechte in der Mitte stehen soll. Gewiß ist es ein großer Fortschritt der neuern Wissenschaft, daß man sich nicht mehr blos auf die Darstellung der Verfassungsformen und Einrichtungen der Staaten beschränkt. Die lediglich juristische, staatsrechtliche Behandlung des Staates ist zwar eine wichtige Aufgabe der Staatswissenschaft, aber sie ist keineswegs die einzige Betrachtungsweise des Staates, ja sie bleibt mit Nothwendigkeit immer eine einseitige. Es ist im hohen Grade fruchtbringend, daß man den Einfluß, welchen die verschiedenen, im Staate vorhandenen Gesellschaftsgruppen auf die Entwickelung des Staates ausüben, wissenschaftlich betrachtet, daß man untersucht, wie die wirthschaftlichen Verhältnisse des Grundeigenthums, des beweglichen Vermögens, des Gewerbes, des Handelsverkehrs, aber auch die sittlichen Verhältnisse des Familienlebens, die religiösen und kirchlichen Zustände auf das Staatsleben influenziren, kurz, daß man zusieht, wie der Staat auf die Gesellschaft und die Gesellschaft auf den Staat einwirkt. Aber damit ist die Annahme eines besonderen Gesellschaftsrechtes nicht gerechtfertigt. Wenn man unter Gesellschaft den Komplex der großen Gruppen des Volkes versteht, welche durch gemeinsame wirthschaftliche Interessen und geistige Richtungen zusammengehalten werden, so sehen wir dieselben in mannigfachen Sonderbestrebungen auseinander gehen und sich bekämpfen. Jede gesellschaftliche Gruppe ist ihrem Wesen nach egoistisch und ringt nach Geltendmachung ihrer Vortheile und Sonderinteressen, nach ausschließlicher Macht im Staate. Recht zu erzeugen, wodurch ihr Verhältniß zu anderen Gruppen gerecht geordnet würde, ist sie nie im Stande. Dies kann nur der Staat, welcher als das zur einheitlichen Persönlichkeit zusammengefaßte Volk, im Namen der Gerechtigkeit, die verschiedenen Gesellschaftsgruppen unter sein Recht zwingt und sie nöthigt, andern, ihnen gegenüberstehenden Kreisen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Gesellschaft, ohne Staat gedacht, wäre eben jenes von Hobbes geschilderte „bellum omnium contra omnes“. Der Staat aber selbst ist die rechtlich organisirte Gesellschaft. Der Staat weist der einen Genossenschaft ihre Stellung wesentlich im Privat-

rechte an, wie z. B. den auf Erwerb gerichteten Gesellschaften, den andern, wie den Gemeinden, räumt er zugleich die Bedeutung von Korporationen des öffentlichen Rechtes ein. Aber die Vorstellung, daß es ein Gesellschaftsrecht gäbe, welches weder öffentliches, noch privates Recht, sondern ein zwischen beiden liegendes drittes sei, welches nicht im Staate, sondern in der Gesellschaft seinen Ursprung habe, ist durchaus unhaltbar. Heinrich von Treitschke hat das Verdienst, in einer Erstlingsschrift über »die Gesellschaftswissenschaft« (1859) diesen Grundirrthum des Altmeisters der Staatswissenschaften siegreich widerlegt zu haben, wobei ihm nicht nur sein kritischer Scharfsinn, sondern auch seine durch das Studium der Geschichte vertiefte Auffassung des Staates zu statten kam. Eben so entschieden ist auch Bluntschli in einem werthvollen Aufsatze (»Kritische Ueberschau« Bd. III. S. 299 ff.) diesem Grundirrthume Mohls entgegengetreten. Trotz dieser unläugbaren principiellen Schwächen der Mohlschen Encyklopädie verkennen wir die Verdienste auch dieses Buches nicht. Der Inhalt, welcher in die Formen dieses Systems gegossen ist, ist ein reicher und werthvoller. Wo es sich um die Behandlung einzelner staatlicher Institutionen, um die Erörterung konkreter Fragen handelt, begegnet uns überall die klare Auffassung und die lichtvolle Darstellung, die allen Mohlschen Schriften eigenthümlich ist. — Das dritte große Werk der Heidelberger Periode: »Staatsrecht, Völkerrecht, Politik«, ist eine Sammlung von Monographieen und besteht zum großen Theil aus bereits schon früher gedruckten, umgearbeiteten Aufsätzen In diesen drei umfangreichen Bänden sind fast alle brennenden Fragen der Gegenwart, aber auch manche von der Heerstraße abgelegeneren Gebiete, in umsichtiger, eingehender Weise behandelt, mit der Objektivität des gereiften Mannes, welchem nicht nur in seiner umfassenden Literaturkenntniß die politische Erbweisheit aller Völker und Zeiten, sondern eigene, reiche Lebenserfahrung zur Seite steht. Wir nennen aus der Fülle dieser Aufsätze etwa folgende als besonders interessant: die Benutzung der ständischen Verhandlungen zur Auslegung von Gesetzen; die ständischen Rechte in Bezug auf Reichsverwesung; die Geschäftsordnungen der Ständeversammlungen; konstitutionelle Erfahrungen; das Repräsentativsystem, seine Mängel und Heilmittel; die Lehre vom völkerrechtlichen Asyle; die völkerrechtswidrigen Kriegsmittel; die persönlichen Verhältnisse der Fürsten; das Ordenswesen unserer Zeit; die Erziehungspolitik; das Verhältniß der Schule zur Kirche; die Universitäten; das Prüfungswesen im Verhältniß zur Bildung u. s. w. Man kann wohl sagen, daß in diesen Aufsätzen kaum eine wichtige Frage der Gesetzgebungspolitik übergangen ist, und besonders werden Mitglieder gesetzgebender Versammlungen auch heut zu Tage hier eine reiche Fundgrube der Belehrung finden, wenn auch hie und da der Standpunkt des Verfassers etwas veraltet erscheint, bisweilen auch durch die in dem kleinstaatlichen Leben gewonnenen Anschauungen zu sehr beeinflußt wird. — Außer den oben hervorgehobenen Vorzügen dieses Buches tritt uns noch eine Eigenschaft des Verfassers in diesen Aufsätzen imponirend entgegen, das ist die volle Unabhängigkeit der eigenen Meinung und ihre offene Aussprache. Nach oben hin hatte Mohl dies stets bewährt, aber in unserer Zeit gehört oft mehr Muth dazu, einem Lieblingsdogma des alltäglichen Liberalismus entgegenzutreten, als gekrönten Häuptern eine unangenehme Wahrheit zu sagen. Auch das »wider den Strom« hat dieser redliche Mann nie gescheut, wo es ihm die Pflicht zu gebieten schien, ein offenes Wort zu sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß der liberale Durchschnittsphilister an seiner »korrekten Gesinnung« irre werden könnte. So hat er zum Schlusse des dritten Bandes in einem eigenen Aufsatze: »Uebereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespresse«, gegen das vom Cäsarismus, wie von der Demokratie so hoch gepriesene allgemeine und gleiche Stimmrecht, sowie gegen die Abschaffung der Todesstrafe plaidirt,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

auch auf die Gefahren hingewiesen, welche von einem Ueberwuchern jüdischer Elemente unserem deutschen Volksleben drohen, wofür er freilich auch von den »Beduinen der Presse« mit dem üblichen Schmutze reichlich beworfen wurde. Mitten in dieser umfassenden literarischen und akademischen Thätigkeit wurde Mohl auch in das Gebiet der praktischen Politik seines neuen Heimathsstaates gezogen. Von 1857 gehörte er als Vertreter der Universität Heidelberg der Ersten Kammer des badischen Landtages an und erstattete u. A., nachdem das Konkordat nicht ohne seine Mitwirkung gefallen war, einen ebenso umfassenden, als gründlichen Bericht über den vom Ministerium Stabel-Lamey vorgelegten Gesetzentwurf, welcher das Verhältniß der Kirche zum Staate zu regeln bestimmt war. Vom Jahre 1863—1872 war Mohl Mitglied der Ersten Kammer in Folge der Berufung durch das Vertrauen des Großherzogs; seit 1869 bekleidete er in derselben das Amt des zweiten Präsidenten. Obgleich Mohl nie geflissentlich eine Verbindung mit dem Hofe gesucht hatte, so gestaltete sich in dieser Zeit, wie von selbst, sein Verhältniß zu dem Großherzog von Baden, diesem eben so patriotischen, als einsichtsvollen Fürsten, in schönster Weise. Er wurde der Vertrauensmann seines fürstlichen Herrn in allen wichtigen Staatsfragen. Als im Jahre 1860 der Großherzog von Baden dem Freiherrn von Roggenbach das Ministerium des Auswärtigen übertrug und damit wieder, nach den Mißerfolgen des Jahres 1848, eine nationale Politik inaugurirte, war es einer der ersten Schritte dieses hochherzigen Fürsten und seines patriotischen Staatsmannes, Mohl die Stelle des badischen Bundestags-Gesandten anzubieten, welche dieser gern annahm. Eine bessere Wahl hätte man für die damalige Situation am Bundestage nicht treffen können, wo man längst kein freimüthiges Wort mehr für das mißachtete Recht des deutschen Volkes vernommen hatte. Nirgends war dasselbe aber so mit Füßen getreten, wie in Kurhessen, wo der kaum wiederhergestellte Bundestag die seit zwanzig Jahren in voller Wirksamkeit bestehende Verfassung mit freventlicher Gewalt zertrümmert hatte. Aber das Volk der Hessen hielt fest am Rechtsboden und wies jede Oktroyirung zurück. So klaffte dort, seit zehn Jahren, wie eine offene Wunde, das gebrochene Landesrecht und schädigte das Bewußtsein der ganzen deutschen Nation. Es war daher der feste Entschluß Roggenbachs, gleich bei seinem Eintritt in das badische Ministerium, auf die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände in Kurhessen hinzuwirken. In derselben Sitzung, wo er in die Bundesversammlung eingeführt wurde, stellte Mohl im Namen der badischen Regierung am 4. Juli 1861 den Antrag: »die kurhessische Verfassung vom 5. Januar 1831, sammt den in den Jahren 1848 und 1849 gegebenen Erläuterungen und Abänderungen und dem Wahlgesetze von 1849, im Ganzen und namentlich in Bezug auf die zu berufende Landesvertretung als rechtskräftig und in Wirksamkeit bestehend zu betrachten«. Dieser Antrag rief natürlich bei dem Kurfürsten, sowie bei Oesterreich und seinen Anhängern zuerst einen Sturm der Entrüstung hervor und man beabsichtigte ihn, nach beliebter Bundestags-Manier, in einen Ausschuß zu begraben. Mohl rechtfertigte in einer meisterhaften Denkschrift vom 22. Januar 1862 den Standpunkt seiner Regierung und legte die Widerrechtlichkeit der früheren Bundesbeschlüsse, sowie die fortdauernde Rechtsbeständigkeit der gewaltsam beseitigten hessischen Verfassung klar und bündig dar. Mehr als die beste staatsrechtliche Deduktion wirkte freilich der von Berlin nach Kassel entsendete preußische Feldjäger und das Eintreten des preußischen Ministeriums für die gerechte Sache des kurhessischen Volkes. Dennoch war es eine Genugthuung für die badische Regierung und ihren wackeren Vertreter, daß der badische Antrag am 24. Mai 1862 zum Bundesbeschlusse erhoben wurde und bald darauf die Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung erfolgte. — Eine andere bedeutsame

Zeit durchlebte Mohl im Spätsommer 1863, als Oesterreich Deutschland mit seinem Reformprojekt überraschte und alle deutschen Fürsten in Person nach Frankfurt lud, um die deutsche Frage durch den glänzenden Theatercoup des Fürstentags auf einmal zu lösen und die Hegemonie Oesterreichs über Deutschland dauernd zu begründen. Der Kaiser von Oesterreich erschien mit Leibwachen, glänzendem Hofstaat und dem Tafelservice der Wiener Hofburg, fast schon wie zu einer neuen Kaiserkrönung. Der König von Preußen blieb in richtiger Erkenntniß der Machtstellung seines Staates, nach wohlerwogenem Gutachten des Staatsministeriums, trotz wiederholter Einladungen, dem Fürstentage fern. Alle andern Fürsten erschienen in Person. Eine Versammlung aus Königen, Großherzogen, Herzogen und Fürsten, in welcher der Kaiser von Oesterreich präsidirte, tagte in parlamentarischen Formen und Deutschland, ja ganz Europa sah staunend auf das glänzende, nie dagewesene Schauspiel eines Parlaments von lauter Souveränen hin. Auch hier war es der Großherzog von Baden, welcher mit klarem Blicke die Gebrechen, ja die Unmöglichkeit des österreichischen Entwurfes erkannte und von vornherein entschlossen war, demselben nicht beizutreten. Der patriotische Fürst opponirte in den Sitzungen des Fürstenrathes regelmäßig, nur von wenigen Stimmen unterstützt, und gab seine abweichende Meinung jedesmal schriftlich zu Protokoll. Zu diesem Zwecke mußten zahlreiche Schriftstücke und ausführliche Motive, ja ganze Promemorias in höchster Eile, meist während der Nacht, angefertigt werden, deren Ausarbeitung besonders Mohls formgewandter Feder zufiel, welcher mit dem Freiherrn von Roggenbach und dem damaligen Ministerialrathe Jolly in diesen äußerlich so glänzenden, innerlich so wenig befriedigenden Tagen seinem fürstlichen Herrn getreulich zur Seite stand. — Konnte Mohl somit die Anfänge seiner diplomatischen Thätigkeit, soweit sie die Wiederherstellung der hessischen Verfassung und die Zurückweisung des österreichischen Reformprojektes, also die beiden wichtigsten Staatsaktionen jener Zeit, betraf, als gelungen betrachten, so waren für ihn die heißen Wochen des Sommers 1866 um so schmerzlicher, wo Baden, durch die Wucht unüberwindlicher Verhältnisse, in das österreichische Lager gedrängt wurde und der kopflosen Bundestags-Politik sein braves Heer zur Verfügung stellen mußte. Mohl folgte noch den traurigen Resten des Bundestags in »die drei Mohren« nach Augsburg. Bald nach Austritt Badens aus dem Deutschen Bunde wurde Mohl zum badischen Gesandten am königlich baierischen Hofe ernannt. Er vertrat von nun ab die deutsche Politik seiner Regierung in München mit voller Entschiedenheit; doch faßte er persönlich die Lage der deutschen Verhältnisse ziemlich trübe auf. Als ich damals in der Gründung des Norddeutschen Bundes den größten nationalen Fortschritt begrüßte, schrieb er mir am 16. Juli 1867 von München aus: »Sie werden es natürlich finden, daß wir in Süddeutschland durch die jetzige Lage der Dinge vielfach anders affizirt sind, als man es in Norddeutschland ist. Wir sind durch die Mainlinie sehr übel daran und an eine baldige Aufhebung derselben glaube ich wenigstens nicht. Ein solcher Schritt wäre ein offenbarer casus belli und da es in der Natur der Sache liegt, auch hinreichend durch den Luxemburger Handel bewiesen ist, daß wir keinen Mann Hilfe von dem Norddeutschen Bunde erwarten können, während wir sicher von Osten und Westen zu gleicher Zeit gefaßt werden würden, so kann man es uns wahrlich nicht verargen, wenn wir eben nicht mit Enthusiasmus die Lage der Dinge betrachten. Das ist ja eben das Verzweifelte unserer Lage, daß wir so nicht bleiben können, wie wir sind, und doch kein Mittel vorhanden ist, herauszukommen. Ich bringe dabei die partikularistischen Anschauungen und die instinktiven süddeutschen Abneigungen gar nicht in Betracht, obgleich dieselben ganz unzweifelhaft vorhanden sind und auch einen politischen Faktor bilden, mit welchem gerechnet werden muß. Ich

lebe der Ueberzeugung, daß die Frage von der deutschen Einheit noch weit entfernt von ihrer definitiven und glücklichen Lösung ist, und ich fürchte, daß die Lösung nicht in der Weise erfolgen wird, wie sie jetzt als selbstverständlich angenommen wird. Ich wünsche, daß ich mich hierin irre, aber bloße konventionelle Phrasen auf der Tribüne oder in den Zeitungen werden die Sache nicht entscheiden. Nicht aus Trotz oder Vergnügen sehe ich schwarz, sondern nur weil mir eben die Dinge schwarz vorkommen. Zu wissenschaftlichen Arbeiten bin ich noch nicht gekommen, nicht weil es mir an Zeit dazu fehlte, allein ich habe die Stimmung noch nicht dazu gefunden und begnüge mich, manches in meiner Lektüre nachzuholen, was ich in den letzten Jahren versäumen mußte. Im Uebrigen bin ich sehr gern hier, weit lieber als in Frankfurt. Die Atmosphäre von München ist, trotz Bier und Ultramontanismus, eine viel geistigere, als dort.« — Hochgeehrt in seiner Stellung, in freier Muße, in nächster Beziehung zu jenem auserwählten Kreise hervorragender Männer der Universität, der Akademie, der Kunstwelt, welche der hochsinnige König Maximilian II. in Baierns Hauptstadt versammelt hatte, an der für ihn so unentbehrlichen Quelle einer ausgezeichneten Bibliothek sitzend, verlebte Mohl in München fünf glückliche Jahre. Werthvoll war ihm auch seine Beziehung zu dem umsichtigen Staatsmann an der Spitze des baierischen Ministeriums, dem Fürsten Clodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, mit welchem ihn gleiche Auffassung der nationalen und kirchlichen Fragen eng verband. Ueber dessen Kirchenpolitik sprach er sich in einem Briefe an mich folgendermaßen aus: »Wie gut wäre es gewesen, wenn man sich von Hohenlohe zu Präventivschritten (gegen die Beschlüsse des vatikanischen Konzils) hätte bringen lassen. Er war auf das Genaueste unterrichtet, was da kommen werde. Allein da stand bei dem Einen übler Wille und eigene katholische Dummheit, bei dem Andern Hochmuth gegenüber dem kleinern Staate, beim Dritten die Unkenntniß der katholischen Dinge im Wege. Das letztere war auch bei Bismarck der Fall, er hat nachträglich erst lernen müssen, daß es damit nicht gethan ist, wenn man sagt: man wolle mit dem Pfaffengezänke nichts zu thun haben. Meiner Meinung nach ist es absolut nöthig und dringend, den Entschluß zu fassen, die Jesuiten kurzer Hand aus Deutschland zu jagen. Die Schweizer sind da die rechten Leute; freilich sind ganze Versammlungen und demokratische Beschlüsse schwerer anzugreifen, als ein Einzelner, auf den man alles Gift konzentrirt. Auf die altkatholische Bewegung habe ich keinen Augenblick etwas gehalten. So etwas will im Sturme geschaffen sein oder verläuft im Sande. Woher soll denn die allgemeine Volksbegeisterung kommen? Wegen eines Dogmas, das um kein Haar breit dümmer und infamer ist, als zehn andere. Es sind höchstens die liberalen Philister, welche nicht daran wollen; allein, dies ist meine Lebenserfahrung, mit diesen ist gar nichts anzufangen, sobald es über das Räsonniren am Wirthstische und höchstens über eine Wahl hinausgeht. Wir Protestanten müssen es machen, und zwar scharf. Gefahr ist dabei, aber kleinere, als bei Stillsitzen oder halben Maßregeln.« — Die trüben Anschauungen, welche Mohl noch im Jahre 1867 von Deutschlands Zukunft gehegt hatte, wurden widerlegt durch das große Jahr 1870. Nun waren alle Nebel für ihn zerstreut. Nun durfte auch er sich wieder ganz als Deutscher, als Mitbürger des wiedergeborenen Deutschen Reiches fühlen. Das Herz des Greises schlug mit der Wärme des Jünglings für Kaiser und Reich; sein Verstand aber beugte sich bewundernd vor der überlegenen Staatskunst des genialen Mannes, an dessen Politik er früher so Manches auszusetzen gefunden hatte. Sein ganzer Haß wendete sich jetzt gegen das undeutsche Treiben der Ultramontanen und Partikularisten in Baiern. Es handelte sich im Januar 1871 um die Annahme der deutschen Reichsverfassung durch die baierische Abgeordnetenkammer mit der verfassungs-

mäßigen Mehrheit von Zweidrittel Stimmen. Er schrieb mir am 3. Januar 1871: »Ja wohl, es war ein merkwürdiges Jahr, welches miterlebt zu haben der Mühe werth war. Eine Zeit lang traute man seinen Ohren und Augen nicht und bald wurde man so verwöhnt, daß man ungeduldig und fast ärgerlich war, wenn nicht wenigstens alle Paar Tage die Nachricht von einem ganz erstaunlichen Siege kam. Jetzt ist es freilich nicht mehr so glänzend und ich fürchte sogar, wir werden noch große Opfer bis zum Frieden zu bringen haben. — — Daß der Eintritt Badens in den Deutschen Bund oder jetzt das Reich das Aufhören der Gesandtschaften meines kleinen Landes zur Folge haben würde, war natürlich keinen Augenblick zweifelhaft. So bin ich denn nicht frappirt darüber, daß die Voraussicht zur Wahrheit geworden ist. Wann ich von hier werde abberufen werden, weiß ich nicht; jedenfalls im Laufe dieses Jahres. Daß es mir angenehm ist, kann ich nicht sagen, aber es ist nicht zu ändern. Ueber meine künftige Bestimmung ist noch nichts Bestimmtes festgesetzt; wahrscheinlich wird man mir eine anständige Sinecure im innern Dienste geben. Wäre ich jünger, so würde ich geradezu die Stelle im Bundesrathe verlangen und wohl auch erhalten; so aber bin ich, wie man in Schwaben sagt, »das Fuhrlohn nicht mehr werth« und es wäre mir auch ein Umzug nur für wenige Jahre — länger wäre ich ja nicht diensttauglich an einer solchen Stelle — nicht der Mühe werth. Was immer daraus wird, zu beschäftigen werde ich mich schon wissen. Wie die Dinge hier verlaufen werden in Betracht der Anerkennung der Versailler Verträge, ist, wenige Tage vor der Diskussion, noch nicht zu sagen. Es wird sich um einige Stimmen handeln. Es wäre ein großes Unglück und ein unermeßlicher Skandal, wenn diese Heerde von Pfaffen und Bauern die Annahme verhindern könnte. Und wie wäre der König kompromittirt! Allein hier zu Lande ist vieles möglich, was man anderwärts nicht begreifen kann. Man muß in dem Lande länger gelebt haben und Personen und Verhältnisse kennen, um einen richtigen Begriff von dieser Mischung von unbegreiflicher Unwissenheit, Bauernpfiffigkeit und Hochmuth zu erhalten. Der letzte Grund von Allem ist die Korruption durch die Jesuitenerziehung; aber der Stamm ist auch an sich schon ein unglücklich begabter, keineswegs ein unbegabter. Doch hoffen wir immer noch, daß der Unsinn und die Infamie nicht siegen werden. Freilich ist bei einer Kammer, in welcher 24 Dorfpfarrer sitzen, dirigirt von einem Jesuiten en robe courte — Jörg — geradezu alles möglich. Nun qui vivra, verra. Was ich thäte, weiß ich wohl oder vielmehr, was ich gethan hätte, auf die erste Nachricht von dem Berichte Jörgs und der Zustimmung des Ausschusses mit 12 gegen 3 Stimmen. Ich hätte einfach ratifizirt, die Kammer aufgelöst und in einer Proklamation erklärt: die Regierung, die Erste Kammer, die absolute Majorität der Zweiten sei dafür, die Maßregel absolut nothwendig, das Ministerium übernehme die Verantwortung vor der nächsten Kammer. Dies ist inkonstitutionell allerdings, allein soll man durch eine bloße und noch dazu einfältige Form, die Zweidrittel Majorität, den Staat zu Grunde richten lassen? Wozu sind Staatsstreiche, wenn man sie in solchen Fällen nicht braucht? Doch ich setze meinen Ruf auf das Spiel in meinem hohen Alter und will schweigen, da ich es doch nicht machen kann, sondern nur sagen, daß mein Respekt vor diesen konstitutionellen Einrichtungen, nach fünfzigjähriger Lehre und Uebung, ein sehr geringer geworden ist.« Glücklicher Weise war ein solcher äußerster Schritt nicht nöthig, indem die Zweite Kammer nach zehntägigen Debatten, am 21. Januar 1871, in letzter Stunde die Versailler Verträge noch annahm, freilich nur mit sehr wenigen Stimmen über die nothwendige Majorität von Zweidrittel Stimmen. — Einen schönen Abschluß fand Mohls Münchener Aufenthalt in seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 27. August 1871,

welches ihm eben so reiche, als wohlverdiente Zeichen der Anerkennung aus allen Theilen Deutschlands und dem Auslande brachte. Sein Landesherr, welcher ihn schon vor mehreren Jahren durch die Ernennung zum wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädikat »Excellenz« ausgezeichnet hatte, ertheilte ihm, um auch seiner Familie eine bleibende Erinnerung an diesen Tag zu gewähren, den erblichen Adel unter der ehrendsten Hervorhebung seiner Verdienste um die Wissenschaft und das badische Land insbesondere; die Monarchen von Oesterreich und Preußen verliehen ihm die Großkreuze ihrer Orden, fast sämmtliche deutsche Universitäten ehrten ihn durch Festschriften und Adressen. Schon vorher hatte ihn die Stadt Heidelberg zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Aber auch hier spricht sich die den ganzen Mann so tief durchdringende Bescheidenheit in rührender Weise aus. Wenige Tage nach dem Jubiläum schrieb er mir: »Ich bin weit über alle Gebühr, lassen Sie mich sagen, über Vernunft, mit Ehrenbezeugungen überhäuft worden. Im Innern sieht es bei mir — seien Sie davon überzeugt — ganz anders bei der Selbstprüfung aus, was ich denn mit einem halben Jahrhundert angefangen habe: „Domine, non dignus sum", ist die Antwort.« — Am 1. Oktober 1871 hörte die badische Gesandtschaft in München auf und Mohl trat seine Stelle als Präsident der Oberrechnungskammer zu Karlsruhe an. Hier vermißte er Anfangs die geistige Atmosphäre des Münchner Kreises gar sehr, vor Allem aber auch die reichen literarischen Hilfsmittel dieser Stadt. Auch die Thätigkeit in der Ersten badischen Kammer befriedigte ihn nicht mehr: »In einem so großen Staate,« schrieb er, »wie in Preußen, ist es auch jetzt noch der Mühe werth, seine Zeit, seine Laune und sein Geld den Verhandlungen der Landesversammlung zu widmen; anders ist dies in unsern süddeutschen Kleinstaaten. Hier sind jetzt die Versammlungen gar zu unbedeutend geworden und man wird bald Mühe haben, brauchbare Leute für dieselben zu finden.« Um so lieber nahm Mohl eine Wahl in den deutschen Reichstag für den Wahlkreis Donaueschingen an. Wenn ihm auch sein Alter ein thätiges Eingreifen in die Debatten des Plenums nicht mehr gestattete, so nahm der geistesfrische Greis doch noch an den Kommissionsarbeiten regen Antheil und seine Erfahrungen kamen dem Reichstage mannigfach zu Statten. Noch in der letzten Zeit war er Abtheilungsreferent über eine oberschlesische Reichstags-Wahl, »wo es bekanntlich stets etwas polnisch herzugehen pflegt«. Seine dabei gemachten Erfahrungen gaben ihm Anlaß zu einer kleinen Schrift »über Wahlen und Wahlprüfungen« überhaupt. Sein letztes bedeutenderes Werk ist sein »Reichs-Staatsrecht. 1873«. Er bezeichnet dies Buch selbst als »rechtliche und politische Erörterungen«. Von diesem Standpunkte aus müssen wir es betrachten, wenn wir demselben gerecht werden wollen. Mohl beabsichtigt keineswegs ein System des deutschen Reichs-Staatsrechtes zu geben; auch stellt er sich keineswegs blos auf den Standpunkt des Juristen, sondern ebenso und vorzugsweise auf den des Staatsmannes und des politischen Kritikers Wir verkennen keineswegs die Wichtigkeit einer streng durchgeführten juristischen Methode auf dem Gebiete des Staatsrechtes und sind selbst anderwärts nach Kräften dafür eingetreten. *) Auch auf dem Gebiete des Staatsrechtes dürfen nicht blos Thatsachen referirt und lose zusammengereiht werden, sondern auch hier müssen die einzelnen Sätze zu Rechtsinstituten verarbeitet, dieselben juristisch konstruirt und schließlich zu einem organischen System verbunden werden. Zu einer solchen rein juristischen Behandlung war für das damals noch so unfertige Staatsrecht des neuen Deutschen Reichs die Zeit noch nicht gekommen. Jedenfalls hatte Mohl weder die Absicht, noch die eigentlich

*) Vergl. meinen Aufsatz über Prinzip, Methode und System des deutschen Staatsrechts in Aegidis Zeitschrift für deutsches Staatsrecht. Bd. I., S. 417—452.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

juristische Begabung, die Aufgabe in diesem Sinne zu lösen. Dennoch dürfen wir auch den wissenschaftlichen Schwanengesang desselben nicht unterschätzen. Sehen wir in dem Buche nichts, als was der Verfasser zu geben beabsichtigt, nämlich politische und staatsrechtliche Erörterungen über die Verfassung des neuen Deutschen Reiches, so werden wir auch diesem Werke viele Vorzüge zugestehen müssen. Vor Allem hochzuschätzen ist der freie, durch Schulmeinungen unbeirrte Blick, womit er die unregelmäßigen Formen dieses originellen Staatsbaues betrachtet. Auch hier gilt ihm das praktisch Erreichbare, das den Zeitverhältnissen Entsprechende mehr, als die theoretische Konsequenz und die stilgerechte Durchführung des Baues. Mag man an dem Buche hie und da eine dem Alter eigenthümliche Breite tadeln; wer es mit Aufmerksamkeit liest, wird darin eine Fülle treffender Bemerkungen und eine eben so schlagende, als objektive Kritik der bestehenden Institutionen finden, womit der Verfasser Licht- und Schattenseiten abzuwägen versteht. Vor Allem wohlthuend ist aber das jugendliche Feuer, womit er das Wiedererstehen des Deutschen Reiches, die Erfüllung seiner heißesten patriotischen Wünsche, begrüßt. Allen Bemängelungen und Aussetzungen gegenüber, welche dieser neue Staatsbau bald von Seiten engherziger Partikularisten, bald von Seiten ungeduldiger Unitarier zu erfahren hat, kommt Mohl schließlich zu dem nach unserer Ansicht allein richtigen Resultate, daß Deutschland, so lange es in der Geschichte bestanden hat, niemals so gesunde, allen realen Gegebenheiten so entsprechende staatsrechtliche Zustände besessen hat, wie heutzutage, und daß es keines Abbruches, sondern nur einer folgerichtigen Weiterentwickelung des Bestehenden bedarf, um die höchsten politischen Ziele zu erreichen. — Niemals hat ein bedeutender Mann, von starkem Selbstbewußtsein, doch zugleich bescheidener über die seinen wissenschaftlichen Leistungen gesteckten Grenzen gedacht, als Robert von Mohl. In einem Briefe vom 28. April 1865 legte er gegen mich folgendes merkwürdige Selbstbekenntniß ab: »Ich habe in meinem Leben viel gearbeitet, obgleich ich auch in dieser Beziehung in meinen besten Jahren der Liebhaberei für die Tübinger Universitätsbibliothek allzugroße Opfer gebracht habe; allein wenn ich selbst eine Kritik meiner wissenschaftlichen Leistungen zu schreiben hätte, so würde sie streng genug ausfallen. Ich mache mir gar keine Illusion darüber, daß mir in dreifacher Beziehung viel gefehlt hat, um vollkommen Tüchtiges zuwege zu bringen. Ich bin ein schlechter Civilist, was mich auch im Staatsrechte mannigfach gehindert und namentlich in der Argumentation manchmal unsicher gemacht hat. Meine Kenntnisse der mittelalterigen deutschen Staats- und Rechtsgeschichte ist eine sehr mangelhafte; ich habe weder ein Interesse daran, noch reicht mein Gedächtniß dazu aus, und so ist mir der Geist dieser Zeit stets ein fremdartiger geblieben. Endlich bin ich nichts weniger als ein philosophischer Kopf. Zwar macht es mich ganz unglücklich, wenn etwas unklar ist, und ich habe mir auch immer Mühe gegeben, das, was ich dachte und sagen wollte, für Andere klar zu machen; allein es fehlt mir jedes Verständniß der abstrakten Probleme, und eine Argumentation aus einem metaphysischen Systeme heraus bleibt mir entweder ganz unverständlich oder hat keine überzeugende Kraft für mich. Mit solchen Mängeln kommt man über eine moderne Verständlichkeit und einige Bücherkenntniß nicht hinaus. Wohl weiß ich, daß auch bei Andern dies und jenes fehlt, und daß deßhalb die Zahl Derer, welche eine wirklich bedeutende und bleibende Stelle in der Wissenschaft einnehmen, dieselbe entweder mit einem Rucke auf einen ganz neuen Standpunkt stellen oder wenigstens eine Arbeit, die omni exceptione major ist, liefern, sehr klein ist; aber dadurch wird das eigene Bewußtsein nicht gebessert und bleibt das Gefühl, ganz einfach seinen Platz in der Menge nehmen zu müssen.« Strenger wird der strengste Kritiker Mohl nicht beurtheilen, als er dies selbst

hier gethan hat; aber die Gerechtigkeit urtheilsfähiger Fachgenossen wird nie vergessen, zu der Folie der von ihm selbst so scharfgezeichneten Mängel auch die glänzenden Lichtseiten hervorzuheben, welche ihn trotz alledem zu einem einzig dastehenden Phänomen in unserer staatswissenschaftlichen Literatur machen. Die solide Grundlage aller seiner wissenschaftlichen Leistungen ist die allumfassende Gelehrsamkeit, welche nur mit jenem deutschen Fleiße errungen werden kann, worin Mohl seinem Ahnherrn Moser wohl am nächsten gekommen ist. Sein Wissen umfaßte die staatswissenschaftliche Literatur aller Zeiten, seine Arbeiten erstreckten sich auf die staatlichen Zustände aller civilisirten Völker. Aber seine Gelehrsamkeit war nie die todte, unfruchtbare des blosen Polyhistors; seine universale Staatsbetrachtung suchte die staatswissenschaftliche Literatur aller Völker für die deutsche Wissenschaft vom Staate, sowie für die deutsche Staatspraxis möglichst fruchtbringend zu machen. Kein deutscher Staatsgelehrter vor ihm war so großartiger Kosmopolit im Wissen und zugleich so warmer Patriot im Herzen, wie er. Wohl mag Mohl mit Recht an sich selbst den Mangel einer eigentlich philosophischen Begabung tadeln, und wir geben ihm darin Recht, daß eigentlich neue, umgestaltende Ideen, auch auf dem Gebiete der Staatswissenschaften, schließlich doch nur von einer tiefern philosophischen Auffassung ausgehen können. Aber Mohls Abneigung gegen alle philosophischen Spekulationen hat ihn auch glücklich vor manchen Abwegen bewahrt, auf welche viele seiner Zeitgenossen sich verirrten. Jene Nebel einer naturphilosophischen Betrachtung des Staates, jener Götzendienst, welcher von Vielen mit dem an sich höchst werthvollen und unentbehrlichen Begriffe des Organismus getrieben ward: jene physiologischen Spielereien in der Staatswissenschaft blieben ihm völlig fremd. Mochte man Mohls Staatsauffassung nicht hinreichend tief finden, so blieb sie doch stets klar und nüchtern und haftete an den gegebenen Zuständen dieser sublunarischen Welt, während sich andere mit ihren Phantasien in allen Himmeln herumtrieben und Staatstheorien aufstellten, welche besser für Mond und Sterne, als für die rauhe Wirklichkeit dieser armen Erde passen. In dem Theoretiker Mohl steckte ein gutes Stück vom praktischen Staatsmann, wie dem praktischen Staatsmann stets wieder der gelehrte Theoretiker über die Schultern schaute. Das Bestreben, einerseits die Wissenschaft mit praktischen Lebenserfahrungen zu durchdringen, andererseits das praktische Staatsleben durch wissenschaftliche Gedanken zu leiten und zu beherrschen, gibt Mohls ganzer literarischer Thätigkeit eine eigenthümliche Richtung, aber auch einen besonderen Werth. Wichtiger, als alles Andere, für den Schriftsteller auf staatswissenschaftlichem Gebiete ist aber der Muth, seine Ueberzeugung offen zu bekennen, welchen Mohl zu allen Zeiten bewährte, eine Eigenschaft, die auf der sittlichen, lautern Natur seines ganzen Wesens ruhte. Nicht als ob er seine Ansichten nie geändert hätte und der Belehrung unzugänglich gewesen wäre. Im Gegentheile, wo gewaltige Ereignisse vernehmlich gesprochen hatten, war er bereit, sein subjektives Urtheil der großen Logik weltgeschichtlicher Thatsachen unterzuordnen, wie er dies mehrfach in seiner Auffassung der deutschen Frage mit seltener Selbstverläugnung gethan hat. Aber überall können wir überzeugt sein, daß Mohl, wo er wissenschaftlich auftritt, die ganze volle Wahrheit ausspricht, wie sie bei ihm nach bestem Wissen und Gewissen feststand, daß er nie etwas beschönigt, was er für Unrecht hielt, daß er selbst aus Rücksicht nichts verschweigt, wo er sich offen auszusprechen für verpflichtet hielt. Wir haben gesehen, daß er bei maßvoller und loyaler Gesinnung »den Mannesmuth vor Königsthronen« nicht verläugnet, daß er sich nicht gescheut hat, die unversöhnliche Feindschaft eines allmächtigen Ministers durch eine kühne Kritik herauszufordern, wo es galt, für das Landeswohl einzutreten, daß er aber sich auch niemals gefürchtet hat, dem Götzen der Tagesmeinung muthig entgegen-

zutreten. Mohl war ein Charakter im Leben wie in der Wissenschaft und auch in dieser Beziehung steht er, wie sein Ahnherrn Moser, dem gegenwärtigen und kommenden Geschlechte als ein leuchtendes Vorbild da. — Dem Greise war ein glücklicher Lebensabend beschieden. Seine beiden Söhne befanden sich in angesehenen Stellungen. Der älteste hatte als Hauptmann im badischen Feldartillerieregiment Nr. 14 an dem Kriege von 1870 ehrenvollen Antheil genommen, der andere, Dr. jur. Ottmar von Mohl, war in die Diplomatie des Deutschen Reiches getreten, hatte in fremden Welttheilen die Konsulatslaufbahn mit Erfolg begonnen, wurde dann Kabinetssekretär Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin und ist jetzt Konsul des deutschen Reiches in Cincinnati. Von seinen beiden Töchtern ist die eine mit einem österreichischen Beamten, Franz von Schmidt-Zabiérow, jetzigem Ministerialrath im Ministerium des Innern zu Wien, die andere mit einem der ersten Naturforscher der Gegenwart, dem Geheimen Rath Professor Dr. Helmholtz zu Berlin, verheirathet. Durch das Haus seines Schwiegersohnes, mit welchem er in herzlicher Freundschaft und regem Gedankenaustausche lebte, wurde ihm der Aufenthalt in Berlin in jeder Beziehung verschönt. Obgleich Mohl sich Ende Oktober 1875 bereits unwohl fühlte, so war er doch, als die Einberufung zum Reichstage erfolgte, pflichttreu dem Rufe des Kaisers gefolgt. Am 1. November war er zu Berlin eingetroffen. Noch am Tage vor seinem Tode scherzte er über die unangenehme Ehre, beinahe das älteste Mitglied der Versammlung zu sein. In der Nacht vom 4. zum 5. November 1875 hat ein sanfter Tod seinem Leben ein Ende gemacht. Ohne jede Qual erlosch sein Leben im Schlummer. Mit ihm ist ein reiches, beglücktes und beglückendes Dasein erloschen. Möchte es der deutschen Wissenschaft nie an so unermüdlichen Arbeitern, den deutschen Fürsten nie an so erfahrenen Rathgebern, dem deutschen Volke nie an so muthigen Vertretern seines Rechtes fehlen, wie es Robert von Mohl, ein halbes Jahrhundert hindurch, in guten und schlimmen Tagen unentwegt gewesen ist. Hermann Schulze.

Karl August Mühlhäußer

wurde geboren am 26. Februar 1825 zu Kleinkems, im Bezirksamt Lörrach, wo sein Vater Jakob Mühlhäußer damals Pfarrer war. 1826 erhielt Letzterer die Pfarrei Feldberg bei Müllheim, 1840 die Stadtpfarrei und das Dekanat Bretten. Zusammen mit seinem älteren Bruder Friedrich (später Geistlicher von hervorragender Gelehrsamkeit, gestorben 1868 als Pfarrer an der Strafanstalt Bruchsal) wurde Mühlhäußer bis 1841 von seinem Vater unterrichtet und besuchte hierauf drei Jahre lang das Lyceum in Heidelberg. Hier brachte er auch seine Studentenzeit zu, dem Studium der Theologie und daneben auch dem philosophischer und philologischer Fächer mit großem Fleiß obliegend. Von seinen Lehrern hat keiner größern Einfluß auf ihn ausgeübt, als Rothe, dem er zeitlebens die größte Dankbarkeit bewahrte. Wie ausgedehnt übrigens der Kreis seiner Studien war, beweist die gelungene Lösung einer Preisaufgabe der philosophischen Fakultät: de Melissi quem dicunt Eleatici vita et philosophia etc. Nach vorzüglich bestandenem theologischen Examen kam Mühlhäußer 1847 als Vikar nach Eppelheim, 1848 nach Karlsruhe, seit 1851 mit dem Titel Diakonus. Hier war es, außer den ihm obliegenden vielfachen Amtspflichten, besonders die Arbeit der innern Mission, die ihn beschäftigte. So war er bei der Gründung einer Volksbibliothek, bei der Errichtung von Lehrsälen für Lehrlinge und ähnlichen Unternehmungen betheiligt. Auch redigirte er die später von Pfarrer Fink in Illenau (s. Bad. Biogr. I. S. 249) herausgegebenen »Blätter für innere Mission«. Im Jahr 1851 verehelichte er sich mit Julie Gockel, Tochter des späteren Geheimen Raths Dr. Gockel (s. Bad. Biogr. I. S. 314), einer trefflichen Frau, mit der er die glücklichste Ehe führte. Von 1854—57 Pfarrer in Sulzfeld bei Eppingen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wurde er 1857 als Assessor in den Evangelischen Oberkirchenrath berufen, dem er, seit 1861 als Rath, bis 1864 angehörte. — Mühlhäußer war durch innige Gemeinsamkeit religiöser und theologischer Ueberzeugung mit den damaligen geistlichen Mitgliedern des Oberkirchenraths Ullmann, Bähr und Heintz verbunden. Er war ferne von allem engherzigen Konfessionalismus und der Union von Herzen zugethan. Seine theologische Anschauung war die der sogenannten Vermittlungstheologie. Wie seine Lehrer Ullmann und Rothe, so strebte auch er, den religiösen Wahrheitsgehalt des Christenthums mit dem modernen Denken zu vermitteln. Dabei legte er aber das größte Gewicht darauf, daß dieser religiöse Wahrheitsgehalt selbst unverfälscht und unvermindert festgehalten werde. Eben darum war er ein entschiedener Gegner der modernen Theologie und des Protestantenvereins, von welchen er urtheilte, daß sie diesen Wahrheitsgehalt preisgäben. Nach seiner oft ausgesprochenen Ueberzeugung ist die moderne Theologie in ihren konsequenten Vertretern Repräsentant einer der christlichen entgegengesetzten Weltanschauung, welcher außerhalb der Kirche aller Raum zu ihrer Entfaltung gelassen werden mag, welche aber innerhalb der Kirche kein Recht hat. Ganz besondern Werth legte er auf die Anerkennung der historischen Thatsachen des Christenthums, welche in der Auferstehung Jesu gipfeln, und glaubte nachweisen zu können, daß die in der badischen evangelischen Landeskirche zu Recht bestehende Lehrnorm diese Anerkennung von allen Dienern der Kirche fordere. Die von Seiten des Protestantenvereins geforderte »Gleichberechtigung der Richtungen« innerhalb der Kirche konnte er daher nicht zugeben. Nicht, daß er nicht verschiedene Richtungen auf dem Grunde der evangelischen Wahrheit für möglich und nothwendig gehalten hätte; aber auf diesem Grund mußten sie nach seiner Ueberzeugung wirklich stehen, um in der Kirche berechtigt zu sein. Er hielt es allerdings für Pflicht der Kirche, gegen die moderne Richtung, soweit sie innerhalb bescheidener Grenzen sich halte, Duldung zu üben, aber nur aus pädagogischen Gründen, wobei er als selbstverständlich voraussetzte, daß das Kirchenregiment nur in den Händen von dem evangelischen Bekenntniß treu ergebenen Männern ruhen dürfe. Diese Grundsätze waren in der Zeit, als Mühlhäußer in den Oberkirchenrath eintrat, ohne Zweifel die des größten, oder wenigstens einflußreichsten Theils der Geistlichkeit, und der größere Theil der Kirchenglieder, die sich am kirchlichen Leben betheiligten, ließ sie sich wenigstens gefallen, wie denn die Generalsynode von 1855 in ihrer überwiegenden Mehrheit durch ihre Beschlüsse sie gleichsam sanktionirte. Mühlhäußer war nicht Mitglied dieser Synode gewesen; aber er bekannte sich stets zu ihrer Tendenz, wenn er auch einzelne ihrer Maßnahmen nicht billigte. — Als Mitglied der Kirchenbehörde war Mühlhäußer ganz an seinem Platz. Das *χάρισμα κυβερνήσεως* war ihm in hervorragendem Maße verliehen. Außerdem war er eine vorzügliche Arbeitskraft. Damals war noch das ganze evangelische Volksschulwesen dem Oberkirchenrath untergeben und gehörte großentheils zu Mühlhäußers Referat. Er arbeitete sich tüchtig in dasselbe ein und war eifrig um seine Hebung bemüht. Seine Visitationen, welche ihn in alle Landesgegenden führten, waren für die bessern Lehrer stets anregend und erfreulich. Ein besonderes Interesse für die Schule blieb ihm sein Leben lang, er war immer ein Lehrerfreund. Seine amtliche Stellung veranlaßte ihn zu eingehenden archivalischen Studien über die Entwickelung des evangelischen Volksschulwesens im Altbadischen, deren Resultate er zum Theil im evangelischen Kirchen- und Volksblatt, zusammengefaßt aber unter dem Titel: »Die Volksschule in der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Durlach« in der »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins« Jahrgang 1871 (auch in besonderem Abdruck Karlsruhe bei Braun 1871) veröffentlichte. Die eigentlich kirchliche Thätigkeit trat bei Mühlhäußer mehr in den Vordergrund, als in Folge der kirchlichen Bewegungen

der Jahre 1859 und 60 Ullmann, Bähr und Heintz aus dem Kollegium schieden und Nüßlin, Holtzmann und Doll an ihre Stelle traten. Selbstverständlich war diese Aenderung nicht nach seinem Sinn und es mußte sich ihm selbst die Frage nahe legen, ob er nicht lieber sich unter den veränderten Verhältnissen auf eine Pfarrei zurückziehen sollte. Er glaubte aber seine Pflicht zu erfüllen, wenn er bliebe. Immerhin sah er in seinen neuen Kollegen auf der geistlichen Bank Männer, die mit ihm auf demselben Boden der evangelischen Wahrheit standen; auch war ihm klar, daß ein besonnener Fortschritt im kirchlichen Leben Bedürfniß der Zeit sei, daß es sich besonders darum handeln müsse, die Gemeinde selbst mehr in das Interesse für die kirchlichen Angelegenheiten heranzuziehen. Eine so gänzliche Umänderung des Bestehenden, wie sie die damals vorgeschlagene neue Verfassung brachte, schien ihm zwar weder Bedürfniß, noch rathsam, mit einzelnen Neuerungen derselben konnte er sich aber wohl befreunden. Diese Stellung vertrat er in der Generalsynode von 1861. Namentlich war Alles nach seinem Sinn, was zu einer Belebung des kirchlichen Sinnes der Gemeindeglieder dienen konnte, z. B. auch die Pfarrwahl. Für die Theilnahme aber der Laien an der Leitung der Gemeinde schienen ihm besondere kirchliche Qualifikationsbestimmungen unerläßlich, auch hielt er einen organischen Aufbau der kirchlichen Vertretung von der untern zu der höhern Stufe für nöthig, so daß, wie die Diözesansynode aus den Kirchenvorständen, so auch die Generalsynode aus den Diözesansynoden hervorgehen sollte. Da seine Gedanken den Beifall der Mehrheit nicht fanden, so konnte er auch nicht für die neue Verfassung stimmen, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, daß sie auch in der Gestalt, wie sie beschlossen wurde, zur Förderung der Kirche dienen könnte. Er zog sich daher auch jetzt nicht von der Kirchenregierung zurück. Dies geschah erst, als nach der Ernennung Dolls zum Hofprediger ein jüngerer Theologe, der bereits als Wortführer der modernen Richtung öffentlich aufgetreten war, Lic. Hausrath, dessen Nachfolger wurde. Hierdurch hielt er ein ihm wesentliches Prinzip verletzt und glaubte gegen diese Verletzung durch seinen Austritt aus dem Oberkirchenrath protestiren zu müssen. Jedoch verzögerte sich dieser Austritt einige Zeit, weil sich nicht gleich eine Gemeinde fand, die Mühlhäußer als Pfarrer wählte. In diese unangenehme Zwischenzeit fiel der Schenkel-Streit und dessen Verhandlung im Oberkirchenrath. Mühlhäußer scheute sich nicht, für den Protest gegen Schenkel, der selbst außerordentliches Mitglied des Oberkirchenraths war, Partei zu ergreifen, bekanntlich ohne Erfolg. Aus seiner unerquicklichen Lage befreite ihn endlich die einstimmige Wahl der Gemeinde Wilferdingen. Hier wirkte er nun 16 Jahre als Pfarrer mit aller Treue und Hingebung in seinem Beruf. Allmählig aber verband sich mit seiner pfarramtlichen Thätigkeit eine großartige Wirksamkeit auf verschiedenen Gebieten, wie sie ein Landpfarrer wohl kaum je ausübte und durch welche Mühlhäußers Name in ganz Deutschland bekannt und geehrt wurde. Doch kam bei dieser ausgebreiteten Thätigkeit seine Gemeinde keineswegs zu kurz. Als Prediger war Mühlhäußer nicht hervorragend — es fehlte ihm das Hinreißende und Packende der eigentlichen Kanzelgrößen — dennoch aber von seiner Gemeinde gern und mit Segen gehört wegen der ruhigen Klarheit seines Vortrags, des warmen Tons der Ueberzeugung und des einfach biblischen und praktischen Inhalts seiner Predigten. Besonders aber war er ein treuer Lehrer und Seelsorger, der Freund und Berather seiner Gemeindeglieder, der Tröster und Helfer der Armen, Kranken und Leidenden, daher ihm auch seine Gemeinde in unerschütterlicher Treue anhing. Auch für das theologische Studium wußte er immer Zeit zu erübrigen; die neuere Entwicklung der Theologie hat er stets in ihren Hauptvertretern kennen gelernt und beständig überblickt. Jedoch kam er nicht zu selbständiger wissenschaftlicher Produktion, obgleich er dazu völlig das Zeug gehabt

hätte. Die einzige hier einschlagende von ihm veröffentlichte größere Arbeit ist die Herausgabe von Rothes Erklärung des ersten Johannesbriefs (Wittenberg 1878). Vorwiegend aber nahmen seine Thätigkeit die praktischen Aufgaben der Gegenwart in Anspruch. Er hielt es für seine heiligste Pflicht, zu wirken wo und wie er könne, um den bedrohten christlichen Glauben mit seinen unersetzbaren Gütern dem Volk zu erhalten, und seinen Segen durch so viele Kanäle als möglich in's Volksleben hineinzuleiten. Sein Herz gehörte darum der innern Mission, in welcher er eine Hauptaufgabe jedes Christen der Gegenwart sah. Durch seine Thätigkeit entstand von kleinen Anfängen die südwestdeutsche Konferenz für innere Mission, welche die Werke der suchenden und dienenden Liebe in Baden und den Nachbarländern anregen und fördern sollte. Er brachte es dahin, daß sie einen, später zwei Reiseprediger anstellen konnte. Auch in der Zeit, da er ihre Geschäfte nicht unmittelbar leitete, blieb er doch das eigentliche Haupt und die Seele ihrer Thätigkeit. Unter den Werken, deren Entstehung seiner thatkräftigen Initiative mit zu verdanken ist, nennen wir die Herberge zur Heimath in Karlsruhe und die Anstalt für Schwachsinnige in Mosbach. Aber auch den übrigen Werken der innern Mission, besonders dem Diakonissenhaus, den Rettungshäusern und der Kleinkinderschulsache war er ein nahestehender Freund. Im Dienst der innern Mission hielt er manchen öffentlichen Vortrag, von denen viele, meistens in Zeitschriften, gedruckt wurden. Als Brochüren wurden gedruckt: »Staatskirche, Volkskirche, Freikirche«, Barmen 1869, und »Die christliche Weltanschauung« Frankfurt 1876. Ebenso fanden alle andern Arbeiten, durch welche der christliche Sinn die Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen sucht, in ihm einen eifrigen und thatkräftigen Vertreter. So der Gustav-Adolf-Verein und die Heidenmission. Mit dem Missionshaus in Basel unterhielt er stets innige Beziehungen. Besonders lag ihm die Förderung des theologischen Studiums am Herzen. Er wußte wohlhabende Freunde zur Aussetzung von Stipendien, besonders Reisestipendien, zu bestimmen. Letzterem Zweck sollte auch schon die von ihm in Gemeinschaft mit seinem Freunde Bechtel (Dekan in Durlach) unternommene Herausgabe eines Jahrgangs Predigten über die zweite Evangelienreihe (Karlsruhe bei Gutsch 1859) dienen. Seiner Anregung ist ferner die Gründung eines theologischen Pensionats (gegenwärtig in Heilbronn) zu verdanken. Als ein dringendes Bedürfniß erkannte er ein regelmäßiges Zusammentreten der positiv gesinnten evangelischen Geistlichen und Gemeindeglieder zur Berathung wichtiger kirchlicher und religiöser Fragen. Bei den früheren, Ende der fünfziger Jahre, abgehaltenen Bruchsaler Konferenzen, wie bei den seit 1863 bestehenden Konferenzen evangelischer Geistlichen auf dem Grund der reformatorischen Bekenntnisse (meist in Durlach) war er eines der thätigsten und anregendsten Mitglieder. Auf seinen Betrieb erweiterten sich die letztern zur »Evangelischen Konferenz«, um auch Laien aufnehmen zu können. Auf diesen Versammlungen war er nicht nur Leiter, sondern eigentlich geistiger Herrscher. Nicht leicht fand hier irgend eine Meinung Anklang, wenn er sie nicht mitvertrat. Zur Förderung der Sache des positiven Christenthums wurde unter seiner Mitwirkung 1860 das »Evangelische Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogthum Baden« gegründet, ein Wochenblatt, dessen treuester Mitarbeiter er war und das er seit 1864 durch mehrere Jahre redigirte. Mit Professor Geffcken in Straßburg gab er seit 1876 die »Zeitfragen des christlichen Volkslebens« heraus, einen Cyklus von größeren Abhandlungen, deren Mitredaktion ihm besonders viele Arbeit brachte. Die erste Abhandlung »Christenthum und Presse« und die letzte vor seinem Tod erschienene »Die Zukunft der Menschheit«, sind aus seiner Feder. Die Presse, diese Großmacht der Zeit, in den Dienst des Christenthums zu ziehen, war ein Lieblingsgedanke von ihm. Durch die Presse zu wirken, war ihm ebenso Pflicht, wie auf der Kanzel oder in der

Schule. Er war daher ein rühriger Mitarbeiter vieler religiösen und kirchlichen Zeitschriften, außer den genannten besonders der Luthardt'schen Kirchenzeitung, der früheren »Deutschen Blätter« »Altes und Neues«, auch wissenschaftlicher, der »Theologischen Studien und Kritiken« (Jahrg. 1858, 1861, 1868, 1874) Haucks »Theologischer Jahresbericht«, »Studien der badischen evangelischen Geistlichkeit«. Gern bearbeitete er geschichtliche Themata; am bekanntesten ist sein »Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz« in den Deutschen Blättern 1875. Er zählte auch unter die Mitarbeiter der »Badischen Biographieen«. — Von höchstem Interesse mußte für Mühlhäußer die kirchenpolitische Thätigkeit sein, die er als Mitglied der Vertretung der evangelischen Landeskirche zu üben hatte. Er gehörte allen Generalsynoden seit 1861 an (seit 1867 deputirt von dem Bezirk Wertheim), als eines ihrer bedeutendsten und, trotz seiner Stellung in der Minorität, einflußreichsten Mitglieder. Hier auf dem Kampfplatz der öffentlichen Verhandlungen stellte er in vorzüglichem Sinn seinen Mann. Seine Reden waren klar, knapp, ganz zur Sache, ohne allen Phrasenschmuck, und gaben den Eindruck voller Ueberzeugung. So fest er seinen Standpunkt, daß nur das evangelische Bekenntniß und was sich ihm unterordnet in der Kirche berechtigt sei, innehielt, so sehr war er, wo dieser Standpunkt nicht in Frage kam, mild, friedfertig, zu einigendem Uebereinkommen geneigt. Das Herauskehren der prinzipiellen Gegensätze, wo es nicht Noth that, war ihm zuwider; »wir sind nicht dazu, sondern zu praktischer Arbeit da«, pflegte er zu sagen. Er achtete auch den Gegner, sofern er mit ihm nur auf den gleichen moralischen Boden sich stellen konnte. Entschiedene Charaktere zogen ihn an, während das Unsichere, Schwankende ihm zuwider war. — Am bekanntesten ist Mühlhäußer durch seine politische Thätigkeit geworden. Ihr gehörte auch in den letzten Jahren der größte Theil seiner Zeit und seiner Kraft, die er von seinem eigentlichen Beruf erübrigte. Mit Widerstreben war er in diese politische Thätigkeit eingetreten und er fühlte sich nie eigentlich wohl in ihr. Mit aller Selbstverläugnung folgte er auch hier dem Ruf der Pflicht, wie sie ihm sein Gewissen vorhielt. Er war fest überzeugt, daß der Liberalismus durch seine Gesetze und seine Regierungsweise das Volk verderbe, darum mußte er ihm auch auf dem politischen Gebiet entgegenarbeiten, um, wenn auch nicht ihn zu stürzen, doch seinen künftigen Sturz vorbereiten zu helfen. Ohnehin war ihm auch die politische Thätigkeit, wenn recht geübt, eine Reich-Gottes-Arbeit, denn das im Evangelium verkündete Gottesreich, dem er dienen wollte, sah er als etwas an, das sich nicht nur in der Kirche, sondern auf allen Lebensgebieten in jeder berechtigten menschlichen Thätigkeit zu verwirklichen hat. Von Mühlhäußers unermüdlicher Thätigkeit in Wort und Schrift ist die Gründung der konservativen Partei in Baden und den Nachbarländern herzuleiten; er war auch der eigentliche Gründer der politischen Blätter, welche die konservative Sache in Süddeutschland vertreten, namentlich der »Deutschen Reichspost«, jetzt in Stuttgart, und der in Karlsruhe erscheinenden »Badischen Landpost«, und blieb stets ihr fleißigster Mitarbeiter. Zweimal 1867 und wieder 1879 hat ihn der Landbezirk Karlsruhe als Abgeordneten in die Zweite badische Ständekammer gewählt. Es wäre ihm Sünde gewesen, einen solchen Ruf abzulehnen; aber nur seine besten Freunde konnten wissen, wie ungern er ihn annahm. Seine Stellung in der Kammer war auch eine überaus schwierige; ganz allein stehend, hatte er einen Standpunkt zu vertreten, der im Grund dem ultramontanen ebenso wie dem herrschenden liberalen entgegengesetzt war. Wenn er sich zuweilen durch die Sachlage veranlaßt sah, mit der erstgenannten Partei zu stimmen, so hielt er sich doch in voller Unabhängigkeit von ihr. Ueberhaupt hat er auch als Abgeordneter die Achtung Aller sich erworben. Was ihm, so zu sagen, an quantitativem Einfluß auf die Beschlußfassung des Hauses abging, das konnte er wenigstens zum Theil durch

den Einfluß ersetzen, den ihm seine Sachkenntniß, seine Geistesklarheit, seine Nüchternheit, die Energie und Sicherheit seiner Ueberzeugung und seine Redegewandtheit verschafften. — Die übermäßigen Anstrengungen, die Mühlhäußer sich zumuthete, konnte auch der stärkste Mann auf die Dauer nicht ertragen. Früher kerngesund, fühlte er seit $1^1/_2$ Jahren ein Leiden sich langsam mehren, das er vergebens durch hartnäckige Fortsetzung seiner Thätigkeit zu ignoriren suchte. Es steigerte sich zuletzt zu einer furchtbar schmerzlichen Krankheit, der er unerwartet schnell erlag. Er starb am 20. Januar 1881 im 56. Lebensjahr, auf's tiefste betrauert von seiner Familie, seiner Gemeinde und einem unzählbaren Freundeskreis, der sich über ganz Deutschland erstreckte. — Was Mühlhäußer auszeichnete, war nicht allein seine gründliche theologische und allgemeine Bildung (er war u. A. auch ein tüchtiger Botaniker), sondern besonders die ihm eigenthümliche Verbindung von klarer Einsicht und praktischem Takt, von scharfem Verstand und Energie des Willens, von Treue im Kleinen und angeborenem Talent zu regieren, von frommem, wahrhaft selbstlosem Sinn und einer Arbeitslust und Arbeitskraft, wie sie sich wohl nur selten finden. »Arbeit ist die Würze des Lebens« war sein Wahlspruch, den er nicht nur im Munde führte, sondern auch durch sein ganzes Leben bethätigte. Von Ehrgeiz dagegen, den man ihm oft vorwarf, war im eigentlichen Sinn keine Spur in ihm, dieser hätte ihn wohl auf ganz andere Wege geführt. Allerdings im Kreise Derer, die ihm anhingen, herrschte er und wollte er herrschen, weil er nur so die Sache zu sichern glaubte, um die es ihm allein zu thun war. Aeußere Ehrenbezeugungen sind ihm, da er seit 1864 Oppositionsmann war, keine zugefallen, ausgenommen, daß ihn die theologische Fakultät in Bonn 1868 zum Doktor der Theologie h. c. creirte. Das Diplom bezeichnet ihn als virum — pietate candida, modestia vere christiana, ingenio praeclaro, eruditione egregia conspicuum, in munerum ecclesiasticorum et scholasticorum administratione sapientia, solertia et temperantia probatum, veritatis Evangelicae stabiliendae fidum simul ac intrepidum propugnatorem, — — — publica veneratione apud optimos quosque celebratum. Diese Worte sind zugleich der schönste Nachruf für den allzufrüh Entschlafenen. Fr. W. Schmidt.

Johann Heinrich Jakob Müller

stammte vom Niederrhein, der Großvater war Geheimerath und Rath am kurkölnischen Oberappellationsgericht. Dessen Sohn wurde durch äußere Verhältnisse genöthigt, das von ihm schon begonnene Studium der Jurisprudenz aufzugeben; er widmete sich der Malerkunst und wurde im Jahr 1807 von dem damaligen Fürsten von Waldeck zum Hofmaler ernannt, mit der Erlaubniß, seinen Wohnsitz in Kassel aufzuschlagen. Dort wurde der spätere Physiker Johann Jakob Heinrich Müller am 30. April 1809 geboren. Seine Jugend verlebte dieser theils in Frankfurt a. M., theils in Darmstadt, wohin sein Vater vom Großherzog Ludwig I. als Galeriedirektor berufen wurde. Der Zeichenunterricht seines Vaters ist ihm nach seiner eigenen Aussage für die Illustration seines Lehrbuchs später von großem Nutzen gewesen. Im Jahr 1829 bezog er die Universität Bonn, wo er vorzugsweise Mathematik und Physik studirte bei Münchow und Plücker. 1832 siedelte er nach Gießen über als stud. math. und hörte Physik, Chemie, Mathematik bei Buff, Liebig, Umpfenbach. Er promovirte in Gießen auf eine Abhandlung: »Erklärung der isochromatischen Kurven, welche einaxige, parallel mit der Axe geschnittene Krystalle im homogenen polarisirten Lichte zeigen.« Nachdem er seine Docentenlaufbahn als provisorischer Hilfslehrer am Gymnasium zu Darmstadt begonnen hatte, wurde er 1837 zum Lehrer an der Realschule in Gießen ernannt; hier stand er in regem Verkehr mit jüngeren Chemikern, nämlich Kopp, Buff, Liebig u. A. Im Jahre 1844 wurde er an

die Universität Freiburg berufen, wo er bis zu seinem Tode als Lehrer der Physik thätig war. Das Vertrauen, welches er unter seinen Kollegen genoß, bekundeten diese, indem sie ihn im Jahr 1858 zum Prorektor wählten; zum Ausdruck der Anerkennung, welche seine unermüdliche Thätigkeit höheren Orts fand, wurde ihm im Jahre 1860 der Hofrathstitel und im Jahre 1867 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens verliehen. In stiller stetiger Arbeit floß sein Leben dahin. Unter den äußeren Schicksalen eines Gelehrten finden wir ja selten bedeutende Ereignisse; sein Weg liegt abseits von der großen Straße und empfängt seine Richtung selten von den gewaltigen Begebenheiten, welche auf dieser sich drängen. Was außer der wissenschaftlichen Thätigkeit den Inhalt eines solchen Lebens ausmacht, wurzelt in den Beziehungen zu den Freunden, zu der Familie. Das aber sind Verhältnisse, die allein den Betheiligten gehören und auf welche unser forschendes Auge zu richten uns nicht geziemen würde. Daher begnügen wir uns, Müller glücklich zu preisen, daß es ihm vergönnt war, umgeben von Freunden, von einer treuen Gattin und hoffnungsvollen Kindern, seine Tage zu verleben und so des größten Glückes theilhaftig zu werden, das den Menschen auf der Erde beschieden ist. Noch kurz vor seinem Tode, im Herbst des Jahres 1875, hatte er die Freude, alle Mitglieder seiner Familie, Kinder und Enkelkinder, bei sich versammelt zu sehen. Kaum 3 Wochen später, am 20. September, als er an der 8. Auflage seines Lehrbuches der Physik arbeitete, ergriff ihn ein Schüttelfrost und warf ihn auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Die Krankheit entwickelte sich bald zu einer Lungenentzündung, welcher er am 3. Oktober 1875 erlag. Am 5. Oktober erwiesen ihm Freunde und Verwandte die letzte Ehre. — Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen nehmen sowohl an Ausdehnung wie an Bedeutung den ersten Rang ein die schriftstellerischen. Wenn wir die schriftstellerische Thätigkeit Müllers von Anfang an verfolgen, so finden wir in der ersten Zeit werthvolle selbstständige Forschungen auf dem Gebiete der Optik, denen hernach ebensolche auf verschiedenen Gebieten, besonders auf dem Gebiete des Magnetismus sich anreihen. Den jungen Gelehrten fesselte besonders die Theorie der Doppelbrechung, welche vor kurzer Zeit das Genie Fresnels geschaffen hatte. Airy hatte diese Theorie mit Erfolg angewendet auf die Erklärung der isochromatischen Kurven, welche senkrecht zur optischen Axe geschnittene Platten einaxiger Krystalle im polarisirten Lichte zeigen. Müller löste in seiner Doktordissertation dasselbe Problem für solche Platten, die parallel der optischen Axe aus einaxigen Krystallen geschnitten werden, berechnete die dabei auftretenden hyperbolischen Kurven und dehnte später seine Untersuchungen aus auf den Fall zweier unter 45^0 gegen die Axe geschnittenen über einander gelegten Platten, also auf die von Savart angegebene Kombination, welche heute in dem Wild'schen Polaristrobometer verwendet wird; er berechnete auch die hyperbolischen schwarzen Balken, welche das Lemniskatensystem der zweiaxigen senkrecht zur Mittellinie geschnittenen Krystalle durchschneiden. Unter den ferneren optischen Arbeiten heben wir hervor, daß das erste photographirte Sonnenspektrum aus dem Freiburger Laboratorium, und zwar aus den Händen Müllers und von Babos hervorgegangen ist. Eine sehr wichtige Untersuchung von Müller betrifft die Magnetisirbarkeit des Eisens. — Wir können hier nicht alle Arbeiten Müllers aufzählen und würdigen. Ueberall sehen wir ihn Fragen stellen, welche bei dem zeitweiligen Stand der Wissenschaft eine Antwort verlangten, und wenn er nicht auch in anderer Richtung als selbstständig forschend Bedeutendes geleistet hätte, so könnten wir beinahe bedauern, daß er an der Ausführung eigener Untersuchungen mit der Zeit mehr und mehr durch Verfolgung einer anderen Aufgabe gehindert wurde. Diese andere Aufgabe sehen wir ihn nun in der That schon in einem verhältnißmäßig frühen Lebensalter in's Auge fassen und sie mit der Zeit mehr

und mehr in bewußter Weise aussprechen und verfolgen; sie nimmt schließlich den ganzen Menschen in Anspruch und wir dürfen wohl behaupten, daß er selbst sie als die eigentliche Aufgabe seines Lebens angesehen hat. Es war die Aufgabe, seine Wissenschaft aus dem rein fachgenössischen Kreise hinauszuführen zu allen Denen, welche ihrer theils zu ihrem Beruf, theils zu ihrer Bildung nicht entbehren können. Der Anfang dieser Thätigkeit wird bezeichnet durch einige elementare mathematische Lehrbücher, von denen die beiden ersten in den Jahren 1838 und 1839 in erster Auflage erschienen. Das Hauptwerk Müllers aber, welches der genannten Richtung angehört und welches wohl als das Hauptwerk seines Lebens bezeichnet werden darf, ist das Lehrbuch der Physik. Die Anregung zu dieser Arbeit scheint Liebig gegeben zu haben. Die erste Auflage war vollendet im Frühjahr 1844 und trägt den Titel: »Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie, für deutsche Verhältnisse frei bearbeitet von J. Müller.« Bereits im nächsten Jahre war eine zweite Auflage nöthig geworden, welche schon als eine freiere Bearbeitung anzusehen ist und deren Titel dem entsprechend geändert wurde. In den folgenden Auflagen wurden allmählich die Spuren französischer Abkunft vollständig verwischt und wurde das Werk durchaus Müllers eigene und selbstständige Arbeit. Der Titel indeß, unter welchem das Werk bereits eine so große Verbreitung gefunden hatte und welcher dessen Ursprung bezeichnete, wurde nicht weiter geändert. 24 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches ward die 7. Auflage ausgegeben und es ist das Müller'sche Lehrbuch oder der »Pouillet-Müller« das in Deutschland am meisten verbreitete ausführliche Lehrbuch der Physik geworden. — Um diese Hauptleistung des Verfassers gehörig zu würdigen, müssen wir die Bedeutung und die Schwierigkeit der Aufgabe in's Auge fassen, an deren Lösung er durch dieses Buch gearbeitet hat. Ueber die Bedeutung der Aufgabe hat er selbst in der Vorrede zur ersten Auflage sich folgendermaßen ausgesprochen: »Während sich auf der einen Seite die Naturwissenschaften so außerordentlich entwickelten, haben sie auf der anderen Seite auch eine große Bedeutung für das Leben gewonnen, so daß die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse ein dringendes Bedürfniß der Zeit geworden ist. Es ist deßhalb von der größten Wichtigkeit, daß die Naturwissenschaften durch zweckmäßige Lehrbücher möglichst zugänglich gemacht werden. Dieser Gesichtspunkt war es, welcher mich bei der Bearbeitung des Pouillet'schen Lehrbuchs der Physik stets leitete. Dieses Werk ist für ein größeres Publikum, es ist vorzugsweise für Solche bestimmt, welche sich überhaupt mit Naturwissenschaften beschäftigend, einer gründlichen Kenntniß der Elemente der Physik nicht entbehren können, ohne sich deßhalb vorzugsweise dem Studium dieser Wissenschaft zu widmen, also für Chemiker und Pharmazeuten, für Mediziner, Kameralisten, Techniker u. s. f.« Es ist an dieser Stelle nicht nöthig, die klaren Worte Müllers näher auszuführen und die Nothwendigkeit gründlicher Kenntnisse in der Physik, welche die Grundlage der gesammten Naturwissenschaften bildet, für den Techniker, Mediziner, Pharmazeuten u. A. ausführlich zu erörtern. Wir könnten da nichts thun, als äußerst nahe Liegendes und öfter Ausgesprochenes wiederholen. Aber über die Schwierigkeit der Aufgabe, gründliche physikalische Kenntnisse unter Denjenigen zu verbreiten, welche Müller bei Abfassung seines Lehrbuches im Auge hatte, dürften einige Bemerkungen hier am Platze sein. Die Schwierigkeit liegt zum Theil in der außerordentlich raschen Entwicklung, deren die Naturwissenschaften in der letzten Zeit sich zu erfreuen hatten. Die Entdeckungen Faradays, welche nicht nur einige der wichtigsten Theile der reinwissenschaftlichen Elektrizitätslehre neu geschaffen, sondern auch praktische Verwendungen von der höchsten Bedeutung gefunden haben, sind jetzt etwa 40 Jahre alt; einige 30 Jahre erst zählt die mechanische Wärmetheorie, welche in alle Zweige der exakten Naturwissenschaften

umgestaltend eingegriffen hat, und die Darwin'sche Lehre, welche ähnliche Umwälzungen in den beschreibenden Naturwissenschaften hervorgebracht hat, ist vor nunmehr 20 Jahren der gelehrten Welt bekannt gemacht worden. Es ist aber der Ideengang, welcher auf eine wissenschaftliche Entdeckung geführt hat, und die Form, in welcher dieselbe dargestellt wird, im Allgemeinen nicht für den Unterricht am passendsten und es war nicht wohl möglich, daß die sachgemäße Einreihung der neuen Errungenschaften in das Lehrgebäude gleichen Schritt hielt mit der Entwicklung der Wissenschaften. Unter diesen Umständen ist das Auswählen und Einordnen des neu Gefundenen und die passende Darstellung desselben eine Aufgabe von größter Schwierigkeit, an welcher Müller bei der raschen Folge der Auflagen seines Buches fortwährend zu arbeiten hatte. Aber die Darstellung der physikalischen Lehren für Diejenigen, für welche Müller schrieb, bietet noch eine weitere, der Physik eigenthümliche Schwierigkeit. Diese beruht darauf, daß die vollständige wissenschaftliche Erkenntniß der meisten physikalischen Sätze nicht möglich ist ohne einen Apparat mathematischer Kenntnisse, welcher der Mehrzahl der Studirenden nicht zugemuthet werden darf. Aus diesem Sachverhalt ergibt sich die schwierige, aber für die reinen Naturwissenschaften sowohl als für die angewandten außerordentlich bedeutungsvolle Aufgabe, das Verständniß der physikalischen Gesetze zu vermitteln, ohne Kenntnisse vorauszusetzen, deren die Physik als Wissenschaft nicht entbehren kann. Eine solche Forderung, deren Wesen eine in wissenschaftlicher Beziehung vollständige Lösung nicht zuläßt, wird nur erfüllt werden können durch eine künstlerische Behandlung des Gegenstandes. Fast jeder Zweig der Physik muß in dieser Weise durch besondere Mittel zugänglich gemacht werden. Nur wenige Zweige lassen sich völlig befriedigend, wie z. B. die elementare Optik, behandeln. Von den Sätzen der Mechanik sind nur verhältnißmäßig wenige elementar zu beweisen und selbst bei diesen ist der Beweis gewöhnlich von unerträglicher Breite und Weitläufigkeit. Aehnliches gilt in noch erhöhtem Maße von der Wellenlehre und am schwierigsten ist die elementare Darstellung der Elektrizität und des Magnetismus. Daß nun die Behandlung der Physik, wie sie in dem Müller-Pouillet vorliegt, eine der deutschen Sinnesart entsprechende ist, darüber läßt die große Verbreitung des Buches einen Zweifel nicht aufkommen. Dasselbe gehört zu denjenigen, welche einen scharf ausgeprägten Charakter tragen. Müller war in jeder Beziehung eine durchaus selbstständige Persönlichkeit; je mehr man in seinen Schriften liest, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung, daß Alles, was er schreibt, von ihm gründlich verarbeitet und reproduzirt worden ist. Er war nicht der Mann, fremde Entdeckungen anzustaunen, so lange er dieselben sich nicht völlig geistig angeeignet hatte. Eine solche Natur war nicht geeignet, neuen Richtungen schnell sich zu assimiliren, und wir finden daher, daß Müller erst in der 1866 erschienenen 7. Auflage die Lehren der mechanischen Wärmetheorie aufnimmt. Aber auf der andern Seite hören wir mit um so größerem Vertrauen dem Lehrer zu, von welchem wir wissen, daß er nichts auf fremde Autorität hin annimmt. Eine Folge davon ist ferner die, daß der Standpunkt des Buches in allen Theilen ein einheitlicher ist, und wenn wir das Buch aufschlagen, um uns über irgend eine Sache Raths zu erholen, so wissen wir im Voraus, daß wir erfahren werden, wie sich die Sache in der Müller'schen Anschauungsweise ausnimmt. Diese Anschauungsweise wird nun im Wesentlichen dadurch bestimmt, daß Müller seiner Natur nach mehr Sinn hatte für das Konkrete, als für das Abstrakte. Daher interessirte ihn an einem Naturgesetz ganz besonders die Methode, durch welche es bewahrheitet wird, sowie die verschiedenen Aeußerungen desselben in der Natur; also gerade diejenigen Seiten, welche jedem Studirenden am zugänglichsten sind. Aus den Beschreibungen der Apparate und Experimente in dem Müller'schen Lehrbuch empfangen wir denn auch

den Eindruck, daß diese Apparate bis in das kleinste Detail dem Verfasser von dem größten Interesse sind. Wir sehen den Mann im Kabinet einen neu angekommenen Apparat auseinander nehmen, die Wirkungsweise der einzelnen Theile studiren, eine Zeichnung davon entwerfen und hernach sich freuen über die Wirkung des wohlverstandenen Ganzen; und wenn er uns nun den Apparat in seinem Buch im Einzelnen beschreibt und an einem schönen Holzschnitt erläutert, so haben wir die Empfindung, daß er uns das Vergnügen mittheilen möchte, welches ihm jene Beschäftigung gewährt hat. Die Breite in der Beschreibung der Apparate ist dem Buche zum Vorwurf gemacht und die prachtvollen Holzschnitte, mit denen es ausgestattet ist, sind als ein entbehrlicher Luxus bezeichnet worden. Wir glauben, daß dieser Vorwurf nicht gemacht worden wäre, wenn man den Leserkreis im Auge behalten hätte, für den das Buch bestimmt ist. Die Müller'sche Darstellung ist vielleicht nicht immer die geeignetste für Denjenigen, welcher von der Mathematik ausgehend an die physikalischen Studien herantritt und für welchen in dem allgemeinen Naturgesetz selbst der Schwerpunkt des Interesses liegt; für Diesen ist aber das Buch auch nicht geschrieben. Was insbesondere die Holzschnitte betrifft, so können wir den bezeichneten Vorwurf nicht besser abwehren, als mit Müllers eigenen Worten, welcher in der Vorrede zur 6. Auflage sagt: »In Betreff der Ausstattung des Werkes muß ich hier besonders betonen, daß die zahlreichen ausgezeichneten Holzschnitte desselben nicht etwa als ein entbehrlicher Luxus zu betrachten sind, daß sie vielmehr, mit dem Text in inniger Beziehung stehend, wesentlich zum leichten Verständniß der vorgetragenen Materien beitragen. Die Apparate sind so korrekt abgebildet, daß dadurch das Werk auch für den Mechaniker Bedeutung gewinnt, welcher meist seine praktischen Arbeiten nach den jetzigen Abbildungen ausführen kann.« Wir dürfen wohl hinzufügen, daß Müller überhaupt in ansprechender Weise auf den Leser zu wirken beabsichtigte; er wollte denselben unterhalten, indem er ihn belehrte. Das Ansprechende suchte er nicht zu erreichen durch schwungvolle Rede, sondern durch Anschaulichkeit und interessante Beispiele. In dieser Weise ist ihm in seinem Buche die von ihm selbst ausgesprochene Absicht gelungen, »auf der einen Seite eine breitspurige Pedanterie zu vermeiden, welche den Leser langweilt und die Klarheit des Ueberblickes stört, auf der anderen Seite ein allzu flüchtiges, nach dem Schein der Genialität haschendes Hinwerfen der Gedanken, welches den Leser täuscht und eine gründliche Erkenntniß nicht aufkommen läßt«. Wenn wir eine besonders wohlgelungene Partie des Buches hervorheben sollen, so möchten wir als ein Muster populärer Darstellung eines schwierigen Gegenstandes die Auseinandersetzung der Lehre von der Doppelbrechung und der Polarisation des Lichtes nennen. — Als 3. Band hat Müller seinem Buche im Jahre 1856 die kosmische Physik hinzugefügt. Hier nun hatte der Verfasser eine Aufgabe vor sich, welche vielleicht weniger schwierig, aber noch dankbarer war, als die in dem Lehrbuch der Physik zu lösende. Wenn wir dem Studirenden die physikalischen Gesetze erklären sollen, so haben wir öfter das Gefühl, daß demselben Dinge, deren Anwendung ihm nicht einleuchtet, ohne Interesse erscheinen. Aber Jeder interessirt sich für die prachtvollen Erscheinungen, welche die Natur uns aller Orten täglich darbietet, und wenn wir diese Erscheinungen zu erklären suchen, so sind wir der Aufmerksamkeit des gebildeten Menschen gewiß. Dazu kam für Müller insbesondere, daß er selbst für den Naturgenuß äußerst empfänglich war, besonders für den veredelten Genuß Desjenigen, welcher nicht nur die sinnliche Erscheinung auf sich wirken läßt, sondern in ihr den Ausdruck allgemeiner Gesetze zu erkennen vermag. Er suchte diesen Genuß in seinen Ferien mit Vorliebe in den Bergen des schweizerischen Nachbarlandes; dabei waren das Spektroskop und der Polarisations-Apparat häufig seine Begleiter und wir finden in der kosmischen Physik über manche Beobachtungen

berichtet, welche er bei solcher Gelegenheit gemacht hat. Daher ist auch die kosmische Physik das Lieblingswerk Müllers gewesen und er konnte seine Arbeit hinausschicken in die Welt mit den Worten: »Ich habe das Buch mit Fleiß und Sorgfalt, mit Lust und Liebe ausgearbeitet. Möge es dazu beitragen, den Naturwissenschaften Freunde zu gewinnen und all' das Gute zu fördern, was mit ihrer Kultur und Verbreitung verbunden ist.« — Zu einem noch größeren Publikum, als in seinen Lehrbüchern, nämlich zu den Gebildeten aller Stände, hat Müller in den Briefen gesprochen, welche er einer neuen Ausgabe der bewunderungswürdigen Briefe Eulers an eine deutsche Prinzessin anfügte und in welchen er die Resultate der neueren Physik nach dem Muster Eulers behandelte. Diese Briefe bieten viel Material zur Charakteristik der Person des Verfassers. Wir sehen aus ihnen, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften für Müller nicht nur Verstandes- sondern auch Herzenssache war; der Gelehrte und der Mensch waren in ihm eine Person; er hatte an sich selbst den heilsamen und beruhigenden Einfluß erfahren, welchen das Studium der Naturwissenschaften auf das menschliche Gemüth ausübt; ja, höher als aller materielle Nutzen, welchen die Naturwissenschaft den Menschen bringt, ist nach ihm der Einfluß anzuschlagen, welchen die Erkenntniß der Naturgesetze auf die geistige Bildung ausübt. Wahrheitsliebe, Klarheit in der Erkenntniß der Grenzen zwischen Wissen und Glauben, Toleranz fremder Ueberzeugung — das sind nach seiner Ansicht die Früchte dieser Beschäftigung. Es hängt damit zusammen, daß er, nach den Aussagen seiner Bekannten, allen extremen Richtungen auf politischem oder religiösem Gebiet feindlich gegenüberstand und dieselben im Gespräch lebhaft bekämpfen konnte. Besonders zuwider waren ihm Uebergriffe, wie sie leider von naturwissenschaftlicher Seite auf das metaphysische und religiöse Gebiet und von der anderen Seite auf die Naturwissenschaften gemacht worden sind, und wir finden in den Briefen eine schöne Auseinandersetzung darüber, daß in dem Geist der wahren und exakten Naturforschung nichts liegt, was zu solchen Uebergriffen Veranlassung geben könnte. — So sehen wir denn in der Person Müllers ein Beispiel jener Naturen, welchen es gelungen ist, ihre wissenschaftlichen Ansichten und ihre menschlichen Ueberzeugungen zu einer harmonischen ungetrübten Einheit zu verschmelzen und deren Betrachtung eine wohlthuende und beruhigende Empfindung in uns hinterläßt. Wenn nun der menschliche Charakter eines Gelehrten gewöhnlich da zurücktritt, wo er als Schriftsteller zu einem größeren Publikum spricht, so kommt jener Charakter um so mehr zur Geltung in der persönlichen Stellung des Kollegen und des Lehrers. Für jede Korporation ist kollegiale Gesinnung Bedingung der gedeihlichen Wirksamkeit; für keine Korporation vielleicht in höherem Grade als für den akademischen Lehrkörper. Insbesondere hängen die exakten Naturwissenschaften einschließlich der Mathematik so eng zusammen, daß Zusammenarbeiten und gegenseitige Hilfe der Vertreter der verschiedenen Fächer als nothwendige Bedingung für die gedeihliche Entwicklung des Studiums und der Forschung bezeichnet werden muß. Wenn aber im akademischen Leben ein Mitglied zu solchem Zusammenarbeiten und solcher Hilfe sich nicht verstehen will, so gibt es keinen Vorgesetzten und kann keinen geben, welcher den guten Willen zu erzwingen im Stande wäre. Es ist den Betheiligten bekannt, daß Müller seinen kollegialen Pflichten als Vertreter der Physik und insbesondere als Direktor des physikalischen Instituts in vollstem Umfange gerecht geworden ist und Jedem, der seine Hilfe in Rath oder That in Anspruch nahm, solche zu bieten stets bereit war. Den ersten Rang in dem persönlichen Wirkungskreis Müllers nimmt nun seine Thätigkeit als Universitätslehrer ein und die damit in Verbindung stehende des Direktors des physikalischen Kabinets. Er trat in diese Stellungen ein als eigentlicher Nachfolger des 1842 pensionirten Professors

Wucherer, nachdem zwei Jahre lang der Mathematiker Oettinger für den fehlenden Physiker supplirt hatte. Als Müller im Jahre 1844 die Professur der Physik an der Freiburger Hochschule übernahm, war er nicht in der angenehmen Lage Derjenigen, welchen heutzutage der physikalische Unterricht an einer Universität übertragen wird: nämlich ein Kabinet vorzufinden, welches wenigstens mit den nothwendigsten der für den Lehrkursus der Experimentalphysik erforderlichen Apparate ausgestattet ist. Er selbst hat uns in einer Prorektoratsrede eine Schilderung der damaligen Zustände des Kabinets hinterlassen; diese Schilderung ist historisch interessant, da sie eine kurze Geschichte des Kabinets seit 1772 gibt und zeigt, wie die Anforderungen, die an ein solches zu stellen sind, mit der Zeit gewachsen sind, entsprechend der großen Anhäufung des Materials. Als charakteristisch für die Betreibung des physikalischen Unterrichts im Anfang dieses Jahrhunderts wollen wir aus dieser Rede erwähnen, daß noch im Jahre 1808 Wucherer im Stande war, neben seiner Thätigkeit als evangelischer Stadtpfarrer an der Universität die Physik zu vertreten. Es fehlten aber bei Müllers Amtsantritt nicht allein nothwendige Apparate, sondern auch die Mittel, das Fehlende zu ergänzen, waren nicht ausreichend. Das regelmäßige Aversum belief sich auf 300 Gulden jährlich, die außerordentlichen Zuschüsse eingerechnet konnte man die disponibeln Mittel zu 400 Gulden veranschlagen, eine ständige Erhöhung des laufenden Aversums auf 400 Gulden trat erst 1864 ein und dabei ist es bis zu Müllers Tode geblieben. Wenn wir die Akten des Physikalischen Instituts durchblättern, so finden wir, wie Müller fortwährend das Unzureichende der vorhandenen Mittel hervorhebt und auf eine Verbesserung dringt; und wir dürfen wohl überzeugt sein, daß dieser Mann, welcher die Mittel, die der Universität zu Gebote stehen, sowie deren Gesammtinteresse mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit stets berücksichtigte, keine unbilligen Forderungen gestellt hat. Daß unter solchen Umständen von kostbaren Präzisionsapparaten nur wenige angeschafft werden konnten, versteht sich von selbst; daß aber das Kabinet nahezu mit allen Mitteln ausgestattet ist, welche zu einer Vorlesung über Experimentalphysik gehören, muß als ein Meisterstück von Umsicht und Sparsamkeit bezeichnet werden. Gewissenhaft, wie er in allen Dingen war, verwendete er die größte Sorgfalt auf die Vorbereitung der Experimente und des Vortrags; bei diesem aber erstrebte er vor allen Dingen Klarheit und allgemeine Verständlichkeit; er vermied aus diesem Grunde die Voraussetzung auch nur geringer mathematischer Kenntnisse, und wenn ihm daraus ein Vorwurf gemacht worden ist, so war dieser wohl richtiger an die mangelhafte Vorbildung seiner Zuhörer zu richten. Eine für den Unterricht sehr schätzbare Kollektion von Zeichnungen, nach Müllers Angabe von dem Zeichner Lerch gefertigt, befindet sich im Besitz des Freiburger Instituts und ist ein dauerndes Denkmal des Fleißes, welchen Müller auf die Ausstattung seiner Vorlesungen verwendete. Denselben Bestrebungen verdankt eine Anzahl werthvoller Vorlesungsapparate ihre Entstehung, die zum Zweck des Unterrichts von Müller konstruirt und größtentheils publizirt wurden. Sowie aber Müller als Schriftsteller nicht nur für Die gearbeitet hat, welche die Physik als Hilfswissenschaft gebrauchen, sondern auch für Diejenigen, welche naturwissenschaftliche Kenntnisse als einen wesentlichen Bestandtheil der menschlichen Bildung ansehen, so ist er auch durch mündlichen Vortrag für die Verbreitung der physikalischen Lehren in weiteren Kreisen thätig gewesen. Sowohl den Mitgliedern der Naturforschenden Gesellschaft als denen des Gewerbevereins in Freiburg sind die zahlreichen und anschaulichen Vorträge Müllers noch in lebendigem Gedächtniß. Das ganze deutsche Volk ist Müller eine dankbare Erinnerung schuldig, da er auf dessen naturwissenschaftliche Bildung einen bedeutenden Einfluß geübt hat; ganz besonders aber die Stadt Freiburg, in welcher er 31 Jahre verweilte und deren Bewohnern

er in selbstloser Hingebung den Zugang zu seiner Wissenschaft zu eröffnen suchte. (Aus der Gedächtnißrede auf J. H. J. Müller von E. Marburg. Freiburg 1877. Vgl. auch Allgemeine Zeitung 1875 Nr. 302 Beil.)

Heinrich Friedrich Muth.

Das deutsche Pfarrhaus kann mit Recht eine Pflanzstätte bedeutender Gelehrten und tüchtiger Beamten genannt werden, deren Bildungsgang und Charaktereigenschaften viel Gleichartiges aufweisen. Zumeist ist es diesen Männern nicht leicht geworden, per aspera ad astra zu gelangen, und in ihrem Wesen spiegeln sich die sittenstrengen, einfachen Verhältnisse ab, auf deren Boden sie gewachsen. Nicht minder ist ihnen der freundlich-humane Sinn gemein, der sie als Leute aus dem Volke kennzeichnet. Zu ihnen ist auch der Mann zu zählen, der am 25. Juni 1879 aus hoher Berufsstellung zur ewigen Heimath überging, der Geheimerath Heinrich Friedrich Muth. Vierzig Jahre Staatsdiener-Eigenschaft, das beneficium flebile, nach dem so Viele vergeblich ringen, waren seiner Schaffenskraft nicht genug, er wollte diesen Freudenkelch bis auf die Neige leeren, der unerbittliche Tod allein vermochte ihm Schranken zu setzen. Die Zeitgeschichte politischer, volks- und finanzwirthschaftlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Entwicklung unseres Heimathlandes findet in seiner Lebensgeschichte umfassenden Ausdruck. Heinrich Muth war weder genial noch ideal angelegt; aber er war eine reichbegabte Natur, welche durch eine ungewöhnlich harmonische Stimmung seiner Empfindungen und seines Temperaments mächtig unterstützt wurde. Mit Maß und Ziel stets das Ende im Auge behaltend, handelte er zugleich, nach der weisen Regel der weiland kaiserlichen Notare, klug. Nur in Einem schien er gegen diesen Grundsatz zu fehlen, in Bethätigung seines wahrhaft riesigen Fleißes. Hieraus resultirte denn wohl auch eine für sein Privatleben nicht gering zu achtende Schwäche, nämlich die, daß er das, was man Genuß in der besten Bedeutung des Wortes zu nennen pflegt, nicht kannte, nicht als ob er nicht seine Freude an der Kunst, an schöner Natur, an heiterer Geselligkeit gehabt hätte, aber — er hatte keine Zeit dazu, sich ihr hinzugeben. So pflegte er denn auch in seinen älteren Tagen oftmals zu sagen: die Arbeit ist für mich Lebensgenuß. — Geboren am 1. April 1811 zu Neckarbischofsheim, wählte Muth einen für seine natürlichen Anlagen außerordentlich glücklichen Lebensberuf in einer Zeit, als die Lehren von Adam Smith, von J. B. Say aus England und Frankreich herüberdrangen, als Karl Heinrich Rau deutscher Seits die Nationalökonomie wissenschaftlich begründete, als Friedrich List seine Schutzzoll-Theorien und die neue Aera der Eisenbahnen verkündete, als man in Deutschland anfing, mit der Gründung des Zollvereins nationale Politik zu treiben. Und er wurde sofort, in dem Alter von 27 Jahren und kaum dem Examen entronnen, auf eine schwere Probe gestellt. Im Jahre 1838 in die evangelische Kirchensektion, späterhin Oberkirchenrath, als ökonomischer Referent berufen, fiel ihm die Aufgabe zu, die gerade begonnene Ablösung der Zehnten für die kirchlichen Interessen in die richtigen Bahnen zu leiten; späterhin lag ihm ob, die der evangelisch-protestantischen Kirche dadurch verfügbar gewordenen Kapitalien in Grund und Boden wieder anzulegen. Mit welcher Meisterschaft ihm das gelang, das weiß man recht wohl in den betheiligten Kreisen, und es sind ihm diese allezeit bis an's Ende dafür herzlich dankbar gewesen. Vom Jahre 1838 bis 1860 blieb er in der gleichen Stellung des ökonomischen Referenten des evangelischen Oberkirchenraths. Damit war seine Thätigkeit aber keineswegs abgeschlossen. Als es galt, die schweren Wunden zu heilen, welche die Jahre 1848 und 49 dem schönen Badener Lande und seinem Fürstenhause, dem er von ganzem Herzen anhing, geschlagen hatten, wählten ihn seine Mitbürger im Amte Sinsheim zu ihrem Landtags-Abgeordneten; im Jahre 1853 trat er in

den Landtag ein, wo er mit Kirsner, Friderich, Paravicini, später Hildebrand, Turban u. A., nach gleichen Zielen strebend, in enge, für's Leben geknüpfte Verbindung trat. Er war kein Fachpolitiker; parlamentarische Kämpfe waren seiner friedlichen, stets auf's unmittelbar Praktische gerichteten Natur zuwider; sein Gebiet war die Verwaltung im weiteren Sinne des Worts. Dieser Anlage nach war er gemäßigt liberal; keine Umkehr, kein Stillstand, aber auch keine Prinzipienreiterei auf dem Wandel des Fortschreitens war sein Programm. Seine Hauptthätigkeit entwickelte er während seiner langen Landtags-Angehörigkeit in der Budgetkommission, wo er wegen seiner umfassenden Kenntnisse in allen Zweigen der Staatswirthschaft, seiner reichen Erfahrung in der wirthschaftlichen Entwicklung des Landes, seiner unermüdlichen Schaffenslust ein ganz unschätzbares Mitglied war. In der schweren Krise des April 1860 stand er, bei der weitesten religiösen Toleranz, unentwegt auf der Seite der Gegner des Konkordats, und blieb ein aufrichtiges Mitglied der Partei Lamey bis zu seinem freiwilligen Austritt aus der Kammer im Jahre 1866. — Inzwischen war eine wesentliche Aenderung in seiner Berufsstellung eingetreten; mit der Errichtung eines Handelsministeriums im Jahre 1860 trat er in dieses Kollegium ein und es wurde ihm das für die damalige Zeit gerade überaus wichtige Respiziat des Wasser- und Straßenbaues, sowie des Eisenbahn-Baues übertragen. Hier war es, wo er seine Schaffenskraft frei entfalten, seine Schaffenslust voll befriedigen konnte. Während Muth dieses Respiziat verwaltete, wurden die großen Gesetze über die Anlage der öffentlichen Wege, den Ausbau des badischen Straßennetzes, das Gesetz über die Benützung und die Instandhaltung der Gewässer erlassen; die beiden ersteren entflossen seiner Feder, zum letzteren hat er insoweit mitgewirkt, als es die Flußbeiträge betrifft. Während seiner Amtsthätigkeit wurden Tausende von Kilometer Landstraßen gebaut, Millionen Mark darin angelegt, die Rheinkorrektion, ein Musterwerk der Flußbau-Kunst, zu Ende geführt, die Verwaltung dieser großartigen Anlagen geregelt. Noch bedeutsamer sollte sich sein Einfluß im Eisenbahn-Bau geltend machen. Am Schlusse des Jahres 1860 hatte das badische Bahnnetz eine Länge von 364 km mit einem Anlageaufwand von 78 287 640 M., im Jahre 1879 erreichte dasselbe eine Länge von 1300 km mit einem Anlagekapital von rund 400 000 000 M. Wer wollte sagen, daß diesen großartigen Schöpfungen nicht mitunter ein Irrthum zu Grunde lag! Wer wollte sich vermessen, es besser gemacht zu haben! Die große Verehrung, die er, wie nur wenige Menschen, im Lande genoß, die hohe Vertrauensstellung, die er bei dem ihm nahe befreundeten Präsidenten des Großherzoglichen Handelsministeriums einnahm, die Gnade seines Landesfürsten, die den vielbeschäftigten Mann im Jahre 1873 auch noch zum Mitgliede der Ersten Kammer berief — sie sind ein lebendiges Zeugniß dafür, daß er sein Pfund gut verwaltet hat. Gedenken wir nun noch seiner reichen Thätigkeit in der Mitwirkung bei der Verwaltung der Allgemeinen Versorgungsanstalt für das Großherzogthum Baden, der Filiale des Deutschen Phönix und der Karl Friedrich-Leopold- und Sophienstiftung (Pfründnerhaus) in Karlsruhe, die er von einem kleinen Anfange zu einer großen Wohlthätigkeitsanstalt geleitet hat, um nicht von dem zu reden, was er für die Wittwen und Waisen in seiner näheren und weiteren Verwandtschaft und für eine nicht geringe Zahl kleiner Leute Gutes gethan, — so dürfen wir uns, auf ein so reiches Leben zurückblickend, wohl sagen: Wir haben einen seltenen Mann begraben! (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 154.)

Ludwig Paravicini

wurde am 18. April 1811 in Bretten als Sohn des verstorbenen Posthalters und Gastwirths »zum Ritter St. Georg«, Georg Alexander Paravicini, und

dessen Ehefrau Karoline, geborenen Gumbart, geboren. Im Jahr 1820 kam er in die lateinische Schule nach Güglingen (Württemberg), wo er bis zum Sommer 1822 verblieb, um alsdann in Karlsruhe in die Realschule aufgenommen zu werden. Zu seiner weitern Ausbildung besuchte er in Yverdon in der französischen Schweiz das Institut des Herrn Piquet, von wo er nach $1^1/_2$ Jahren zur Erlernung seines künftigen Berufes nach Heidelberg und später nach Karlsruhe kam. Im Jahre 1830 von Karlsruhe nach Hause gerufen, um seinen erkrankten Vater in dessen Geschäften zu unterstützen, hat er seit dieser Zeit — Besuche bei Verwandten und Bekannten und seine Berufsreisen ausgenommen — Bretten nicht mehr verlassen. Im Jahr 1820 wurde er bei Umänderung der Gemeindeverfassung zum ersten Male in den Großen Ausschuß gewählt und blieb von dieser Zeit ab mit einer kurzen Unterbrechung von 3 Jahren bis zu seinem Tode in städtischen Vertrauensposten. 1832 wurde er als Posthalter seinem Vater beigegeben und übernahm am Juni 1835 den Gasthof zum Ritter und die Posthalterei auf eigene Rechnung. Im Jahr 1843 wurde Paravicini in den Gemeinderath gewählt, in welchem Amt er blieb, bis die revolutionären Zeitverhältnisse die Auflösung desselben im Jahr 1850 veranlaßten. Nachdem wieder Ruhe eingetreten war und das Kollegium neugebildet werden sollte, wurde er 1851 abermals zu diesem Vertrauensposten gewählt, nahm aber diese Wahl nicht an. Im gleichen Jahr übertrug ihm der Wahlbezirk Bretten das Mandat als Landtags-Abgeordneter, welches Ehrenamt er unausgesetzt bis zu seiner letzten Krankheit inne hatte. Im Jahr 1854 nahm er wieder das Amt eines Gemeinderaths der Stadt an, welches er behielt, bis ihn das Vertrauen seiner Mitbürger im Jahr 1864 zum Bürgermeister wählte. Im Jahr 1866 wurde Paravicini von der Regierung zur Kriegs-Ausgleichungskommission ernannt. Er blieb Bürgermeister der Stadt bis zum Jahr 1876, in welchem Jahre er durch Ueberhäufung mit andern dem badischen Staate gewidmeten Geschäften veranlaßt wurde, eine Wiederwahl nicht mehr anzunehmen. Sein Landesherr ehrte seine Verdienste durch Verleihung des Zähringer Löwenordens. Er gehörte auch der protestantischen Generalsynode an, drei Mal durch Wahl, zwei Mal durch das Vertrauen des Landesfürsten berufen. Vom Jahr 1872—75 vertrat er den 13. badischen Wahlkreis im ersten Deutschen Reichstag und 1876 wurde er zum Präsidenten der landwirthschschaftlichen Centralstelle in Karlsruhe ernannt, welchen Ehrenposten er bis zu seinem Tode inne hatte. Nach schwerem Leiden starb Paravicini am 7. Dezember 1878 im Alter von 67 Jahren 8 Monaten. Er schied — so etwa sprach an seinem Grabe der Abgeordnete Kiefer — aus einem Leben voll fruchtbringender, treuer Arbeit, voll Liebe und Hingebung an seine Mitbürger und an das Vaterland. Ihm gebührt der reiche Kranz wohlverdienter Ehren, ihn zierte in seinem unermüdlichen Wirken der Vollbesitz der ächten Bürgertugend. Vergegenwärtigen wir uns die Zeit, da er sein Wirken in der Volksvertretung Badens begann. Eine Reihe schwerer politischer Erschütterungen hatten unmittelbar zuvor die schönen Anfänge unseres Verfassungslebens geknickt. Unter Schutt und Trümmern lagen die edelsten Früchte bürgerlicher Freiheit und verfassungsmäßiger Ordnung. Nur dem besten Willen und der unverdrossenen Arbeit konnte es gelingen, aus diesen Ruinen neues, reiches Leben hervorgehen zu lassen. Paravicini bewährte sich als einer dieser ausharrenden Pflanzer und Pfleger. Er wußte, daß man zuerst säen und dann in Liebe und Treue die junge Aussaat schützen und fördern müsse bis ihre Zeit, bis die Tage der Ernte wiedergekehrt seien. Ein Jahrzehnt wenig dankbarer, nur allmälig vorwärts schreitender, nicht selten unter trübem Himmel, öfter unter der aufsteigenden Sorge vor Sturm und Unwetter geleisteter Arbeit war erforderlich, um der lieben Heimath wieder den Segen schöner, fruchtbringender Zeiten zu

bringen. Und sie kam, diese Ernte: wie hob sich Paravicini's treues Herz, als er, unter den bewährten Arbeitern am Wohlergehen des badischen Landes und Volkes einer der Besten und Eifrigsten, hinausschaute in jener unvergeßlichen Epoche der sechziger Jahre in die reichen goldenen Saaten! Wie freudig erhob sich seine ganze Seele, als unter der Führung unseres edlen Fürsten das badische Volk, erstarkt und gereift in der Schule der Erfahrung, sich mehr und mehr bewährte in den schönsten Einrichtungen eines freien Bürgerthums, als neben nie rastender Fürsorge für die materiellen Seiten unser Volk nach allen Richtungen immer weiter herangebildet wurde für die edelsten idealen Güter des Staatslebens. Aber ihm blieb die rastlose, nie ermüdende, immer mehr sich ausbreitende Arbeit für so edle Erfolge jederzeit die beste Belohnung. Es ist kein Zufall, vielmehr eine innere Nothwendigkeit gewesen, daß er mit seiner umfassenden bürgerlichen Wirksamkeit in Gemeinde-, Bezirks-, Kreis- und Volksvertretung eine so hervorragende Mitarbeit auf kirchlichen Gebieten verband. Er war ein Christ im edelsten Sinne des Wortes. Nicht konfessionelle Gegensätze, nicht Glaubenssatzungen oder Lehrgebote in dieser oder jener Richtung konnten ihn je hindern, die höchsten und tiefsten Wahrheiten wirklich christlicher Gesinnung zu bethätigen. Liebe, Friede, Treue, Milde, Hingebung, Demuth — sie blieben der höchste Schmuck seines innern Lebens, in ihnen erprobte sich das gediegene Gold seines Charakters, sie verwirklichte er, ohne Berühmung, in tiefster Bescheidenheit als die Quelle seiner Lebenskraft. Aber in den ernsten politischen und kirchlichen Kämpfen seiner tiefbewegten Zeit ist er auch ein rüstiger Streiter gewesen und jederzeit geblieben. Unerschütterlich fest und als Gewissenspflichten standen ihm seine Ueberzeugungen und Grundsätze. Wie konnte er zornig aufbrausen und den kampfbereiten Ernst seiner mannhaften Gesinnung den Gegnern zeigen, wenn man ihm diese seine höchsten Heiligthümer antasten wollte! Aber wenn der Kampf vorüber war und Friede und Ruhe wiederkehrten, so war er ganz Versöhnung und großmüthige Nachsicht. Ihm waren alle Streitigkeiten um persönliche Ziele an sich verhaßt. Er stritt und er versöhnte sich um der guten Sache willen. Und mit der Größe der Aufgaben erstarkte und erhob sich das ganze Wesen des Mannes. Wie harrte und kämpfte er so muthig und unerschütterlich fest in den gefahrvollen Jahren von 1860—70, da wir des Tages warteten, welcher dem deutschen Volke die höchste aller Errungenschaften gewähren sollte: die staatliche Einheit. Als eine der mächtigsten Erinnerungen unseres Lebens gedenken wir Alle der herrlichen Tage, da wir unter dem stürmenden Siegeszug unserer tapferen Heere den strahlenden, mächtigen Kaiserthron im Feindeslande errichtet sahen, da auch Paravicini mitwirken konnte im ersten deutschen Reichstage, als er jubelnd und begeisterungsvoll Freude, Dank und die Gelöbnisse der Treue dem Kaiser und seinen siegreichen Schaaren entgegenrief, an jenem herrlichen Tage des Siegeseinzuges in Berlin. Und wie war es doch seinem Wesen so entsprechend, daß er noch inmitten des Sturmes patriotischer Gefühle, welcher Alle durchbrauste, mit ernsten Worten darauf hinwies, daß wir im Stolze über die glanzvollen Siege die großen Aufgaben, die schweren Arbeiten, welche die Begründung des Reiches dem deutschen Bürgerthume für den inneren freiheitlichen Ausbau des Staates, für Volksbildung und bürgerliche Selbstverwaltung auferlege, keinen Tag vergessen dürften. Und er ist in Wahrheit dieser Pflichten in seinem ganzen Leben jederzeit eingedenk geblieben. Seine vieljährige Arbeit in der Volksvertretung hat jederzeit bewiesen, wie gut er zu rechnen und hauszuhalten verstanden hat und wie schwer er zu haben war, wenn es sich um Erhöhung der Lasten der Bürger handelte. Und doch wußte er stets, über das Einzelne und Untergeordnete hinsehend, das Große und Ganze im Auge zu behalten. Er verstand es vor Allem, auch jene Kulturaufgaben des Staates

und der Gemeinden zur Geltung zu bringen, deren Früchte sich nicht von vornherein in Zahlen und Tabellen feststellen lassen, deren unberechenbaren Nutzen, deren wahrhaft produktive Wirksamkeit er vor Allem klar zu erkennen und zu schätzen wußte und deren Pflege zu seinen, des gebildeten, feinsinnigen Mannes, Lieblingsaufgaben gehörte. Rasch und ungeahnt sind die Schatten des Todes über sein Haupt hereingebrochen. Seine kräftige, vom Alter nicht gebeugte Gestalt schien noch eine lange Wirksamkeit zu versprechen. Aber doch liegt sein arbeitsreiches Leben hell und harmonisch geordnet, wie ein abgeschlossenes Ganzes vor uns. Er wußte die Zeit zu nützen und zu arbeiten, so lange es Tag war. Auch hierin ist er ein nachahmungswürdiges Vorbild gewesen. Die milde Frühlingssonne wird lächelnd auf diesem heute so winterlich starren Hügel ruhen und Blumen werden sprießen auf seinem Grabe! Seine Mitbürger werden immer auf's Neue an dieser Stätte wieder des braven Mannes gedenken, der so ganz und von Herzen der Ihrige war! Die Andern aber, die seine öffentliche Thätigkeit für das Ganze genau kennen gelernt haben, werden sein freundliches Bild oft und in bestem Gedächtnisse sich vor die Seele führen und seinen Namen stets den ehrenwerthesten des Vaterlandes beizählen. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1878. Nr. 302.)

Christian Friedrich Platz

wurde den 12. Januar 1800 in Wertheim geboren, in einer Zeit, in der dies Städtchen noch Haupt- und Residenzstadt eines selbständigen Territoriums des alternden Deutschen Reiches bildete. In seine Jugendzeit fiel die Einverleibung der Grafschaft Wertheim in das Großherzogthum Baden. Die Aufrichtung des badischen Wappens über den alterthümlichen Straßen des Städtchens bedeutete für den heranwachsenden Jüngling die Ermöglichung einer tieferen geistigen Ausbildung durch die unter badischer Herrschaft alsbald erfolgte Reorganisirung der altehrwürdigen, aber durch die Ungunst kleinstaatlicher Zustände sehr gesunkenen Wertheimer Mittelschule. Was in dieser Beziehung Platz der Obsorge Badens verdankte, vergalt er in reichem Maße durch lange segensreiche Wirksamkeit an Lehranstalten des Landes, zuerst seiner Vaterstadt, dann der von Karlsruhe. Noch sind in den verschiedensten Lebensstellungen Männer thätig, die vielseitige Belehrung und Anregung von ihm erhalten zu haben bekennen. Das Charakteristische seines Wirkens war das Streben, über dem Einzelnen das Allgemeine nicht aus dem Auge zu verlieren, im sprachlichen Unterricht den Sinn für Größe und Schönheit der antiken Literatur zu wecken und zu pflegen, in der Geschichte den Entwicklungsgang der Menschheit erkennen zu lehren und insbesondere die Zustände und Bedürfnisse unserer Zeit daraus zu erfassen. Zeugnisse seiner Thätigkeit auf diesen Gebieten sind, außer mehreren Programmarbeiten, die in der Sammlung von Uebersetzungen griechischer Dichter von Osiander und Schwab von ihm verfaßte Uebersetzung des Quintus von Smyrna. Auch in selbständigen Produktionen zeigte Platz seine poetische Begabung, wenn er auch in seinem bescheidenen Sinne dies Talent meist nur für den Familien- und Freundeskreis verwendete. Uebrigens enthalten frühere Jahrgänge der »Karlsruher Zeitung« bei festlichen Anlässen gar manches Gedicht von Platz. — Es war aber nicht allein die allseitige Ausbildung seiner Kräfte und Gaben, die Platz Baden verdankte, sondern auch die Möglichkeit des Wirkens auf einem größeren Felde der Thätigkeit, und auch hier entsprach sein eifriges Wirken der ihm eröffneten größeren Laufbahn. Durch Begabung und Interesse den öffentlichen Interessen des Staatswesens zugewendet, fand er bald eine Gelegenheit zur Wirksamkeit auch auf diesem Gebiet durch seine Wahl zum Landtag. Vom Jahre 1833 bis 1846 war Platz Abgeordneter der Stadt Wertheim. In den immer mehr sich steigernden Parteikämpfen nahm er entschieden Stellung, und zwar führte ihn seine durch vielfache historische

Studien erweckte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit fester monarchischer Grundlagen und allmäliger, stufenweiser Entwicklung und Weiterbildung des Staatslebens im Kampf gegen Brentano, Hecker und Genossen auf die rechte Seite. In der Kammer wie in der Presse führte er den Kampf mit schneidiger Beredtsamkeit und Schärfe. Daß er sich jedoch gegen die Forderungen der Zeit nicht verschloß, beweist ein von ihm 1842 gestellter Antrag auf Aufhebung der Censur durch Einführung eines Preßgesetzes. In dieser politischen Thätigkeit wurde Platz mit vielen hervorragenden Männern des badischen Landes bekannt und befreundet, z. B. mit Nebenius. — Nachdem er vom Jahre 1825 bis 1849 als Professor am Gymnasium zu Wertheim gewirkt hatte, wurde er nach der Revolution, welche ihn, als entschiedenen Gegner, einige Zeit seine Heimath zu verlassen nöthigte, als Archivrath nach Karlsruhe berufen und mit der Aufgabe betraut, durch Wirken in der Presse zur Befestigung der wiederhergestellten Ordnung beizutragen. Nach dem Rücktritt des Ministeriums von Marschall wurde zu Gunsten der nun herrschend gewordenen strengeren Richtung über diese Stelle anderweit verfügt und Platz im Jahre 1854 seiner früheren Thätigkeit als Professor an dem Lyceum zu Karlsruhe wieder zugeführt. Hier war er noch bis zum Jahre 1867 thätig, in welchem er mit dem Titel als Geheimer Hofrath in den Ruhestand übertrat. Auch während seiner Ruhezeit wandte er sich mit Vorliebe der publizistischen Thätigkeit zu, indem er mit aller Entschiedenheit schon vor dem Wendepunkt des Jahres 1866 für Preußens Führung eintrat, andrerseits schon frühe den Kampf mit dem immer mächtiger werdenden Ultramontanismus aufnahm. In einer Schrift über den Streit zwischen dem früheren Minister Bekk und dem Frh. v. Andlaw wies er mit Klarheit auf die damals noch halbverhüllten Ziele des Ultramontanismus hin und warnte vor sorgloser Behandlung dieser Gefahr für den öffentlichen Frieden. Mit Begeisterung begrüßte er die Wiederherstellung des Deutschen Reiches nach dem Kriege von 1870, welche ihm schon als Student und Mitglied der Burschenschaft als ideales Ziel vorgeschwebt hatte. So zeigt sein Lebensbild eine reiche Wirksamkeit auf wichtigen Gebieten, und die Verleihung des Ordens vom Zähringer Löwen bei seinem 40jährigen Dienstjubiläum bewies ihm die Anerkennung des Landesherrn. Die Freundschaft eines weiten Kreises schmückte und erheiterte sein Leben bis in die letzten Tage seines hohen Alters. Er starb nach kurzer aber schwerer Krankheit den 16. Dezember 1876. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1876, Nr. 310.)

Karl Alexander Freiherr von Reichlin-Meldegg

erblickte am 22. Februar 1801 in dem baierischen Städtchen Gravenau das Licht der Welt. Sein Vater war Auditor bei dem fürstlich fürstenbergischen Regiment, welches bis zum Abschluß des Luneviller Friedens dort im Quartier lag, und seine Mutter hatte ihren Gatten auf dem Kriegszuge begleitet. Der Sohn wuchs unter der Eltern Obhut heran, erst in Meersburg, wo sein Vater sich als Anwalt niedergelassen hatte, um diese Stellung jedoch bald mit der eines badischen Amtsassessors in Ueberlingen und 1807 mit der eines Justizrathes in Freiburg zu vertauschen. Hier besuchte der junge Karl Alexander die Vorbereitungsschule, später das Gymnasium, zu dessen besten Schülern er zählte. Im Jahr 1812 verlor er seinen Vater, welcher der jungen Wittwe nur die Sorge um drei unerwachsene Kinder hinterließ; diese, eine verständige Frau und treue Mutter, unterzog sich der schweren, ihr nun allein zugefallenen Aufgabe der Erziehung ihrer Kinder mit der größten Hingebung und verstand es, neben der Sorge um das materielle Fortkommen der Ihrigen auch dem Geiste und dem Gemüthe ihrer Kinder die richtige Pflege angedeihen zu lassen. Nach zurückgelegtem fünfzehnten Lebensjahre ging der junge Reichlin-Meldegg zur Universität in Freiburg über, absolvirte den

zweijährigen philosophischen Kursus und wurde dann als Studirender der katholischen Theologie eingeschrieben. Seine Fachstudien absolvirte er mit der größten Auszeichnung, promovirte glänzend als Doktor der Theologie und empfing nach einem kürzeren Aufenthalt im Priesterseminar in Meersburg vom Bischof zu Rottenburg die Priesterweihen. Nun habilitirte er sich 1822 in Freiburg bei der theologischen Fakultät, las verschiedene theils theologische, theils philosophische und historische Kollegia, welche sich eines außergewöhnlich starken Besuches zu erfreuen hatten und deßhalb schon von andern akademischen Lehrern mit Argwohn beobachtet wurden, der sich noch steigerte, als der inzwischen nach einander Extraordinarius, Ordinarius und Dekan der Fakultät gewordene junge Gelehrte sich einer freisinnigen religiösen und politischen Richtung zuneigte. Durch fortgesetzte Intriguen der erzbischöflichen Kurie wurde er endlich aus der theologischen Fakultät hinausgedrängt, trat dann in die philosophische und las verschiedene philosophische Fächer. Damit nicht zufrieden, wußten seine Gegner die damalige Regierung zu bestimmen, daß sie dem strebsamen Manne auch seine neue Stelle entzog und denselben unter Gewährung eines Sustentationsgehaltes anwies, sich in Heidelberg niederzulassen. Schon vorher hatte er den Bruch mit dem Katholizismus auch äußerlich vollzogen, war förmlich zur protestantischen Kirche übergetreten und führte nun unmittelbar vor seinem Umzuge Babette Molitor als Gattin heim. Seit 1832 gehörte er der Heidelberger Hochschule als Docent der Philosophie an, rückte bald in die Stellung eines ordentlichen Professors ein und hielt zahlreiche Vorlesungen über Philosophie, Logik, Metaphysik und andere Fächer. Sehr lange las er auch ein berühmt gewordenes Kollegium über Goethes »Faust« und war nebenbei unablässig literarisch thätig. In voller Geistesfrische konnte er im Kreise seiner Kollegen und Verehrer im Jahr 1873 sein 50jähriges Doktorjubiläum begehen. Das Jahr 1874 raubte ihm die treue Gattin, deren Andenken er die bald nachher erschienene Autobiographie (Heidelberg bei Fr. Bassermann) widmete. Er starb am 16. Februar 1877. (Vgl. Karlsruher Zeitung Nr. 42 Beilage.)

Ludwig Renck

wurde geboren am 9. Mai 1826 zu Britzingen als der Sohn des dortigen Lehrers und nachmaligen Präzeptors zu Emmendingen, Johann Renck. Nachdem er zuerst im elterlichen Hause, dann auf dem Pädagogium zu Lahr und auf dem Lyceum zu Karlsruhe seine Vorbildung erhalten hatte, bezog er im Herbst 1844 die Universität Freiburg und widmete sich theils dort, theils auf der Universität Heidelberg, mit Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft. Im Dezember 1849 nach erstandener Staatsprüfung unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen, war er in dieser Eigenschaft und seit Juli 1854 als Referendär bei den Aemtern Emmendingen, Ladenburg, Waldshut, Waldkirch und Engen, im Sekretariate der Regierung des Unterrheinkreises und sodann in jenem des Ministeriums des Innern thätig und erwarb sich in allen diesen Stellungen durch seine hervorragenden Fähigkeiten, seinen unermüdlichen Fleiß und seine untadelhafte Haltung rasch die besondere Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Am 11. Februar 1856 wurde er als Assessor bei dem Bezirksamte Donaueschingen angestellt, trat jedoch bald, durch seine 1857 erfolgte Ernennung zum Amtmann bei dem Oberamte Pforzheim, aus dem Dienste der Justiz wieder in jenen der Verwaltung über, für welchen er von jeher besondere Vorliebe und Begabung gefühlt hatte und dem von da an seine Thätigkeit gewidmet blieb. Nachdem er 1860 in das Kollegium der Regierung des Mittelrheinkreises als Regierungsassessor berufen worden war, wurde er 1861 zum Vorstande des Bezirksamtes Oberkirch, 1862 zum Oberamtmann, 1864 zum Vorstand des

Bezirksamtes Heidelberg, 1865 zum Stadtdirektor und 1866 zum Ministerialrath und Landeskommissär für die Kreise Konstanz, Villingen und Waldshut ernannt. 1868 erfolgte seine Ernennung zum Direktor des Oberschulrathes, 1874 jene zum Präsidenten des Verwaltungs-Gerichtshofs. Während der Landtage 1867/68 und 1869/70 vertrat er die Stadt Heidelberg als Abgeordneter zur Zweiten Kammer, in welcher er der liberalen und nationalen Partei angehörte. Für die Landtage 1873/74 und 1875/76 berief ihn das Vertrauen seines Fürsten in die Erste Kammer. Auch an der Generalsynode von 1871 nahm er als Mitglied für den Bezirk Emmendingen Theil. In allen diesen Stellungen, von der ersten Beschäftigung im Dienste des Staates an bis zu den hohen und wichtigen Aemtern, die ihm anvertraut waren, hat sich Renck stets als der Gleiche bewährt: er hat jede Stelle voll und ganz ausgefüllt; er hat sich bewiesen als ein Mann von ausgezeichneter Befähigung, von ausgebreiteter allgemeiner und beruflicher Bildung, von seltener Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft, von besonderer Klarheit und Raschheit in der Auffassung und Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse, von hervorragendem praktischem Geschick, vereint mit eifrigem wissenschaftlichen Streben, von Ernst und Thatkraft, gepaart mit Milde, Wohlwollen und ächter Volksthümlichkeit, als ein treuer und eifriger Diener seines Fürsten, als ein warmer Freund des Volkes, als stets zugänglicher und stets hilfsbereiter Berather für die seiner Verwaltung anvertrauten Interessen und Personen, als ein liebenswürdiger Kollege, als ein wohlwollender Vorgesetzter. Auch im Gemeindeleben, in Vereinen und geselligen Kreisen fanden alle gemeinnützigen Bestrebungen in ihm einen eifrigen Förderer. Er war insbesondere ein einflußreiches und beliebtes Mitglied des Stadtverordneten-Kollegiums der hiesigen Stadt und hat, veranlaßt durch seine Freude an der Musik und glückliche gesellige Talente, an den Bestrebungen des Badischen Sängerbundes hervorragenden Antheil genommen. Seine Erholung aber und die reinsten Freuden fand Renck stets im Kreise seiner Familie. Seit 27. Oktober 1858 vermählt mit einer Tochter des Fabrikbesitzers Christoph Becker in Pforzheim, lebte er in glücklichster Ehe, den acht Kindern, welche aus dieser Verbindung ihm erblüht sind, ein zärtlicher Vater und sorgsamer Erzieher. Das schöne Familienleben ward in den letzten Jahren seines Lebens nur getrübt durch die Wahrnehmung, daß die Gesundheit des geliebten Gatten und Vaters zu wanken beginne. Es bildete sich bei ihm nach und nach ein Brust- und Unterleibsleiden aus, gegen welches die Kunst der Aerzte vergeblich ankämpfte und das seine Lebenskraft aufzehrte. Pflichtgetreu bis zum letzten Augenblick, leitete er gleichwohl die Geschäfte seines Amtes bis zum Tage vor seinem Tode. Am 30. April 1877 Abends 8 Uhr entschlief er sanft in einem Alter von 51 Jahren weniger 9 Tage. Er hat gewiß keinen Feind hinterlassen. Wohl aber nahmen zahlreiche Freunde den innigsten Antheil an dem herben Schmerze über den Verlust dieses reinen, edeln Charakters, dieses Herzens ohne Hehl und Falsch, dieses ächten und dabei so schlichten Ehrenmannes. (Karlsruher Zeitung 1877 Nr. 104.)

Heinrich Ludwig von Renz,

einem alten schwäbischen Geschlechte entstammend, wurde den 5. September 1814 in Karlsruhe geboren. Sein Vater war der Großh. bad. Generalmajor Heinrich v. Renz, seine Mutter Luise, eine geb. Freiin v. Stockhorn. Er erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause und trat am 18. Mai 1828 in das Großh. Kadettenhaus ein. Am 12. Oktober 1830 zum Secondelieutenant im 1. Linien-Infanterieregiment Großherzog ernannt, wurde er 1832 Bataillonsadjutant und machte als solcher eine Expedition zur Besetzung der Schweizer Grenze vom April bis November 1833 mit. Frühe schon entwickelte sich in ihm der Sinn

für militärwissenschaftliche, insbesondere historische Studien und für graphische Arbeiten, in denen er es zu einer seltenen Meisterschaft gebracht hat. Auf Grund dieser Eigenschaften wurde er vom 1. April 1835 an als Lehrer der Militärwissenschaften an der Kriegsschule verwendet und 1840 in den Generalstab kommandirt. 1844 wurde er Hauptmann im Generalstab und nahm als solcher Theil an den Expeditionen in das badische Oberland 1848 und an dem Feldzug des Reichstruppencorps unter General v. Peucker gegen den Aufstand in Baden 1849. Für sein Verhalten in diesem Feldzug wurde ihm den 2. November 1849 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens verliehen. Nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich wurde v. Renz 1852 zum Chef des Generalstabs ernannt. Wem noch bekannt ist, welchen großen dienstlichen Anforderungen er in dieser wichtigen Stellung zu entsprechen hatte und entsprochen hat, wie er außer seinen Funktionen als Chef des Generalstabs des Armeecorps auch noch diejenigen der Leitung des topographischen Bureaus, der Direktion der Militär-Bildungsanstalten und die Inspektion der technischen Truppen versah und dennoch Muße fand, außer mehreren literarischen Arbeiten durch Herausgabe von zehn Jahrgängen des Badischen Militär-Almanachs den an Siegen und an Ehren reichen badischen Truppen ein Denkmal zu setzen, der kann der unerschöpflichen Arbeitskraft und Hingebung dieses seltenen Mannes die verdiente Anerkennung nicht versagen. In Begleitung des Großherzogs machte v. Renz im Herbst 1852 dessen Besuch am königl. Hof zu Dresden, am kaiserl. Hof zu Wien und die großen Feld- und Kavalleriemanöver bei Pesth in Ungarn mit. 1852 erhielt er die Beförderung zum Major, 1855 zum Oberstlieutenant. Nach der Zuruhesetzung seines Vaters wurde ihm im März 1859 dessen bisher 20 Jahre lang innegehabte Stelle des Kommandeurs des Großh. Gendarmeriecorps unter Beförderung zum Oberst übertragen, welches er 10 Jahre lang (seit 1868 als charakterisirter Generalmajor) führte, bis ihn körperliche Leiden nöthigten, um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Wie er in dieser Dienststellung durch seine unermüdliche und strenge Pflichterfüllung nicht nur die höhere Anerkennung, sondern auch das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, der Angehörigen des Gendarmeriecorps, sich erworben hat, dafür ist wohl der ehrendste Beweis, daß auf die Kunde von seinem Tode diese wackeren Männer zum Theil aus den entlegensten Gegenden unseres Landes herbeieilten, um seinen Sarg zur letzten Ruhestätte zu geleiten. Während seiner Dienstzeit wurden ihm folgende Orden und Ehrenzeichen verliehen: Als Anerkennung bei seiner Versetzung in den Ruhestand der Stern und Eichenlaub zum Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens, nachdem ihm früher die niederen Grade verliehen worden waren, nebst dem Dienstauszeichnungskreuz erster Klasse für 40jährige Dienstzeit, die Gedächtnißmedaille für Bekämpfung des Aufstandes 1849, der Königl. Preuß. Rothe Adlerorden dritter Klasse für Dienstleistung bei dem Prinzen von Preußen (jetzt Kaiser Wilhelm) 1856, die Kommandeurkreuze des Königl. Württ. Friedrichsordens und des Großh. Hess. Philippsordens für gemeinsames Wirken im Generalstab des 8. deutschen Armeecorps, das Offizierkreuz der Kais. Franz. Ehrenlegion für Dienstleistung bei dem Kaiser Napoleon auf dem Fürstenkongreß zu Baden 1860. Durch königl. Kabinetsordre vom 21. November 1871 wurde er als Generalmajor a. D. in den preußischen Armeeverband aufgenommen. General v. Renz war zweimal verheirathet, zuerst seit 1842 mit Hermine Füeßlin, welche ihm schon nach vier Jahren durch den Tod entrissen wurde, und sodann seit 8. September 1849 mit Luise Freiin Schilling v. Cannstatt. — Seit dem Jahre 1867 war General v. Renz an einem Leiden erkrankt, das sich von Jahr zu Jahr steigerte und allmälig seine Kräfte verzehrte. Oft hatte er unerträgliche Schmerzen zu leiden und es gehörte die ganze Energie seines Willens dazu, sich unter denselben

geistig aufrecht zu erhalten. Nur durch die sorgfältige, mit hingebendster Treue geübte Pflege seiner edlen Gattin konnte überhaupt sein Leben so lang erhalten werden. Nach schweren Kämpfen starb er den 28. Juni 1879 im Alter von 64 Jahren 8 Monaten 23 Tagen. Er war ein edler Mensch, ein frommer Christ, ein treuer Diener seines Fürsten, ein warmer Patriot, ein ausgezeichneter Offizier, ein zwar strenger, aber dennoch allgemein von seinen Untergebenen geliebter Vorgesetzter, ein Mann von hoher vielseitiger Bildung und erstaunlicher Arbeitskraft, ein Charakter im besten Sinne des Wortes, ein liebevoller Gatte und Vater. Wenn seine Berufsthätigkeit, welcher der Wille Gottes so frühe Grenzen steckte, wenn die Jahre seines rüstigen Wirkens Allen, die ihm nahe traten, seine Vorzüge im glänzendsten Licht erscheinen ließen, so mußten die letzten Jahre seiner Zurückgezogenheit, die Jahre des Leidens und der Entsagung, ihn dem engeren Kreis seiner Freunde und Angehörigen wahrhaft verehrungswürdig machen. Sie sahen seine Selbstbeherrschung und klaglose Geduld, sie sahen seinen unermüdlichen Arbeitstrieb auch den schweren Leidenstagen noch Stunden der Arbeit abringen, sie sahen ihn seine wissenschaftliche und literarische Thätigkeit fast bis an die Schwelle des Grabes fortsetzen, sahen ihn bei allem Leiden das glücklichste Familienleben führen, sahen die innige Liebe, die ihn mit den Seinen verband. Wenn er die alte und weitverbreitete Familie Renz durch Herausgabe ihrer Geschichte ehrte, so hat er ihr durch seine Persönlichkeit und sein Wirken noch viel mehr Ehre gemacht, denn er gehörte zu ihren edelsten Zierden. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 159.)

Karl David August Röder.

Es gibt Leute, welche durch die ihnen eigenthümliche Mischung von Talent und Charakter gleichsam prädestinirt sind, nicht zur wahren Geltendmachung ihrer Anlagen im Leben zu gelangen; es sind dies insbesondere Männer der Wissenschaft, welche mittlere Begabung mit trotzigem Unabhängigkeitssinne verbinden. Ein Mann solcher Art war Karl Röder, dessen Leben und wissenschaftliche Thätigkeit in dem mir zugemessenen Raume nur eine skizzenhafte Würdigung finden kann. Karl Röder wurde am 23. Juni 1806 zu Darmstadt, als Sohn eines freidenkenden, auch als Schriftsteller thätig gewesenen höheren hessischen Offiziers geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1822 die Universität Göttingen und studirte daselbst zunächst humaniora, später — auch in Heidelberg — Jurisprudenz. Nachdem er einige Jahre im praktischen Justizdienst Hessens thätig gewesen war, habilitirte er sich 1830 in Gießen als Privatdocent und veröffentlichte eine Reihe von Schriften civilrechtlichen Inhalts. Wegen seiner im Jahre 1837 erschienenen »Grundzüge der Politik des Rechts« vom Kanzler Linde gemaßregelt, siedelte Röder 1839 nach Heidelberg über. Dort unter einer freisinnigen Regierung in freundschaftlichem Verkehr mit seinem früheren Lehrer C. S. Zachariä verbrachte Röder (der sich unterdessen verheirathet hatte) die nächstfolgenden Jahre in glücklicher Zufriedenheit. Er hat dann bis zu seinem am 20. Dezember 1879 erfolgten Tode der Heidelberger Hochschule als Lehrer angehört. 1842 wurde er zum außerordentlichen, 1879 zum Honorar-Professor ernannt. Seine Vorlesungen erstreckten sich über Rechtsphilosophie, allgemeines und deutsches Staatsrecht, Politik, Strafrecht, Strafverfahren, Völkerrecht und über das Gefängnißwesen. — Röder hat sich als tieferer juristischer Denker dadurch bewährt, daß er die Nothwendigkeit einer richtigen philosophischen Grundlage für alle ächte Rechtswissenschaft erkannte: es war der Schmerz seines Lebens, daß sein auf Förderung einer von solcher Grundlage getragenen Jurisprudenz gerichtetes Bestreben insbesondere seitens seiner deutschen Kollegen so wenig prinzipielle Würdigung und Zustimmung fand. — Als philosophische Grundlage

des Rechts betrachtete Röder bekanntlich die Lehre Krause's. Dieser Denker macht gleich den alten Naturrechtlern die menschliche Individualität zu seinem rechtsphilosophischen Ausgangspunkte. Aber zum Unterschiede von den Naturrechtlern postulirt er eine Rechtsordnung, welche die für erreichbar gehaltene vollständige Harmonie zwischen Individual- und Gesammtinteressen dadurch zu gewinnen sucht, daß sie die Erziehung der Individuen im Interesse der Gesammtheit und durch die Gesammtheit beziehungsweise Mehrheit statuirt. Krause's Rechtsphilosophie gibt also bei aller prinzipiellen Uebereinstimmung mit dem alten Naturrecht doch die Möglichkeit nicht nur einer philosophischen Kritik der naturrechtlichen Grundbegriffe, sondern auch einer organischeren Rechtsauffassung als welche den früheren Naturrechtlern möglich war. In der bezeichneten Kritik und Rechtsauffassung liegt nun auch die Stärke von Röders unvollendetem Hauptwerke, seinen »Grundzügen des Naturrechts«, erste Aufl. 1846, zweite Aufl. 1860, 1863. Es ist insbesondere ein Verdienst Röders, daß er das Ungenügende des landläufigen, auf römischen Definitionen fußenden Eigenthumsbegriffes klar darlegte. Wenn er ferner das Eigenthumsrecht mit einem Arbeitsrecht in Verbindung gesetzt und eine individualistisch gedachte Organisation der Arbeit gefordert hat, so hat er hiermit nach Ansicht der Unterzeichneten allerdings nicht das Richtige getroffen, immerhin aber schon frühe auf Aufgaben hingewiesen, deren richtige Lösung in unserer Zeit zu einem dringenden Bedürfnisse geworden ist. — Am entschiedensten und mit dem größten Erfolge war übrigens Röder für die Reform der bestehenden Strafgesetzgebung im Geiste seiner rechtsphilosophischen Grundanschauung thätig: wie denn auch Strafrecht den Hauptgegenstand seiner Lehrthätigkeit bildete. Mit unermüdlicher Energie hat er den Satz verfochten, daß Besserung der Zweck aller Strafen sei, daß es sonach wesentlich auf die richtige Erziehung des Verbrechers durch die Gesammtheit ankomme. So schon in seiner Heidelberger Habilitationsschrift: „Commentatio de quaestione an poena malum esse debeat“ (1839), welche er später in dem Buche: »Der Strafvollzug im Geiste des Rechts« (1863) verdeutschte und welche der holländischen Abhandlung des Professor Modderman „Straf geen Kwaad“ zur Grundlage gedient hat. Eine Reihe theilweise in Zeitschriften erschienener Monographieen, sowie schließlich die 1867 erschienene von Francesco Giner in's Spanische übersetzte Schrift »Die herrschenden Grundlehren von Verbrechen und Strafen in ihren inneren Widersprüchen« vertreten den gleichen Gedanken. Gewiß war dieser Gedanke höchst geeignet, einer Agitation für Reform des Gefängnißwesens zur Grundlage zu dienen, wie sie Röder fast 40 Jahre lang schriftstellerisch, in populären Vorträgen und auf dem Katheder mit Hingabe und vollster Ueberzeugung betrieben hat. Als Kern der erwähnten Reform erschien ihm der Ersatz der bisher gemeinsamen durch die Einzelhaft, wie er dieses insbesondere in der 1856 erschienenen Schrift »Die Verbesserung des Gefängnißwesens mittelst der Einzelhaft, ein Gutachten« ausführlicher darlegte. Da Röder in der Lage war, neben seinen theoretischen Gründen auch auf die thatsächlichen Erfolge hinweisen zu können, welche in Baden seit Anlage des Bruchsaler Zellengefängnisses (1845) mit der Einzelhaft erzielt wurden, da er ferner in seinen Freunden, dem Holländer Suringar und dem Belgier Ducpétiaux, rüstige Mitkämpfer fand, so hatte er die Genugthuung, die fortschreitende Verwirklichung seiner Vorschläge in Deutschland und außerdeutschen Ländern zu erleben. Diese Erfolge, die wachsende Anerkennung seiner Schriften namentlich in Holland, Spanien und Italien sowie die treue Anhänglichkeit seiner — das Kolleg über Gefängnißwesen ausgenommen — allerdings nicht sehr zahlreichen Zuhörer mochten Röder für manches Herbe entschädigen, was er in späteren Jahren erfahren mußte. — Röder war ein außerordentlich fleißiger Gelehrter, wie seine zahlreichen Abhandlungen in Leonhardis »Neuer Zeit«, in der Tübinger

Zeitschrift, im Gerichtssaal u. s. w. darthun. Seine Vielseitigkeit als Jurist zeigt sich u. A. in der Herausgabe von »Versuchen zur Berichtigung von Ulpiani fragmenta« 1856. Namentlich in den letzten Jahren seines Lebens hat Röder häufig durch populäre Vorträge für seine Ansichten zu wirken gesucht. In seiner Häuslichkeit fand Röder eine Quelle der Beglückung. H. Strauch.

Johann Christian Roller,

geboren zu Pforzheim den 27. August 1773, besuchte das dortige Pädagogium, an welchem die nachmaligen Kirchenräthe Sander und Zandt wirkten, kam sodann auf die hohe Karlsschule zu Stuttgart, wo er die Humaniora absolvirte und das Studium der Medizin begann. Gern erzählte er davon, daß ihm dort dieselbe Stelle angewiesen war, welche einst Schiller eingenommen hatte. Eine in jener berühmten Akademie als Prämie erhaltene große silberne Denkmünze mit dem Brustbild des Herzogs Karl von Württemberg ist noch im Besitz der Familie. In Jena setzte er das medizinische Studium fort. Nach rühmlich bestandenem Examen ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo er bald das Vertrauen seiner Mitbürger in seltenem Grade gewann. Nach Geheimerath Malers Geschichte der Kuhpocken-Impfung in Baden war Roller der erste Arzt in der damaligen Markgrafschaft, welcher geimpft hat. Der erste Impfling war der Sohn des damaligen ersten Beamten in Pforzheim, der spätere Professor der Medizin, Geheime Hofrath Dr. Baumgärtner. 1804 wurde Roller zum Irren- und Siechenhaus-Physikus in Pforzheim ernannt. Er war der erste Irrenarzt im Großherzogthum und hat als solcher während 10 Jahren mit regem Eifer und einem über zahllose Hindernisse erhabenen Muth an jener Anstalt gewirkt. Ketten und Schläge mußten abgeschafft werden, bevor eine rationelle Behandlung Eingang finden konnte. Seinem Sohne war es vergönnt, unter günstigeren Umständen das Werk weiter fortzuführen. 1811 gab Roller eine »Beschreibung der Stadt Pforzheim mit besonderer Beziehung auf das physische Wohl ihrer Bewohner« heraus, welche Schrift eine günstige Beurtheilung erfahren hat. Sie enthält S. 154—174 eine Beschreibung der Pforzheimer Irrenanstalt. Den 16. März 1814 fand er, 40 Jahre alt, in der damals herrschenden Typhus-Epidemie mit vielen Aerzten des badischen Landes mitten in rastlosem Wirken den Tod. Auf ihn folgte Hofrath Groos bis 1836 und auf diesen Rollers Sohn. Rr.

Christian Friedrich Wilhelm Roller.

Am 7. Januar 1878 wurde die sterbliche Hülle eines Mannes zu Grabe getragen, der wie Wenige berufen war, der Wohlthäter der leidenden Menschheit während eines langen, thatenreichen Lebens zu sein. Seinen Sarg begleitete der hochsinnige Fürst unseres Landes, mit seinem durchlauchtigsten Hause dem Heimgegangenen in erhabener Freundschaft verbunden, mit Ihm die höchsten Würdenträger, Abgesandte der badischen Aerzte und ein fast unabsehbarer Zug von Leidtragenden, Freunde aus allen Ständen und nach ihnen die Mitarbeiter und Kranken des Asyls, welches der Verewigte gegründet und durch 51jährige Leitung zu einem weit über die Grenzen Badens und Deutschlands reichenden Rufe erhoben hatte. Dieser Mann war Dr. Christan Friedrich Wilhelm Roller, Direktor der Heilanstalt Illenau, geboren den 11. Januar 1802 zu Pforzheim als Sohn des Irren- und Siechenhaus-Physikus Dr. Johann Christian Roller (siehe den vorigen Artikel). Er erhielt nach der Erziehung durch seine treffliche, feingebildete Mutter (Augusta, geborene Finner von Pforzheim) seine ärztliche Ausbildung in Tübingen, Göttingen und Heidelberg. 1822 liczenzirt, verweilte er zuerst 3 Jahre als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und ging dann zur

Psychiatrie über, welcher er sein epochemachendes Wirken widmen sollte. Nach einer mehrmonatlichen, im Auftrag der Großherzoglichen Regierung unternommenen wissenschaftlichen Reise trat er am 4. Januar 1827 als Assistenzarzt bei Direktor Dr. Groos in der Irrenanstalt zu Heidelberg ein. Mit seinem scharfen Blicke erkannte Roller sofort die unbehebbaren Mängel der damaligen, ganz ungeeignet inmitten der Stadt gelegenen Anstalt und setzte nun die ganze Energie seines großen Wollens daran, eine neue, seinen Anschauungen entsprechende Anstalt zu erkämpfen. Getragen von der huldvollen Theilnahme des Großherzogs Leopold, unterstützt durch das Vertrauen der damaligen Minister Winter und v. Reitzenstein und durch das gleiche der maßgebenden Kammermitglieder gelang es ihm, seine Vorschläge im Laufe der nächsten Jahre angenommen und die Mittel zu dem Neubau der Anstalt Illenau gewährt zu sehen. Der einzig schöne Platz dieses Asyls, sowie die Konzeption der Baupläne, in deren technischem Theil er von dem trefflichen Baumeister Voß unterstützt wurde, sind sein eigenstes Werk. 1842 wurde die neue Anstalt bezogen, nachdem Roller schon 1836 die Direktion übernommen hatte. 1840 verehelichte er sich mit Christiane Roller, der ersten Oberaufseherin der Anstalt, und gewann dadurch die Lebensgefährtin, welche die hohen Gaben des Herzens und des Geistes besaß, um ihn in der Ausführung seiner Humanitätsaufgabe verständnißinnig zu begleiten. Von jetzt an beginnt das stille, aber große Tagewerk, welches die neugegründete Anstalt rasch zu einer auch innerlich ebenso vortrefflichen Musteranstalt machen sollte, als welche sie gleich bei'm Bezug in baulicher Hinsicht allseitig erkannt worden war. Unterstützt von den gleichstrebenden und von Rollers Ideen tiefdurchdrungenen Kollegen Hergt und Fischer begann die große Reformarbeit. Mit organisatorischem Genie entwarf Roller die Betriebspläne für die innere Verwaltung und für den ärztlichen Dienst, welche ein Aufsehen erregendes rasches Emporblühen der jungen Anstalt zur Folge hatten. Von Nah und Fern kamen die rathsuchenden Kollegen, um sich in den großartig angelegten und in segensreicher Vortrefflichkeit sich entfaltenden administrativen und ärztlichen Dienst einführen zu lassen. Kaum Einer der vielen Irrenärzte des deutschen Vaterlandes und der Nachbarländer dürfte zu finden sein, welcher nicht in Illenau seinen Besuch gemacht, seine kürzere oder längere Schule genommen hätte. Und dann erst die Wirksamkeit für die Kranken! Die herrlichen Heilresultate, die beglückten Aeußerungen der Entlassenen über die ihnen in der Krankheit zu Theil gewordene unermüdliche Umsicht und Pflege trugen bald den Ruf der Anstalt weit über die Grenzen Badens und Deutschlands. Kranke aller Nationen waren bald unter den Einwohnern Illenau's zu finden. Wie viele Tausende, die in wieder erkämpfter Gesundheit glücklich ihre Lieben und ihre Heimath wiedersehen durften, segneten die von der wärmsten Menschenliebe durchgeistigte Behandlung, die ihnen zu Theil geworden und deren Seele Roller war und blieb! Aber trotz des außerordentlichen Wirkens im häuslichen Berufe wurden auch die Pflichten für den Ausbau der Wissenschaft nicht vernachlässigt. Schon 1844 hatte Roller mit Flemming und Damerow die »Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie« gegründet, welche den Gesammtfortschritt unseres psychiatrischen Wissens bis Ende der 1860er Jahre allein vertrat und auch jetzt noch unter Lährs Redaktion an der Spitze mitstrebender neuer Zeitschriften die Fahne ihrer Gründer hoch hält. Mehrere für die gesammte, bauliche und administrative Frage hochwichtige Schriften aus Rollers Hand waren vorher schon erschienen; aber auch jetzt noch kamen jährlich kleinere und größere Aufsätze über die wichtigsten Aufgaben und schwebenden Tagesfragen und eine Reihe der sorgfältigsten Recensionen über einschlägige Werke, worin seine milde aber meisterhaft klare Kritik unermüdlich fortfuhr zu lehren und weiterzubauen. Es ist die gerechte Würdigung eines

wahren Verdienstes, wenn diesem Streben auch die äußere Anerkennung zu Theil wurde. Sein Landesherr und andere deutsche Fürsten ehrten den berühmten Mann durch Ordensverleihungen und Ernennungen. Von allen psychiatrischen Vereinen Deutschlands und sehr vielen des Auslands erhielt er Ehrendiplome; zwei Fakultäten, Heidelberg und Basel, hatten ihn zum Doctor honoris causa ernannt. Mit den meisten Koryphäen seiner Spezialwissenschaft aus allen Nachbarländern stand er in freundschaftlichem Verkehr. Sollen aus dem langen thaten- und ehrenreichen Leben noch einige besondere Lichtpunkte genannt werden, so sind es die drei Jubiläen, welche der Verewigte unter den Glückwünschen des gesammten Inlandes und der vielen Bekannten des Auslandes feiern durfte, das 25jährige 1852, das vierzigjährige 1867 und das fünfzigjährige 1877. Beide letztere wurden, dem besondern Wunsch des Jubilars entsprechend, still begangen. Dem freudigen Lichte des reich gesegneten Lebensgangs fehlten aber auch schmerzliche Schatten nicht. Fünf Kinder und die inniggeliebte Gattin, dazu auch noch seinen Bruder, Professor Roller, seinen langjährigen Mitarbeiter, mußte er im Tode sich vorangehen sehen. Daß dieser ihn selbst, den wenn gleich fast 76jährigen, aber geistig noch ganz jugendfrischen Greis, als Nächsten und so unerwartet einberufen würde, hatten die treubesorgte Familie und die ihm in pietätsvoller Freundschaft anhänglichen Mitarbeiter nicht erwartet. Nach anhaltenden Müdigkeitsgefühlen im Spätherbste 1877, welche selbst der Aufenthalt im liebgewohnten Petersthal nicht zu verhindern vermocht hatte, trat Mitte Dezember ein Frostanfall ein, welcher unter Fieber zu raschem Kräftezerfall führte. Trotz der liebevollsten, umsichtigsten Pflege nahm die Entkräftung zu und am 4. Januar 1878 Abends 10 Uhr entschlief Roller, gerade am Jahrestag seines 51jährigen Wirkens. — Ein reiches, bedeutendes Leben hat sein Tod abgeschlossen; ein hoher Geist von seltener Begabung und noch seltenern Tugenden des Herzens ist von hinnen gegangen. Ganz sein Wesen in seiner unerschöpflichen Vielseitigkeit und sein tiefes Herz in allen seinen Vorzügen erkannt zu haben, ist außer seiner Familie und seinen treu geliebten Freunden nur Denen vergönnt gewesen, die ihm in jahrelanger Berufsarbeit zur Seite stehen durften. Diese aber fühlen mehr, was sie von dem bedeutenden Geiste erfahren haben, als daß sie das Empfangene in Worte zu fassen vermöchten; sie bewahren Alles aber als ein fruchtbringendes Vermächtniß für's Leben. Gemüthstiefe und weitblickendes Urtheil waren mit einem großen Wollen in Roller zu einem Gusse vereint. Das war die Kraft seines schöpferischen Schaffens — das aber auch die Hoheit seines Wesens, welche Allen, Gesunden wie seinen theuern Kranken, die ihn wie einen Vater liebten, unausgesprochen und immer entgegentrat. Es lag eine veredelnde Ausstrahlung in dem Adel dieser Erscheinung. Tief und allseitig philosophisch gebildet und für jedes neue wissenschaftliche Problem mit Jugendfrische stets zugänglich, hielt er gleichwohl mit der ganzen Ueberzeugungstreue seines Wesens an seinem christlichen Bekenntniß fest, an dessen praktische Bewährung in Werken edelster Menschenliebe er sein Leben gesetzt hatte. Und nicht minder groß war seine nationale Gesinnung, die er unentwegt durch die Stürme der 1860er Jahre trug, bis sie endlich nach dem glorreichen Jahr 1870 ihre Erfüllung erhielt. Kein jugendliches Herz hat sie jubelnder begrüßt und begrüßen können, als der rüstige Greis, den die Größe und der Ruhm seines Vaterlandes — Allen unvergeßlich — in jenen Tagen verklärte. Im gebührt der Kranz des Nachruhms. Denn Tausenden ist er Arzt und Retter und treuer Freund gewesen; seinem engern und weitern Vaterland eine bleibende Zierde. In seiner Wissenschaft aber bezeichnet er eine Epoche, welche die von ihm festgestellten Grundsätze für praktische Irrenpflege als Richtschnur kommenden Geschlechtern überreichen wird. (Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 13.)

Friedrich Rosset

wurde am 14. November 1842 zu Freiburg geboren. Der Unternehmungsgeist des Kaufmanns und der Wunsch, fremde Länder zu sehen, führte ihn nach Afrika. Seit dem Jahre 1871 stand er zu Chartum, der Hauptstadt von Sudan, an der Spitze eines umfangreichen Import- und Exportgeschäftes. Im Februar 1875 wurde er zum Kaiserlich Deutschen Vicekonsul ernannt. Durch mehrere Reisen in das Innere des Landes gewann Rosset, abgesehen von der seinen Geschäften dadurch zugewandten Förderung, immer mehr Interesse an der Erforschung der weniger bekannten Theile Afrikas. Im Sommer 1876 fuhr er mit seinem Bruder K. W. Rosset und den Afrika-Reisenden R. Gessi und Dr. Juncker in der Richtung nach Abessinien den Blauen Nil hinauf bis oberhalb Senaar, die frühere Hauptstadt des Sudan, wobei es sich um Aufsuchung von Bauholz für Dampfschiffe handelte und als Reiseziel die großen Urwälder bei Roseres (12° n. Br.) an der Grenze von Abessinien in's Auge gefaßt waren. Obwohl die Ungunst der Witterung die vollständige Ausführung des Projekts vereitelte, war dennoch die Ausbeute der Reisenden für ihre wissenschaftlichen Sammlungen sehr bedeutend. — Am Ende desselben Jahres 1876 wurde Fr. Rosset eine sehr ehrenvolle Aufgabe zugetheilt. Als nämlich der General-Gouverneur Gordon Pascha zum Behuf einer Reise nach England auf einige Monate Urlaub nahm, ernannte er am 27. Oktober Fr. Rosset zu seinem Stellvertreter mit den ausgedehntesten Vollmachten, vermöge welcher Rosset die ganze Verwaltung der Egyptischen Aequatorialprovinzen unterstellt war. Und es verblieb bei dieser Verfügung, obwohl der Gouverneur von Chartum gegen dieselbe Einsprach erhob. In dieser Eigenschaft stand Rosset während der Abwesenheit Gordon Paschas in direkter Verbindung mit dem Khedive von Egypten. — Im Februar 1877 wurde Rosset zum Englischen Vicekonsul in Chartum ernannt. Im Mai desselben Jahres erhielt er von Gordon Pascha den Auftrag, für die Egyptische Regierung eine Reise nilabwärts bis Wady-Halfa und Assuan zu unternehmen, um sechs große indische Elephanten in Empfang zu nehmen, welche für das Innere Afrikas bestimmt waren und deren Transport in der Zeitschrift »Globus« im Dezemberheft 1878 ausführlich beschrieben ist. Im November 1877 ging Rosset, von Gordon beauftragt, in geheimer Mission nach Faschoda (10° n. Br.), wo der Gouverneur, ein wahrer Tyrann, von Gordon abgesetzt worden war und sich aus Furcht vor der verdienten Strafe vergiftet hatte. Von der Ausführung einer größeren Expedition den Sobatfluß hinauf, die er im Sommer 1878 in Begleitung seines Freundes Gessi antreten wollte, wurde Rosset durch seine Ernennung zum Civil-Generalgouverneur der 1874 durch Egyptische Truppen eroberten Provinz Darfur abgehalten. Am 18. Juli 1878 brach er in Chartum auf, um sich an seinen neuen Bestimmungsort Fascher (oder Tendelty) zu begeben. Nach 45 Tagen langte er, nachdem er viele Mühsale bestanden, dort an. Als seine wichtigste Aufgabe betrachtete er die Ausrottung der Sklaverei, daneben sollte er aber auch die neuen Länder, welche die Truppen des Vicekönigs erobert hatten, gegen feindliche Stämme vertheidigen und die Verwaltung der Provinz neuorganisiren. Zu diesem Zwecke war eine Reihe von kleineren Expeditionen nöthig, bei denen er mit nicht geringen Gefahren und Entbehrungen zu kämpfen hatte. Die meisten Schwierigkeiten bereitete ihm die ungenügende Ausbildung seiner Soldaten und der Mangel brauchbarer Offiziere. Für seine Gesundheit, die unter den unausgesetzten Anstrengungen und Aufregungen litt, war der Mangel an gutem Trinkwasser besonders verhängnißvoll. Nachdem durch frühere Fieberanfälle die Widerstandsfähigkeit seines Körpers geschwächt war, befiel ihn nun eine heftige Dysenterie,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

welcher er am 13. November 1878, am Vorabend seines 36. Geburtstages, erlag. — Es ist auf das Lebhafteste zu bedauern, daß es diesem Manne von solcher Befähigung und Energie, der sich vom einfachen Kaufmann zu so bedeutender und einflußreicher Stellung emporzuschwingen wußte, nicht vergönnt war, der Mission, welche er in edler, humaner Begeisterung übernommen hatte, der Abschaffung der Sklaverei in den von ihm zuletzt verwalteten Theilen Afrikas seine Kräfte länger zu widmen. Dem deutschen Namen hat er in fernen Zonen alle Ehre gemacht. — Für die Wissenschaft sollte sein längerer Aufenthalt in Afrika nicht verloren sein. Aus seinen mit großem Verständniß angelegten reichen Sammlungen sind dem ethnographischen Museum der Universität Freiburg sehr bedeutende Bestände überwiesen worden. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 281 Beil. und Freiburger Zeitung April und Juni 1879.) *

Gottlob Georg Wilhelm Schellenberg

wurde geboren am 31. Mai 1819 zu Rußheim bei Karlsruhe, wo sein Vater Pfarrer war. Im Jahre 1825 mit diesem nach Theningen übergesiedelt, genoß er hier im väterlichen Hause den ersten Unterricht, um später mehrere Jahre das Pädagogium in Emmendingen zu besuchen. Mit Sorgfalt hegten seine Eltern die Keime der Rechtschaffenheit, Gottesfurcht und Nächstenliebe in seinem jungen Herzen, Eigenschaften, welche nachmals den Grundzug seines Charakters bildeten, und sorgten überhaupt mit Liebe und Verständniß für das geistige und leibliche Wohl des Kindes. So konnte Schellenberg im 15. Lebensjahre, wohl vorbereitet für das künftige Leben, 1833 das Elternhaus verlassen, um das Lyceum in Karlsruhe zu besuchen, wo er bei Verwandten fürsorglich untergebracht war. Um diese Zeit erwachte in ihm, angeregt durch das Vorbild seines Oheims, des Artilleriehauptmanns Arnold, die Vorliebe für die militärische Laufbahn, und so trat er im Frühjahr 1836, nach abgelegter Prüfung, in die allgemeine Kriegsschule, als Freiwilliger in die damalige Großh. Artilleriebrigade ein. 1838, nachdem er die Kriegsschule absolvirt hatte, wurde er zum Fähnrich und noch im nämlichen Jahre zum Secondelieutenant in der damals zur Artillerie gehörenden Pionierkompagnie ernannt. Schon im Sommer 1840, als ganz junger Offizier, erwarb er sich eine öffentliche belobende Anerkennung für die Umsicht, Energie und den guten Erfolg, womit er ein zur Bewältigung einer großen Feuersbrunst nach Pforzheim entsendetes Pionierdetachement geführt hatte. 1838—1841 besuchte Schellenberg die Artillerie-Offiziersschule und war, neben dem Kompagniedienst, noch als Lehrer an der Artillerie-Unteroffiziersschule und zur theilweisen Bearbeitung eines Pionierreglements für das 8. deutsche Bundes-Armeecorps verwendet. 1843 erfolgte seine Beförderung zum Oberlieutenant und seine Berufung als Lehrer an die allgemeine Kriegsschule. 1845 wurde er als Adjutant zur Artillerieausrüstungs-Direktion der im Bau begriffenen Festung Rastatt kommandirt, in welcher Stellung er bis zum Ausbruch der Revolution im Mai 1849 thätig war. Während der Bekämpfung des Aufstandes war er dem Artillerieinspecteur des II. Königlich Preußischen Armeecorps zugetheilt und bei der Belagerung von Rastatt verwendet, wobei er sich durch seine genaue Kenntniß der Festung und deren Vorterrains besonders nützlich machte. Bald darauf wurde Schellenberg zur Uebernahme der Zeughaus-Direktion nach Karlsruhe berufen. — In dieser ehrenvollen Stellung (als Oberlieutenant mit den Rechten und Befugnissen eines Regimentskommandeurs) hatte er außer dem Großherzoglichen Kriegsmaterial die Waffen, welche die Privaten abzuliefern hatten, zu sammeln und die Ausrüstung des zu reorganisirenden Armeecorps vorzubereiten, eine Aufgabe, die er nur mit seiner vollen, jungen Manneskraft in Jahresfrist zu bewältigen im Stande war. Nach Beendigung dieser Arbeit wurde er 1850,

unter öffentlicher Bezeigung besonderer Allerhöchster Zufriedenheit, der Funktion des Zeughaus-Direktors entbunden, zum Hauptmann und Batteriechef ernannt und bezog im Juli 1850 nach Abschluß der damaligen preußisch-badischen Konvention mit der aus 4 Batterien bestehenden badischen Artillerieabtheilung die Garnison Prenzlow in der Uckermark. Im November 1850 kehrten die badischen Truppen in die Heimath zurück und Schellenberg wurde, da gleichzeitig die Besetzung des Großherzogthums durch die preußischen Truppen aufhörte, zum Artilleriedirektor der Festung Rastatt ernannt. In dieser Stellung (1850—1864) vollendete er die Artilleriebewaffnung der Festung und erfreute sich in wiederholter Anerkennung und Belobung der steten Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde, der Bundes-Militärkommission. 1860 erfolgte seine Beförderung zum Major, 1862 zum Oberstlieutenant; 1864 erhielt er das Kommando des Großherzogl. Festungsartillerie-Bataillons, wurde 1866 zum Oberst befördert und 1868 zum Kommandeur des Großherzogl. Feldartillerie-Regiments ernannt. Hier fand er die arbeitsvolle und schwierige Aufgabe, mit der Aufstellung neuer Batterien die preußische Organisation, insbesondere auch bezüglich der Reservebatterien und -Kolonnen, in's Werk zu setzen und ferner mit Einführung der preußischen Dienstvorschriften das preußische Exerzierreglement dem badischen Geschützmaterial anzupassen. Auch war im Jahre 1869 der erste Mobilmachungsplan nach preußischer Vorschrift auszuarbeiten, welcher sich schon nach kurzer Frist bis in die kleinsten Einzelnheiten durchaus bewähren sollte. Mit rastloser, freudiger Thätigkeit hatte er im Mai 1870 die bezeichneten Aufgaben gelöst, konnte aber — ein von ihm tief empfundenes Mißgeschick! — die Früchte seiner Arbeit nicht ernten. Am 13. Juni 1870 hatte er im Dienste das Unglück, einen Sturz mit dem Pferde zu thun, welcher ihm starke Kopfverletzungen verursachte, ihn auf das Krankenlager warf und bleibende schlimme Folgen hinterließ. Durch diesen Unfall sah er sich zu seinem tiefen Schmerz der Möglichkeit beraubt, an der Spitze seines Regiments, wie er gehofft, dem Feind im Felde gegenüber stehen zu können. Beim Beginn der Mobilmachung, durch den starken Blutverlust entkräftet, noch daniederliegend, ohne Aussicht, die Führung des Regiments bald wieder übernehmen zu können, nahm er die ihm angebotene Stelle als Kommandant in Rastatt an und begab sich schon am 20. Juli, trotz der Bedenken des Arztes und der Sorgen der Seinigen, auf seinen Posten. Die Schonung, die ihm noch nöthig gewesen wäre, wurde ihm dort nicht zu Theil, da die bis zur Schlacht bei Wörth sehr exponirte Lage der Festung und von da an deren Heranziehung zur Sorge für die Bedürfnisse des Straßburger Belagerungscorps, die Unterbringung und Bewachung Tausender von Kriegsgefangenen ꝛc. seine körperlichen und geistigen Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nahmen. In Folge solcher Ueberanstrengung wurde er von einem schweren Leiden befallen. Zwei Kuren in Karlsbad hemmten zwar den Fortgang der Krankheit, vermochten ihm jedoch die volle Gesundheit, deren er sich vordem zu erfreuen hatte, nicht wieder zu bringen. Mit dem Vollzuge der Militärkonvention wurde er — inzwischen als Generalmajor charakterisirt — in seiner Stellung als Kommandant von Rastatt in die königl. preußische Armee übernommen und verblieb in dieser Eigenschaft bis 1875, in welchem Jahre er mit der gesetzlichen Pension unter Anerkennung seiner langjährigen guten Dienste und unter Verleihung des Königlich Preußischen Kronenordens II. Klasse mit dem Stern zur Disposition gestellt wurde und seinen Wohnsitz in Freiburg nahm. Außer dem genannten hohen Orden bezeugten noch mehrere andere hohe Ordensdekorationen, welche seine Brust schmückten, welche Anerkennung seine Dienstleistungen Allerhöchsten Ortes gefunden hatten. Besonders erfreut fühlte er sich auch durch die 1868 erfolgte Verleihung des Ehrenbürger-Rechts der Stadt Rastatt, die ihm während eines beinahe

ununterbrochenen 23jährigen Aufenthalts (1845—1868) durch die Bande inniger Freundschaft, des Vertrauens und der Hochachtung zur zweiten Heimath geworden war. Der Aufenthalt in Freiburg schien seiner tief erschütterten Gesundheit sehr zu statten zu kommen und sein Aussehen und Befinden schien sich zur Freude seiner Angehörigen und Freunde wesentlich gebessert zu haben, als ihn zu Ende des Jahres 1878 ein katarrhalisches Leiden befiel, von dem er leider nicht mehr genesen sollte. Eine Lungen- und Herzlähmung machte seinem thätigen, segensreichen Leben in den Nachmittagsstunden des 14. April 1879 ein Ende. — Gerecht und milde als Vorgesetzter, gehorsam und pflichtgetreu als Untergebener, zuverlässig und aufopfernd als Freund und Kamerad, hilfreich mit Rath und That Jedem, der sich an ihn wenden mochte, streng in der Erfüllung aller seiner Verpflichtungen, so stand er da als das Bild eines hochherzigen, edlen Mannes, und mit Recht hat die Kunde von seinem allzu frühen Hinscheiden Alle in aufrichtige Trauer versetzt, denen es je vergönnt gewesen, in irgend welche nähere Beziehungen zu ihm zu treten. Sein Andenken wird hochgeehrt und im Segen bleiben bei all Denen, die diesen trefflichen Mann gekannt haben. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 97 Beilage.)

Peter Anton Schleyer

wurde geboren den 17. März 1810 zu Großeicholzheim im Amt Mosbach, wo sein Vater Schullehrer war. Als dieser später nach Waldhausen im Amt Buchen versetzt worden, erhielt der Sohn den ersten Unterricht im Lateinischen durch die Ortsgeistlichen des Pfarrortes Limbach, nachher durch den evangelischen Pfarrer Wilckens in Großeicholzheim. Die guten Fortschritte und die vielversprechende Begabung des Zöglings bestimmten Wilckens, ihn seinem Bruder, dem Oberamtmann Wilckens in Mannheim, zur weiteren Unterstützung zu empfehlen. So wurde es Schleyer ermöglicht, als Schüler in das Lyceum einzutreten, und gerne bezeugte er es auch später, daß er den Brüdern Wilckens die Erreichung eines höheren Lebensberufes zu verdanken habe. Im Herbst 1828 wurde er bei der Universität Freiburg immatrikulirt, studirte vier Jahre mit großem Fleiße Theologie und Philologie, erhielt sodann auf Empfehlung der akademischen Behörden behufs Fortsetzung seiner Studien und zur Vorbereitung für das akademische Lehramt von der Großherzoglichen Regierung ein Reisestipendium auf drei Jahre, welche er zu Bonn und Tübingen zubrachte. Im Herbst 1835 trat Schleyer in das Priesterseminar zu Freiburg ein, am 27. August 1836 erhielt er die Priesterweihe und am 31. Oktober desselben Jahres wurde er zum außerordentlichen Professor an der theologischen Fakultät in Freiburg für Exegese und biblisch-orientalische Sprachen ernannt. Diese Fächer lehrte er, seit Sommer 1839 Ordinarius, bis zum Jahre 1845, in welchem ihm nach seinem Wunsche die vakant gewordene Lehrkanzel der Kirchengeschichte und Patrologie übertragen wurde. Im Jahre 1853 erfolgte seine Versetzung an das Lyceum in Rastatt unter Belassung seines Ranges und seiner Besoldung. Das Aktenmaterial über die Veranlassung zu dieser im akademischen Leben außergewöhnlichen Maßnahme wurde von Schleyer in der von ihm anläßlich dieses Vorganges publizirten Schrift (die Universität Freiburg. Aktenmäßige Darstellung meiner Entfernung u. s. w. Schaffhausen 1854) zum größeren Theile veröffentlicht. Er trat die Stelle in Rastatt nicht an; nachdem (am 23. März 1854) seine Entlassung aus dem Staatsdienst verfügt worden, erhielt er vom Erzbischof die Pfarrei Kappel am Rhein. Wegen Kränklichkeit konnte er dieselbe in den letzten Jahren nicht mehr selbst besorgen, er zog nach Ettenheim und starb hier am 28. Februar 1862. — Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Schleyer schon als Studirender mit der Schrift: Würdigung der Einwürfe gegen die alttestamentlichen Weissagungen an dem

Orakel des Jesaja c. 13 und 14. über den Untergang Babels. Zugleich Darlegung eines historischen Irrthums, als seien die alten Babylonier oder Chaldäer zwei verschiedene Völker gewesen. Rottenburg 1835. Sie blieb die einzige größere Schrift des Verfassers; seine späteren Arbeiten bilden Recensionen und Abhandlungen; von letzteren sind die größeren: Ueber die von Matthäus und Lukas mitgetheilten Genealogien (Tüb. Quartalschrift 1836, Heft 3 und 4). Ueber den Jakobusbrief und die Brüder Jesu (Freib. Zeitschrift für Theologie, Bd. 4 und 9). Ueber die Unauflöslichkeit der Ehe (das. Bd. 11). Ueber den Puseyismus (das. Bd. 12). Zwei Publikationen verdienen eine nähere Erwähnung, weil sie bezeichnend für die kirchlichen Zeitverhältnisse und die Richtung und Haltung des Verfassers selbst sind. Im Jahre 1842 brachten einige außerhalb Badens erscheinende Kirchenzeitungen eine Reihe von Angriffen und Anklagen gegen Professor von Hirscher, ihn als unkatholisch, ja als Kirchenstürmer und dergleichen verdächtigend. Die theologische Fakultät glaubte es ihrem berühmten Mitgliede schuldig zu sein, durch eine öffentliche Kundgebung den schweren Beschuldigungen entgegen zu treten; Schleyer, als damaliger Dekan, wurde mit dieser Aufgabe betraut. Seine Apologie erschien unter dem Titel: »Hirscher und seine Ankläger« im 9. Bande der von der Fakultät herausgegebenen Zeitschrift für Theologie. Die Abwehr ist mit Gewandtheit, Wärme und einem eines gelehrten Theologen würdigen Freimuth durchgeführt; der Verfasser findet »den Ursprung der Anklagen gegen Hirscher in Tendenzen, deren Verwirklichung nicht nur für die Gestaltung des kirchlichen Lebens höchst bedeutsam wäre, sondern auch vorzugsweise auf die Wissenschaft der katholischen Theologie mächtig influiren müßte« (S. 376). Am Schlusse (S. 447) rügt er insbesondere auch »den Ton, welcher in vielen katholischen Blättern unserer Tage sich findet, als höchst auffallend«, als »eine, jedes christliche Gemüth schwer verwundende Erscheinung« u. s. w. »Häufig sind es sehr junge Männer, welche sich zu Zionswächtern aufwerfen, durch eine Art Hyperorthodoxie sich Ansehen verschaffen wollen und den Mangel eigenen Verdienstes durch Schmälerung desselben bei wirklich verdienten Individuen zu ersetzen meinen. Die religiöse Polemik unserer Tage ist bisweilen ekelhaft widerwärtig und kann nun und nimmermehr das Gute befördern, weil es ihr an aller Liebe fehlt; sie überzeugt und bekehrt nicht, sondern sie erbittert nur. Ihre Vertreter erscheinen als die gefährlichsten Feinde der katholischen Kirche, denn da der unbefangene Freund der Wahrheit und Religion sie nicht achten kann, sondern ihr Treiben desavouiren muß, so geben sie den Gegnern die Waffen in die Hände« u. s. w. Einen andern Anlaß, sich gegen hyperkirchliche Bestrebungen zu äußern fand Schleyer in dem 1844 zum erstenmal in Baden auftauchenden Versuche, einen »katholischen Verein für Baden« in's Leben zu rufen. Der Entwurf der Statuten nebst Begründung erschien in dem Süddeutschen katholischen Kirchenblatt 1844 Nr. 34. Als Zwecke des Vereins sind angegeben: Erhaltung, Vermehrung und richtige Verwendung der kirchlichen Stiftungen; Errichtung von Pfarreien und Schulen in katholischen Gemeinden, die ihrer noch entbehren; Gründung einer Domschule oder eines Knabenseminars; Sorge für verwahrloste Kinder; Verbreitung von katholischen Schriften und Büchern; Gründung einer katholischen Zeitung; Erhaltung der kirchlichen Bauten und Denkmäler; Abhaltung einer jährlichen Hauptversammlung im Spätjahr zu Freiburg. Schleyer ließ das Ganze in der Freiburger theologischen Zeitschrift, deren Redaktion er gerade führte, abdrucken (Bd. 11, S. 451 ff.) unter Zugabe »einiger Reflexionen«. Die Absicht, welche die Gründer zu leiten scheine, findet er zwar »löblich und schön«, aber er weiß dem Verein keinen »kirchenrechtlichen Boden zu vindiciren«, was der Verein anstrebe, sei Aufgabe und Pflicht des Erzbischofs und seines Ordinariates; es sei nicht dargethan, daß diese Behörden gänzlich außer Stand seien, die Rechte

der katholischen Kirche zu wahren, und selbst wenn dies wäre, so seien es nicht die Laien, deren Hilfe für die kirchliche Verwaltung anzurufen wäre, sondern die Kuratgeistlichkeit. Die Gründung des Vereins enthielte so eine schwere Anklage gegen die badische katholische Geistlichkeit, die auf nichts geringeres hinauslaufe, als daß dieselbe zur Beförderung der katholischen Interessen nicht geeignet sei und man an ihr verzweifeln müsse. Dieselbe erscheine jedoch, wenn auch mit Ausnahmen, im Ganzen achtungswürdig, besitze treffliche Kräfte, die nur gehörig verwendet werden dürfen, um die erfreulichsten Folgen herbeizuführen. »Ich muß hier eine Erfahrung mittheilen, die ich schon oft gemacht habe, die nämlich, daß unter unserer Geistlichkeit eine Art Kälte und Mißstimmung herrscht, weil bei Erledigung wichtiger kirchlicher Angelegenheiten von allgemeinerem Belange ihre Mitwirkung wenig oder gar nicht in Anspruch genommen wird und sie zwischen sich und dem Ordinariate eine zu große Kluft fühlt. Nun stellt sich aber der neue Verein geradezu zwischen den Erzbischof und die gesammte Geistlichkeit, wodurch diese Kluft noch vergrößert werden muß.« Man könnte den Leitern des Vereins auch die geheime Absicht unterlegen, daß sie den Erzbischof überwachen und unter dem Schein einer rechtlichen Befugniß oder Verpflichtung zu einer Thätigkeit veranlassen wollen, die er sonst nicht entwickelt haben würde. Der Verein, könnte man sagen, stehe gerade deßwegen nicht mit dem Ordinariate, sondern nur mit dem Erzbischof in Geschäftsverbindung (so bestimmt § 19 des Statuts), weil ein einzelner Mann leichter zu bestimmen sei, als ein ganzes Kollegium u. s. w. Der Verein würde jedenfalls in die kirchliche Regierung ein dem Katholizismus fremdes, demokratisches Element bringen, welches man nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen dürfe u. s. f. Nachdem Schleyer die angestrebten Zwecke im Einzelnen beleuchtet hat, und mit Ausnahme von drei Punkten (Sorge für verwahrloste Kinder, Verbreitung guter Bücher und katholischer Volkskalender) eine Nothwendigkeit zur Errichtung nicht finden konnte, verhehlt er sich nicht, daß seine Bemerkungen an manchen Orten eine nicht beifällige Aufnahme finden werden, und schließt mit der drastischen Mahnung: »Hüten wir uns, daß es nicht im Auslande heiße, in Baden sei die verkehrte Welt, indem dort Laien sogar bischöfliche Rechte ausüben und in jedem Spätjahr zu Freiburg i. Br. eine Komödie aufführen, welche mit den Ekklesiazusen des Aristophanes einige Aehnlichkeit habe.« — Zu den bei diesen zwei Anlässen bekämpften Tendenzen nahm Schleyer in spätern Jahren eine ganz andere Stellung: er wurde entschiedener Parteigenosse jener kirchlichen Richtung, gegen welche er, besonders in der Sache Hirschers, so entschieden aufgetreten ist; ja er war bemüht, die nach Veranlassung und Verlauf rein persönliche (kirchliche Fragen gar nicht berührende) Angelegenheit, die mit seiner Entfernung vom akademischen Lehramt endete, zur Parteisache zu stempeln, indem er nachweisen wollte, daß er als eifriger Vertheidiger des katholischen Charakters der Universität Freiburg entfernt, daß mit seiner Entlassung eine Verletzung der katholischen Interessen verübt worden sei und daß aus denselben Gründen dasselbe Loos auch die Parteigenossen unter seinen nächsten akademischen Kollegen treffen werde! (Vgl. die obige Schr. S. 266.) Diese Weissagung, an welche wohl nur Schleyer glaubte, ist nicht eingetroffen; die Gemeinten (Buß, Gfrörer, Schwörer, Wetzer) blieben wegen ihrer kirchlichen Gesinnung unbehelligt, sie sind Alle als aktive Träger ihres Amtes aus dem Leben geschieden. *

Johann Karl Schmitt-Blank

wurde am 23. Mai 1824 in Tauberbischofsheim als Sohn des damaligen Großh. Amtsschreibers Josef Schmitt geboren. Nach Absolvirung des Pädagogiums seiner Vaterstadt besuchte er von 1839 an das Gymnasium in Wertheim, bezog 1842, mit einem glänzenden Abiturientenzeugnisse versehen, die Universität Freiburg

und studirte daselbst drei Jahre lang mit großem Eifer Theologie. Als er aber in's Priesterseminar übergehen sollte, entstanden in dem äußerst gewissenhaften Jünglinge schwere Zweifel, und selbst das verlockende Angebot der akademisch-theologischen Laufbahn konnte ihn nicht von dem Entschlusse abbringen, einen andern Lebensweg einzuschlagen. Durch ungewöhnlichen Fleiß gelang es dem hochbegabten jungen Manne schon nach zwei Jahren sozusagen als Autodidakt (mit Ausnahme eines einzigen Semesters — Sommer 1846 — das er als stud. philol. an der Universität Marburg zubrachte, hatte er sich im elterlichen Hause vorbereitet) das philologische Staatsexamen zu bestehen (1847). Nach vorübergehender Verwendung an dem Lyceum in Rastatt und den höheren Bürgerschulen zu Breisach und Ettenheim wurde er Ende des Jahres 1849 an das Lyceum in Freiburg versetzt, dort am 7. April 1853 mit Staatsdiener-Eigenschaft angestellt, am 30. September desselben Jahres aber an das Lyceum in Heidelberg abgerufen, wo er bis 1857 blieb. In Freiburg wie in Heidelberg hörte Schmitt nicht blos fleißig Vorlesungen von Bergk und Feuerbach, Kayser und Stark, sondern hatte auch das Glück, mit allen diesen Gelehrten in freundschaftlichem Verkehr zu stehen; ganz besondere Anregung empfing er durch den auf dem Felde der Kritik berühmten Kayser, in dessen Haus er längere Zeit wohnte. Bald nach seiner Uebersiedelung nach Heidelberg hatte er sich von der Universität Freiburg den Doktortitel erworben. 1857 wurde er an das Lyceum in Mannheim, wo er zur Unterscheidung von seinem Kollegen Aug. Schmidt den Namen Schmitt-Blank annahm, und von da 1873 an das Gymnasium in Freiburg versetzt. Ende 1874 habilitirte er sich an der dortigen Universität als Privatdozent der klassischen Philologie, ohne sein Gymnasialamt aufzugeben. In dieser Doppelstellung, welche ihm in hohem Grade zusagte, so daß er die ihm angebotenen Direktionen der Gymnasien zu Rastatt und Wertheim ausschlug, verblieb er bis Pfingsten 1879. In Folge einer Apoplexie, welche ihn um diese Zeit traf, nahm er zunächst Urlaub und zu Ostern 1880 seine Pension. Wiederholte Schlaganfälle führten dann unerwartet rasch seinen Tod herbei, der am 22. Oktober 1880 erfolgte. — Seine wissenschaftliche Thätigkeit war staunenswerth, seine schriftstellerische Fruchtbarkeit eben so bedeutend als vielseitig. Gleich seine beiden Erstlingsschriften, eine Novelle (»Baden-Baden« im Grazer Unterhaltungsblatt 1851) und eine kritische Arbeit de secundo in Homeri Odyssea deorum concilio etc. (1852) standen auf den beiden Polen seiner von lebhafter Phantasie und scharfem Verstande regierten Seele. Ihnen folgten kritische Arbeiten zu den homerischen Hymnen (Neue Jahrbücher 1853) und zu Pausanias (Philologus 1853). Die philologische Gelehrtenwelt erkannte diese Leistungen in hohem Maße an, ja ein Theil der Würzburger philosophischen Fakultät beabsichtigte, wie aus erhaltenen Briefen hervorgeht, aus eigener Initiative 1854 ihm einen Lehrstuhl an der dortigen Universität anzuvertrauen. 1859 erschienen seine observationes criticae in Aeschyli Agamemnonem (Programmarbeit), denen abermals der Erfolg nicht fehlte (cf. Rob. Engers Recension). Hierauf beschäftigte er sich Jahre lang mit Mythologie, welche er bereits in Heidelberg zugleich mit der Archäologie gepflegt hatte. Sein Plan aber, eine Geschichte der Mythologie zu schreiben, kam nicht zur Ausführung; doch fielen aus diesen gründlichen Studien werthvolle Körner für einen bis dahin unverdient vernachlässigten stoischen Schriftsteller ab: der künftige Herausgeber des Cornutus'schen Erklärungsversuches der althellenischen Dogmatik wird die Beiträge Schmitt-Blanks zur Texteskritik dieses Autors (Eos I 1864) mit großem Gewinne benutzen. 1864 schloß er die erste Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, welche wir als eine kritisch-archäologisch-mythologische bezeichnen, mit der Ausarbeitung »althellenischer Kulturbilder« ab, einer Programmschrift, in welcher er, zu seinen ersten Neigungen zurückkehrend,

die auf dem Bereiche der kritischen Verstandesübung gewonnenen tiefen Kenntnisse in homerischer Philologie mit den Schwingen seiner dichterischen Phantasie zu lebensvollen Gestalten emporhebt. Von da wendete er sich einem ganz andern Felde, dem grammatisch-gymnasialpädagogischen, zu. Schon im Jahre 1862 hatte er in einer Reihe von Thesen, welche dem Programme des Mannheimer Lyceums beigedruckt waren, dem Gedanken Ausdruck geliehen, die schon von Anderen versuchte parallele Behandlung der lateinischen und griechischen Schulgrammatik sei auch auf die des Neuhochdeutschen auszudehnen und die Grammatik dieser Sprache als Grundbau für die übrigen einzurichten. Er schritt alsbald zur That. 1865 erschien eine von ihm und seinem Kollegen Schmidt verfaßte Deutsche Grammatik als erster Theil einer deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik. In demselben Jahre hatte er die Freude, seine eigenen Grundsätze betreffs des grammatischen Unterrichts in einem Aufsatze der Deutschen Vierteljahrsschrift, welcher den Frankfurter Schulmann Wedewer zum Verfasser hat, bestätigt zu sehen. 1868 veröffentlichte Schmitt-Blank eine lateinische Vorschule, ein auch bei nichtparalleler Grammatikbehandlung recht brauchbares Büchlein, und 1870 sein Hauptwerk: Lateinische Grammatik, 2. Theil der deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik. Ueber dieses Buch haben sich Männer wie G. Curtius und Corssen in Briefen an Schmitt-Blank sehr anerkennend ausgesprochen, und der bekannte Leipziger Philologe L. Lange erklärte in einer Vorlesung über lateinische Grammatik die Schmitt-Blank'sche Arbeit für die beste Grammatik überhaupt nach der Curtius'schen griechischen Grammatik. 1872 folgte die von Schmitt-Blank allein besorgte 2. Auflage der deutschen Grammatik; das knappe, aber inhaltsreiche Büchlein zeichnet sich besonders durch interessantes, umsichtig aus dem Leben der Sprache ausgewähltes Detail und gute Beispiele aus. — In denselben Jahren, in welchen Schmitt-Blank sich so abstrakter Arbeit hingab, lag er der Dichtkunst, in der er sich von früher Jugend an versucht hatte, mit ganz besonderem Eifer ob, und nach langer Prüfung seiner poetischen Erzeugnisse faßte er den Entschluß, die werthvollsten derselben drucken zu lassen. Ein Verleger fand sich bald, und noch im Jahre 1872 trat ein schmucker Band »Zu Lied und Lehr« an die Oeffentlichkeit, der in dem beschaulichen »Liede« eine ergreifende Gemüthstiefe voll Liebeskampf und Weltschmerz, aber auch voll vaterländischer Begeisterung aufdeckt und in der kritisch betrachtenden »Lehre« eine gefurchte Stirne zeigt, welcher die strenge Gedankenzucht, der sauer durchkämpfte Zweifel und der herbgeschulte Wille deutlich aufgeschrieben sind. Es ist wahr, dieses Dichters Natur scheint mehr ethisch als ästhetisch angelegt: aber die Größe der Gesinnung ist es gerade, welche im Verein mit Gedankenreichthum so vielen seiner Dichtungen den Stempel des Bedeutenden aufdrückt. Doch auch wenn Schmitt-Blank keine Gedichte herausgegeben hätte, so müßte gleichwohl jeder Gebildete, der seine lebendige Beobachtung und Erfassung des Größten wie Kleinsten und sein warmes Herz für die Natur kennen gelernt, der ihn über Poesie, Malerei oder Musik in seiner überraschend treffenden Weise hatte urtheilen hören, einen apollobegnadeten Menschen in ihm erblicken. Und das Goethe'sche Wort, daß der Dichter Manches hassen müsse — es fand auf den Verstorbenen volle Anwendung: er haßte die Lüge, den Schein, die Heuchelei, das Gemeine, und gab diesem Hasse oft recht drastischen Ausdruck. — Das Letzte, was er unter seinem Namen drucken ließ, waren drei längere gymnasial-pädagogische Aufsätze (Stoy'sche Schulzeitung). Dieselben hingen zum Theil mit seiner Stellung als Leiter des von ihm gegründeten badischen Gymnasiallehrer-Vereins zusammen, für den er in wissenschaftlicher wie in verwaltender Beziehung äußerst rührig war. Die dritte Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit begann mit seiner Uebersiedelung nach Freiburg und war eine vorwiegend berufliche. Der Unterricht in

den obersten Gymnasialklassen und seine Vorlesungen an der Universität nahmen seine Kraft voll in Anspruch. Von den letzteren, welche für Freiburger Verhältnisse immer recht zufriedenstellend besucht waren, seien genannt: die über Sophokles Antigone, Horaz, Hesiod, Metrik, vergleichende Grammatik, Geschichte der Philologie, Gymnasialpädagogik ꝛc. Ansätze zum 3. Theil seiner Parallelgrammatik fanden sich im Nachlasse vor. — Als Unterweiser der Jugend wirkte er ersprießlich durch lebendige Erfassung des Lehrstoffes, durch logische Schärfe im Unterricht und durch individualisirende, aber von aller Begönnerung und Beschönigung ferne Einwirkung auf den Charakter der Schüler. Hat er auch nur ein Alter von 56 Jahren erreicht: er hat ein volles, reiches, ganzes Leben gelebt. Von allerlei körperlichen Leiden heimgesucht, hat er gezeigt, was die starke Seele vermag. Ein musterhaft sittenreiner, wahrhaft vortrefflicher Mensch, ein treuer Freund, ein innig liebender Bruder, ein den höchsten Ideen zugewendeter Mann hat er in allen Lebensverhältnissen dem Rufe zur That Folge geleistet. Er hat stets edel gefühlt und nach Kräften kräftig gewollt. (Karlsruher Zeitung 1880, Nr. 264 Beilage.)

Bonifatius Martin Schnappinger

wurde geboren den 5. Oktober 1762 zu Neuburg an der Donau, studirte daselbst Humaniora und Philosophie, trat 1782 in den Orden der Karmeliter in Würzburg, wo er sodann Theologie studirte und 1785 Priester wurde. Hierauf wirkte er in seinem Kloster als Leiter der Theologie und nach zwei Jahren wurde er als Professor an die (seit 1706 wieder hergestellte) katholisch-theologische Fakultät in Heidelberg berufen; sein Lehrfach war biblische Exegese. In dem Jahre des Uebergangs der Universität an das Kurfürstenthum Baden (1803—4) führte Schnappinger das Prorectorat. Als bald darauf durch den Preßburger Frieden auch das Breisgau an Baden gelangte und dieses an seinen ihm zugekommenen zwei Universitäten auch zwei Fakultäten der katholischen Theologie erhalten hatte, mußte nach Lage der Sache die Vereinigung dieser zwei Anstalten in Frage kommen und selbstverständlich konnte der Sitz derselben wohl nur die Hauptstadt des neugewonnenen katholischen Oberlandes werden. In diesem Sinne erfolgte auch am 8. Oktober 1806 die Entscheidung. Von den in Heidelberg angestellten Theologen wurden drei: Dereser, Schnappinger und Weck, ebenso der katholische Professor der Philosophie Schmitt, nach Freiburg versetzt. Schnappinger erhielt die Professur der Dogmatik und Apologetik, er wurde der Nachfolger des in Ruhestand getretenen gelehrten Klüpfel (gest. 1811). Diesen vermochte er freilich nicht zu ersetzen, namentlich erwies sich in späteren Jahren seine Lehrthätigkeit als nicht mehr ausreichend, so daß im Jahr 1819 vierzig Studirende bei dem akademischen Konsistorium ein Bittgesuch vorlegten, in welchem die Berufung eines zweiten Lehrers der Dogmatik beantragt war. Von dem Konsistorium zu einem Gutachten aufgefordert, sprach sich die theologische Fakultät in demselben Sinne aus; Schnappinger selbst zeigte sich Anfangs nicht geneigt, auf das ihm vom Ministerium nahe gelegte Ansinnen, um eine Pfarrstelle sich zu bewerben, einzugehen; er blieb in seinem Amte bis ihm im Spätjahr 1821 auf seine Bewerbung hin die Pfarrei Bräunlingen verliehen wurde. Wegen Gesundheitsrücksichten trat er aber diese Stelle nicht an, er erhielt Absenzbewilligung und lebte ganz zurückgezogen in Freiburg bis zu seinem am 6. Dezember 1832 erfolgten Tode. (Näheres im Freib. Diöc.-Archiv 10, 292 ff.) Einer größern Anerkennung hatte sich Schnappinger als Schriftsteller zu erfreuen; eine Anzahl kleinerer exegetischer Schriften zu den Briefen an die Römer und Epheser, zur Apostelgeschichte erschienen 1792—1795, ein vollständiger Kommentar in 4 Bänden zum neuen Testament erstmals 1797—99, in 3. Auflage 1817.) Entwurf der

christlichen Religions- und Dogmengeschichte. Karlsruhe 1807. Doctrina Dogmatum eccles. christ. cath. Augsburg 1816. Andere kleinere Schriften sind verzeichnet im Thesaurus libb. rei cath. p. 784. König.

Karl Wilhelm Schnars.

Dieser Name ist wohl Allen bekannt, welche die lieblichen Thäler und die stattlichen Höhen unseres Schwarzwaldes besuchten, denn er war ihr zuverlässiger Führer, ihr getreuer Rathgeber. Auf so manchen sehenswerthen Punkt in unserem herrlichen Lande hat er zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt; durch seine lebendigen Schilderungen hat er auch so manchen Freund der schönen Natur zuerst veranlaßt, seine Schritte nach Baden zu lenken, und Keiner hat es zu bereuen gehabt, seinem Rathe gefolgt zu sein. Schnars Werke, der Schwarzwald-Führer, die Beschreibung der Schwarzwald-Bahn und der Führer durch Baden-Baden und Umgebung sind so sprechende Zeugen gewissenhaften Fleißes, begeisterter Liebe zur Natur und warmen Interesses für unser Land, daß durch sie unsere Theilnahme auch für die Person und die Lebensumstände des Verfassers erregt werden muß und ihm in diesen Blättern ein Nachruf gebührt. Schnars war am 13. November 1806 in Hamburg geboren. Er hatte sich dem ärztlichen Berufe gewidmet, praktizirte in seiner Vaterstadt und wurde Hospitalarzt im Hamburger Krankenhaus. Seine Liebe zur Natur, seine Freude am Reisen trieb ihn aus seiner Heimath fort. In den 40er Jahren unternahm er eine Reise nach Afrika und erforschte den Lauf des oberen Nil, im Auftrag der Redaktion der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, für welche er eine Reihe werthvoller Reiseberichte schrieb, die in der wissenschaftlichen Beilage dieses Weltblattes veröffentlicht wurden. Nach Europa zurückgekehrt, blieb er im Süden, theilweise durch seine leidende Gesundheit hierzu veranlaßt. Er wählte Neapel zum ständigen Aufenthalt, praktizirte dort als Arzt und bildete für die dortige deutsche Kolonie ein anregendes und verbindendes Element. Die Revolution von 1848 vertrieb ihn von dort. Er kehrte nach Deutschland zurück und unser badisches Land wurde ihm nun zur neuen Heimath. Er lebte abwechselnd in Heidelberg, Freiburg, Konstanz und Lindau; der Bodensee fesselte ihn am längsten und gab ihm Veranlassung zu einem Werke über die Umgebungen des Bodensee's, welches in Stuttgart bei Cotta erschien. Zwar zog es ihn später nochmals nach Italien; er ging für einige Zeit nach Turin, kehrte aber wieder nach seinem geliebten badischen Lande zurück, um hier zu bleiben. Er durchstreifte es nach allen Richtungen, erforschte es auf das Genaueste und legte die Ergebnisse seiner ernsten Studien in dem Schwarzwald-Führer nieder, der seinen Namen am allgemeinsten bekannt gemacht hat. Der Erfolg dieses gediegenen Werkes war ein so großer, daß die Großherzogliche Regierung auf Schnars aufmerksam wurde und ihm die Schilderung der neuen Schwarzwald-Bahn offiziell übertrug. Man hätte keinen Besseren finden können; denn Schnars verband mit seiner großen Naturliebe eine scharfe Beobachtungsgabe und einen gewissenhaften Gelehrtenfleiß, der seine Aufgaben auf das Gründlichste löste. In den letzten Jahren seines Lebens wählte er Baden-Baden zum ständigen Aufenthalt. Von hier aus machte er im Sommer seine Touren, um sie im Winter schriftstellerisch auszuarbeiten. Er verbesserte seine Werke unausgesetzt; der Werth dieser gründlichen Arbeiten wurde noch durch die Unbestechlichkeit seines Urtheils erhöht, da er in seiner unabhängigen Stellung von allen Einflüssen sich frei zu erhalten wußte. — Sein letztes Werk war der Führer durch Baden-Baden und Umgebung, die gründlichste Arbeit über unsere so oft beschriebene Bäderstadt, ein bleibendes Denkmal, das er hier selbst sich errichtete. Nach kurzer Krankheit starb er am 19. Mai 1879. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 125 Beilage.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Rudolf Freiherr von Schönau-Wehr

wurde am 1. März 1809 zu Wehr geboren, als der dritte und jüngste Sohn des Freiherrn Josef Anton von Schönau, Grundherrn zu Wehr, und dessen Gattin, gebornen Freiin von Gemmingen-Steinegg. Nach Besuch des Gymnasiums und der Universität Freiburg, sowie der Universität Heidelberg bestand er im Jahr 1830 die Staatsprüfung und wurde unter die Forstpraktikanten aufgenommen. Eine ihm übertragene Aufnahme und Taxation der Waldbestände der Hardtgemarkung erwirkte ihm die Zufriedenheit des Großherzogs Leopold in dem Maße, daß ihm schon im Jahre 1834 in einem Lebensalter von 25 Jahren die Verwaltung des Großherzoglichen Hof-Forstamts übertragen wurde. Hiermit war die Grundlage zu dem Wirkungskreis gelegt, welchem von nun an während 41 Jahren die ganze schaffensfreudige und erfolgreiche Thätigkeit von Schönaus gewidmet war und welche er zur stetigen hohen Zufriedenheit seiner fürstlichen Gebieter ausübte. Im Jahre 1836 zum Hof-Forstmeister, 1855 zum Hof-Oberforstmeister, 1857 zum Hof-Jägermeister ernannt, wurde er nach Aufhebung des Hof-Forstamts im Jahre 1868 durch das Vertrauen seines Fürsten an die Spitze der Hofdomänen-Intendanz, berufen, in welcher Stellung ihm im Jahre 1872 die Ernennung zum Oberjägermeister zu Theil wurde. Nach längerem Leiden starb er am 13. März 1880. Am 13. Juni 1846 hatte sich Freiherr von Schönau mit Sophie von Gulat vermählt. Sein von Gott gesegnetes, hochbeglücktes Familienleben war einzig getrübt durch den Heimgang der zwei jüngsten Kinder dieser Ehe, welche dem Vater im Tode vorangingen. Die ihm zuletzt, mit der Verwaltung der Großherzoglichen Hofdomänen übertragene wichtige, umfassende und vielseitige Administrativthätigkeit führte er mit eben so viel Liebe und Eifer für die Sache, als mit der ihm bei aller Kürze eigenen Gründlichkeit und mit seiner reichen Erfahrung durch. Sie fand ihre Anerkennung in der Gnade Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs und durch deren wiederholte äußere Merkmale. Seit dem Jahre 1877 schmückte den Verstorbenen das Großkreuz des Zähringer Löwenordens. Seine Untergebenen verehrten in ihm den Vorgesetzten, dessen gerader Blick das Richtige stets erfaßte und auf dessen unerschütterliche Gerechtigkeit sie eben so sicher zählen konnten, wie auf sein verständnißvolles herzliches Wohlwollen. Seine Familie und der weite Kreis seiner Bekannten verloren in ihm das geliebte Haupt, den zuverlässigen, zu Rath und That stets bereiten Freund. Sein Fürst und Herr, welchem er mit überzeugungsvoller Treue und mit ganzer Hingebung diente, ehrte das Andenken des Heimgegangenen durch das Geleit seiner Hülle zur letzten Ruhestätte. Der äußerlich einfache, und doch innerlich so reiche Lebensgang des Verklärten bietet — wie seine Individualität selbst — ein in sich abgeschlossenes harmonisches Bild, werth der liebevollen Betrachtung und würdig der Nacheiferung im Streben nach Recht, Ehre und Wahrheit. (Karlsruher Zeitung 1880 Nr. 69.)

Adolf Schrödter.

»Unser Leben währt siebenzig Jahre!« sagt der Psalmist mit dem Beisatz: »und wenn es köstlich gewesen ist, war es Mühe und Arbeit!« Im Alter von 70 Jahren, nach einem in diesem Sinne köstlichen, bis in die letzten Tage thätigen Leben ist am 9. Dezember 1875 Adolf Schrödter aus dieser Welt abgerufen worden, ein gleich schwerer Verlust für die Kunst wie für den großen Kreis seiner Freunde, dessen Freude und Zierde er trotz zunehmender Kränklichkeit der letzten Jahre war. Zu Schwedt in der Uckermark geboren, eines Kupferstechers Sohn, hatte er früh seinen Vater verloren und mußte schon im Knabenalter mit kleinen Grabstichelarbeiten sein Brod verdienen. Aber die wackere Mutter sorgte für eine treffliche Erziehung; Schrödter genoß eine wissenschaftliche Bildung, wie sie

wenigen Künstlern in solchem Umfange zu Theil wird, und sah sich durch dieselbe in den Stand gesetzt, aus der alten, wie aus der neuen Literatur zu schöpfen, die Meisterwerke des Auslandes gleich denen der deutschen Geschichte und Dichtung zu studiren und so auf den mannigfachsten Kunstgebieten Schönes zu schaffen. Der fleißige Autodidakt hatte aus der Schule eine so gediegene Grundlage mitgebracht, daß er sogar die sonst nur den Gelehrten zugängliche altdeutsche Sprache geläufig las und im Mittelhochdeutschen bewandert genug war, um den Chronikenstil trefflich zu kopiren. Zu Fleiß und Ausdauer hatte ihn das Leben gezwungen, und vielleicht auch sein ursprüngliches Metier. Kein Kunstgebiet verlangt so nachhaltige Geduld als die Kupferstecherei. Ein halbes Dutzend Jahre hielt es der junge Mann beim transparenten Blendrahmen, beim Scheidewasser und Grabstichel aus, dann trieb es ihn von den Nachbildungen zu selbstständigen Schöpfungen. Aber seine Zeichenkunst war nur empirisch; er mußte die akademische Kunstbildung von Grund aus nachholen und in Berlin sich bei einem Lithographen verdingen, um die Mittel zum Besuche der Kunstschule zu erwerben. Das geschah Anfangs der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, in derselben Zeit, da die in Rom begonnene Regeneration der Kunst in den deutschen Akademien Früchte zu tragen begann. Veranlaßt durch seinen Freund Lessing kam Schrödter 1827 nach Düsseldorf in die kurz vorher von Schadow reorganisirte rheinische Kunstschule. Neben den Jüngern der bildenden Künste fanden sich dort Poeten und Musiker zusammen, Karl Immermann amtirte als Landgerichts-Rath, Friedrich v. Uechtritz war sein Kollege, Felix Mendelssohn-Bartholdy war städtischer Kapellmeister. Man führte ein literarisch-artistisches Phäakenleben, das seinen Glanz auch in weitere Kreise warf, als Immermann die Leitung der Bühne und Mendelssohn jene des Theaterorchesters übernahm. Am bekanntesten aus jener Zeit ist wohl das in Erfindung und Ausführung meisterhafte Bild: »Don Quixote im Amadis von Gallien studirend.« Die damals von Schrödter erfundene Figur des Don Quixote, welche Heinrich Heine als die einzig richtige Verkörperung des »sinnreichen Junkers« bezeichnete, ist der Prototyp aller späteren Darstellungen des sinnreichen Junkers von La Mancha, und würdig reihen sich diesem Bilde die darauf folgenden an: die köstlichen Falstaffiaden (»So lag ich und so führt' ich meine Klinge,« »die Rekrutenmusterung« u. s. w.), sein »Münchhausen, im Kreise der Genossen Abenteuer erzählend,« oder derselbe in andern Situationen, Till Eulenspiegel und andere Oelbilder oder Radirungen. Man muß aber eigentlich, um diese kleinen Meisterwerke recht und voll würdigen zu können, die Zeit ihrer Erscheinung mit erlebt haben. Es ist nicht bloß ihr bleibender Werth diese Verkörperung des gesundesten Humors und der gelungene Ausdruck in Zeichnung und Farbe, worin das unbeschreibliche Verdienst des Künstlers besteht, sondern eben so sehr das kecke, entschiedene Auflehnen des Humors gegen die Richtung jener Zeit, in der die ganze Düsseldorfer Schule in ihrer Hinneigung zur Romantik in eine kränklich schwärmerische Sentimentalität gerathen war, welche sich in einer Reihe von mehr oder minder meisterhaft ausgeführten Bildern aussprach, die sämmtlich bloß trauernde Figuren darstellten. Es schien, als habe die Kunst gar keinen andern Vorwurf mehr und jedes Kunstwerk müsse dieser nahe an das Ungesunde streifenden Richtung angehören. Wie erleichternd, erfrischend, belebend und von durchschlagender Wirkung war es nun, als sich auch unser Meister zu den Darstellern so traurig sentimentaler Gestalten gesellte und seine »trauernden Lohgerber« malte, die der fortgeschwommenen Kuhhaut nachjammern! Der unübertreffliche Humor dieses Bildes beendete ohne Worte mit einem Schlage die unselige Verirrung jener Zeit, und wie die damals Lebenden sich plötzlich ihrer eigenen Befangenheit bewußt wurden und die Befreiung von jener süßlichen und, je meisterhafter die Ausführung der Bilder war, um so verderblicheren Einfluß

ausübenden Sentimentalität dankbar erkannten, so ist das Andenken an diese rettende That Schrödters ein bleibendes Eigenthum der Kunstgeschichte! — In der gleichen Periode versuchte sich Schrödter in der Historienmalerei, allerdings in seiner Art. Er komponirte die Scene aus der Geschichte der Wiedertäufer, wie Jan van Leyden auf dem Principalmarkt zu Münster Gericht hält über die Abtrünnige unter seinen Frauen. Der König von Zion ist dargestellt in seinem ganzen Glanze, aber mit den Attituden seines verfehlten Schneiderberufs. Vielfache Scherze über des Malers lustiges Monogramm (er wählte einen Pfropfenzieher, der im Altdeutschen Weinschröter heißt) gaben ihm Anlaß, eine humoristische Allegorie: »Der Traum von der Flasche« zu radiren, und damit eröffnete er den Cyclus seiner Bilder vom Wein, die so große Verbreitung fanden. Ein Fries in 6 Blättern »Der Triumphzug des Weines« nach einem Gedicht von Marées ist das Hauptwerk; als Seitenstück zu dem stolzen Zuge der Weinfürsten könnte man den vom Kunstverein herausgegebenen Fries »Rheinische Bauernkirmes« qualifiziren. Voll feinen Humors sind die Randzeichnungen zu alten Trinkliedern aus »Des Knaben Wunderhorn«, z. B.:

Wo Heu wächst auf der Matten,
Dem frag' ich gar nichts nach,
Es hab' Sonn' oder Schatten,
Ist mir geringe Sach';
Gut Heu das wächst an Reben,
Dasselbig' woll'n wir ha'n,
Gut Spreu thut es auch geben,
Das weiß so Weib als Mann,

und zu einer vom Maler selbst verfaßten Humoreske »Vom Kampf der guten Gesellen mit dem Wein«:

Frisch Gesellen, drauf und dran,
Das Fäßlein hat kein' Panzer an!

Zwanzig Jahre hatte unser Künstler am Rhein gelebt, sich dort einen eigenen Herd gegründet und seinen Wohnsitz inmitten eines großen, seiner Blumenkultur gewidmeten Gartens liebgewonnen, da kamen die Ereignisse des Jahres 1848 und riefen ihn auf ein neues Feld, nach Frankfurt a. M., dem Sitze des deutschen Parlaments. Der witzige Verfasser der »Randzeichnungen« (Berathungen des Flachsenfinger Kunstvereins über die am unteren Rücken nachgedunkelte Venusstatue), Advokat Detmold von Hannover, war in Frankfurt Volksvertreter und engagirte Schrödter zu einem Werke: »Thaten und Meinungen des Abgeordneten Piepmeyer, Mitglieds der deutschen Nationalversammlung«, in welchem der deutsche Philister nach allen Richtungen scharf gegeißelt wurde. Dieses Album von einigen 30 Blättern Schrödter'scher Umrisse auf Stein ist längst eine Rarität geworden, und doch könnte eigentlich der »Piepmeyer« jetzt, nach erlangter Einheit in Deutschland, noch mehr wirken als vor drei Decennien. Unsere kleinen und großen Parlamente sorgen dafür, daß die Piepmeyerei nie ausstirbt. Als die Reaktion in's Kraut geschossen war und die letzten Blüthen des »Völkerfrühlings« überwuchert hatte, kehrte unser Meister von der Mainstadt ad locum unde zurück. In Düsseldorf war inzwischen durch Leuze der »Malkasten« gegründet worden, hatte seine ersten Kinderjahre überstanden und sollte allmählich dauerhaft konstituirt werden. Schon war eine Porträtgalerie der Mitglieder angelegt, da unternahm Schrödter die Schöpfung des zweiten Erfordernisses, der »Malkasten-Chronik«, und schrieb die Geschichte des ersten Lustrums der rheinischen Künstlergesellschaft im Stile der alten Urkunden, jenes humoristische opusculum, welches, später von Camphausen fortgeführt, längst zu einem respektabeln opus herangewachsen und im Druck erschienen ist. In seiner artistischen Thätigkeit kamen zunächst wieder Illustrationen an die Reihe; zu den älteren Werken dieser Art, zu Chamisso's Schlemihl, Musäus' Volksmärchen, Heine's humoristischen Liedern ꝛc.

kamen nun Bilder und Randzeichnungen zu Uhland, zum Düsseldorfer Künstleralbum u. A., und dann folgte ein Aquarellenfries, der wohl einzig in der neueren Kunst dasteht. Es war eine Allegorie der vier Jahreszeiten, repräsentirt in den Beschäftigungen der Menschen und umgeben von den Blumen und Vögeln der jeweiligen Saison; die Originale dieser unendlich reichen reizenden Komposition gehören zu den Schätzen der Karlsruher Gemäldegalerie. Und die in diesen Bildern dargelegten, seit vielen Jahren von Schrödter durch Spezialliebhaberei erworbenen Detailkenntnisse der Blumisterei und Botanik befähigten ihn, der Arabeskenkönig zu werden, als welcher er nun bald in eine neue praktische Thätigkeit treten sollte. Im Jahr 1859 berief ihn der Großherzog von Baden als Lehrer des Freihandzeichnens und der Aquarellmalerei an die Polytechnische Hochschule nach Karlsruhe. Neben dieser Thätigkeit entstanden bis zu seinem Tode: das Oelbild »Hans Sachs,« das sich im Besitze Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden befindet, das erwähnte Aquarell »Die 4 Jahreszeiten« für die Karlsruher Galerie in den Jahren 1860—62. Die 1866 erschienenen ersten 6 Blätter des Herbarium ornatum in Aquarelldruck wurden bis auf etwa 36 Blatt erweitert. Dasselbe Jahr brachte ein großes Aquarell: »Urwald auf Florida«, jetzt in der Galerie befindlich, und Modellzeichnungen für Uhrengestelle für die Furtwanger Industrie. Nebenbei entstanden zahlreiche Stickmuster für Straminarbeiten für die Großherzogin von Baden, welche jetzt in Händen des Frauenvereins sind und vielfach verwendet und ausgeführt werden. Diesen Vorbildern dürfte es vorzugsweise zu verdanken sein, daß die Arbeiten des Badischen Frauenvereins auf verschiedenen Industrieausstellungen stets ehrende Anerkennung und Auszeichnung gefunden haben, und es ist sehr erfreulich, daß diesen Bestrebungen nach des Meisters Tode systematische Pflege und möglichst weite Ausdehnung zu Theil wurde, weil der Fleiß und die Geschicklichkeit der deutschen Frauen dadurch Anhalt und Richtung erhielten. In den ersten Jahren seines Karlsruher Aufenthaltes begann Schrödter auch ein ausgedehntes »Ornamentenwerk«, in welchem er seinen Reichthum von geistvollen Ideen und Erfahrungen auf diesem jetzt mit immer steigendem Eifer bebauten Felde niederlegte. Das Jahr 1862 brachte eine nach Holland bestellte Wiederholung des Oelbildes »Don Quixote im Amadis lesend«, sowie ein vom Kölner Kunstverein erstandenes großes Oelbild nach Shakespeares »Was ihr wollt«, die von Malvolio überraschte Trinkscene des Junker Bleichwang, des Andreas, des Narren ꝛc. darstellend. »Illustrationen in Holzschnitt zu Uhland« brachte das Jahr 1863. Die folgenden 3 Jahre ließen die »Aquarellschule« entstehen, ein 3bändiges Werk in Farbendruck, bei Breidenbach u. Komp. in Düsseldorf, herausgegeben von J. Ch. Müller in Bremen. Der »Triumphzug des Königs Wein« in Farbendruck bei Bruckmann in München, später in »9 Bildern in Oel« für den Grafen Flemming ausgeführt, ist erst 1874 und 75 beendet worden. Dazwischen entstanden Holzschnitte zu verschiedenen Werken. Die letzte Arbeit dieser Art waren Holzschnitte für das von J. Engelhorn edirte Werk »Das Schweizerland«, geschnitten von Cloß in Stuttgart. An diesen Holzstöcken zu Initialen, Vignetten ꝛc. arbeitete Schrödter bis in die letzten Tage seines Lebens, dessen Abschluß sogar die völlige Beendigung der fast vollendeten Arbeit verhinderte. — Nachdem wir so in schwachen Umrissen des Meisters Thätigkeit und Bedeutung als Künstler skizzirt haben, bleibt uns zur Vervollständigung des Bildes noch übrig, auch seines häuslichen Lebens und Wirkens wenigstens mit einigen Worten zu gedenken. Es wurde ihm das Glück zu Theil, eine kunstsinnige Lebensgefährtin zu gewinnen, deren reiche Begabung sich unter seinem Einflusse zu allseits anerkannter Meisterschaft entwickelte, wie ja in den weitesten Kreisen die vielbewunderten, reizenden Werke Alwine Schrödters bekannt sind. Die Eltern haben die Freude genossen, ihre

eigenen reichen Talente in ihren 4 Kindern fortblühen zu sehen. Die älteste Tochter ist seit Jahren in Berlin verheirathet an den berühmten Maler A. v. Werner, den Direktor der dortigen Kunstakademie. Der jüngste Sohn gehört in Kiel als Schiffs-Baumeister der deutschen Marine an, und auch der ältere Sohn ist einem ernsteren Berufe gefolgt als der heiteren Kunst — doch weiß manche Dame seiner Heimath dankbar sein unerschöpfliches Talent in Schaffung von Ornamenten für Holzmalerei, von reizenden Stickmustern ꝛc. zu preisen —, während die jüngste Tochter, bevor sie sich nach England verheirathete, sich mit Eifer und Glück der Blumenmalerei zugewendet hatte. Schrödters Haus war seit vielen Jahren ein Vereinigungspunkt der Karlsruher Künstlerwelt, und über die Liebenswürdigkeit der Wirthe und das Behagen, das sie zu bereiten wußten, herrscht nur eine Stimme. Leider war des liebenswürdigen, ehedem so jovialen Meisters Lebensabend durch eine lange und harte Krankheit getrübt. Schon im Jahre 1873 mußte er, heftiger rheumatischer Schmerzen wegen, seine Lehrerstelle niederlegen, und als die Karlsruher Kunstgenossenschaft im Juni 1876 seinen 70ten Geburtstag festlich beging, konnte er das Krankenzimmer nicht verlassen. Nur der Tod vermochte ihn von seinen Leiden zu befreien. (Vgl. Allgem. Zeitung 1876, Nr. 6. Karlsruher Zeitung 1875, Nr. 300, 301.)

Ernst Schweinfurth,

einer der vielseitigsten und begabtesten unter den badischen Künstlern, wurde am 2. März 1818 in Karlsruhe als Sohn des Hutmachers Schweinfurth geboren und erhielt seine Bildung auf den Karlsruher Lehranstalten. Schon in früher Jugend verkehrte er mit dem damals gefeierten Maler Feodor (vgl. Bad. Biogr. I, 346) bei welchem zu gleicher Zeit der 1873 in Rom verstorbene Karlsruher Bildhauer Lotsch (a. a. O. II, 30) seine Studien machte. Nach seiner Konfirmation trat der junge Künstler im Jahre 1832 in das Kupferstecher-Atelier von Frommel (a. a. O. I, 270) ein, nach damaliger Sitte mit einem bestimmten Lehrkontrakte. Hier arbeitete er mit vielem Talente im Auftrage des »Kunstverlages«, machte für denselben Reisen in den Schwarzwald und zeichnete daselbst Kostüme und Landschaften für die damals erscheinende Zeitschrift »Badenia«. Da der Betrieb auf dem Frommelschen Atelier ein mehr kaufmännischer als künstlerischer war, brach der strebsame Kunstjünger den Kontrakt, ging wieder nach dem Schwarzwald, nahm Aufenthalt in Freiburg und zeichnete dort Portraits und für die Studentenschaft sogenannte Corpsbilder. Zu seiner weiteren Ausbildung siedelte Schweinfurth nach München über und blieb dort unter wechselvollen Schicksalen bis zum Jahre 1845. Die Liebe zur badischen Heimath führte ihn um diese Zeit in unsere reizvolle Bäderstadt Baden, hier entstand eine größere Anzahl origineller Oelbilder, sowie landschaftliche Kompositionen, welche Motive aus der Umgegend von Baden, München und aus Oberbaiern behandelten. Beleuchtungseffekte wurden in diesen Schöpfungen mit Vorliebe und Glück verwandt, so erregte z. B. ein Alpenglühen (soviel uns bekannt, im Besitze der Freifrau von Kettner) gerechtes Aufsehen. Diesen folgten interessante Waldlandschaften. Hier bethätigte er auch sein Lehrtalent, indem er mit vielem Glücke und Erfolge Privatstunden ertheilte. 1852 begab sich Schweinfurth im Auftrage des österreichischen Lloyd nach Dalmatien, um Kostümbilder für denselben auszuführen, er besuchte von hier aus noch Montenegro und Scutari und ging im Spätherbste des gleichen Jahres nach Rom, das er nun zum ständigen Aufenthalte erwählte. Sein erstes Werk an dieser heiligen Stätte der Kunst ist das in der Galerie zu Karlsruhe befindliche größere Bild »Gebirgslandschaft aus Montenegro« mit geschickt verwertheter Staffage: Montenegriner und Türken im Kampfe gegeneinander. Die reizvolle, hochinteressante, poetische Campagna von Rom wird bald Gegenstand seines eingehenden Studiums und Motive aus dieser werden die Lieblings-

themata seiner Kunstschöpfungen. Nicht leicht hat es Jemand verstanden, die Campagna mit ihren eigenthümlichen Bewohnern so packend im Bilde wiederzugeben. So wurde sein eigenes Genre die Landschaft mit Staffage, und hierin leistete er auch zu jeder Zeit sein Bedeutendstes und Bestes. Ein größeres Bild »Transport gefangener Briganten« fand auf einer Ausstellung in Paris ungetheilten Beifall, dasselbe wurde auch in Frankreich angekauft. Bilder aus dem Fischerleben von Porto D'Anzo reihen sich an diese letztgenannte Schöpfung an. Ein Sommeraufenthalt in dem reizenden Kloster Palazzolo am Albaner See wurde Veranlassung zu einer Reihe reizvoller, tiefempfundener kleiner Bilder, Scenen aus dem Klosterleben. Im Jahre 1866 entstand eine Sammlung vortrefflich durchgeführter Aquarelle aus der römischen Umgegend, die Villen in Frascati, Tivoli, die herrlichen Partien bei Genzano, Nemi ꝛc. gaben den Stoff dafür. Schweinfurth bekundete auch in dieser Technik eine bedeutende Meisterschaft. Aus den letzten Jahren stammen auch die schönen landschaftlichen Kompositionen, welche in der berühmten von Schack'schen Galerie in München einen ehrenvollen Platz einnehmen. Eine Ansicht des Nemisees, im Besitze der Frau Sophie Mayer in Karlsruhe, gehört mit zu seinen besten Leistungen. Seine außerordentliche Vielseitigkeit bekundete Schweinfurth noch dadurch, daß er in Rom eine Reihe lebensgroßer Portraits im Auftrage malte und mit merkwürdiger Geschicklichkeit auch plastische Gegenstände darstellte. Seine Campagnole zu Pferd und eine Kuh sind allbekannte Gypse. Seine Bilder sind weithin bekannt und wurden nach allen Ländern bestellt und verkauft, sogar das ferne Amerika hat solche von ihm aufzuweisen. Es bleibt zu beklagen, daß die Karlsruher Galerie von unserem Landsmanne kein Bild aus dessen bester Zeit besitzt, welches Aufschluß gäbe über die eigenthümliche Begabung dieses Künstlers; sein künstlerisches Schaffen ist durch die Montenegriner Landschaft nur sehr unvollständig repräsentirt. Im Auftrage des Barons von Uexküll fertigte Schweinfurth große Wandbilder für dessen Schloß Fickel in Esthland, welche er 1876 vollendete und selbst an den Bestimmungsort brachte. Bei diesem Anlasse besuchte er Schweden und Norwegen und verweilte auch kurze Zeit in der nordischen Residenz St. Petersburg. Diese Bilder waren seine letzten großen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, in Komposition wie auch in Farbengebung gleich vollendet. In Esthland zeichnete er verschiedene Studien, die leider nicht mehr zur Verwerthung kommen sollten. Unvollendet auf der Staffelei befanden sich, als er starb, noch zwei kleinere Genrebilder und eine große italienische Landschaft mit Staffage, die Terrasse von Mondragone bei Frascati mit Blick auf den Pinienwald und die römische Campagna — eine treffliche Arbeit. Sie wurde auf Bestellung des Barons von Ungern-Sternberg gemalt. Unerwähnt dürfen wir auch nicht lassen eine Sammlung von Lithographien und Radirungen, römische Kostüme und Scenen aus dem Volksleben darstellend, welche seiner Zeit bei Spithöver in Rom erschienen sind und von Fremden gerne gekauft wurden. Wie sehr sich Schweinfurth der Achtung seiner römischen Kollegen erfreute, dürfte seine wiederholte Wahl zum Präsidenten des Deutschen Künstlervereins beweisen. Mit Sicherheit, Umsicht und vielem Takte bekleidete er durch mehrere Jahre diesen Posten und Allen — auch Nichtkünstlern — die den Winter über die gastlichen Räume des deutschen Vereines in Rom besuchten, wird der gerade, ehrenfeste und doch so liebenswürdige Schweinfurth unvergeßlich sein und bleiben. Vermöge seines Bildungsgrades und großer Kenntniß italienischer, speziell römischer Verhältnisse, war Schweinfurth mit beinahe allen Größen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in Fühlung und unterhielt zum Theil lebhafte Beziehungen mit solchen; sein berühmter Vetter, der Afrika-Reisende Schweinfurth, pflegte regen persönlichen und schriftlichen Verkehr mit ihm. Mit seinem ausgesprochenen Rechtsgefühl und seinem geraden,

biedern, offenen Wesen verband Schweinfurth auch eine nicht gewöhnliche Körperstärke, er ertrug mit Leichtigkeit jede Art von Strapazen. Ein Raubanfall in den Straßen Roms, dem er vor wenigen Jahren ausgesetzt war, als er Abends von einer Gesellschaft aus den Salons der Herzogin von Hamilton nach Hause zurückkehrte, ist der einzige schwarze Punkt in den glanzvollen Tagen seines römischen Lebens, für das er so sehr schwärmte. Hier verdankte er sein Leben seiner Kraft. Von zwei bewaffneten Individuen, meuchlings angefallen, gelang es ihm, das eine in die Flucht zu schlagen, das andere — Stock gegen Dolch — derart zu Falle zu bringen, daß es nicht mehr aufstehen sollte. Für diese That zollten ihm die heißblütigen Romanen großen Beifall und lange Zeit blieb der »brave deutsche Maler« der Löwe des Tages in der Hauptstadt Italiens. Trotz allen Verlockungen des Südens hat Schweinfurth die Heimath nie vergessen und stets warm für dieselbe gefühlt, im letzten Jahrzent verfloß selten ein Jahr, in welchem er nicht München, Baden oder Karlsruhe besuchte. In gewohnter Frische und Heiterkeit war er noch im Herbst 1877 in seinem reizenden Atelier in der Villa del Babuino thätig. In den ersten Tagen des Oktober ging er nach den herrlichen Villen Frascatis. Eine starke Erkältung warf ihn hier einige Tage auf's Krankenlager, von welchem er bald wieder gekräftigt erstand. Acht Tage später stellte sich wiederholtes Unbehagen und Verstimmung ein, das in einem Schlagfalle gipfelte. Seine rechte Seite wurde dadurch gelähmt und zugleich ward er der Sprache beraubt. Eine hinzugetretene Darmentzündung mit Fieber ließ den Zustand sehr bedenklich erscheinen. Trotz aufopfernder Pflege von seinen deutschen Freunden und den Bemühungen dreier Aerzte ist es nicht gelungen, diese künstlerische Kraft dem Leben zu erhalten. Vierzehn Tage nach dem Anfalle verschied Ernst Schweinfurth. Sein in Karlsruhe lebender Bruder Leopold eilte noch an das Krankenlager und drückte ihm die Augen zu. Fast alle Mitglieder der deutschen Kolonie erwiesen ihm die letzte Ehre. Der deutsche Botschafter, Herr von Keudell, war der Erste, welcher nach dem Gebete des Geistlichen und nach dem Gesange der Liedertafel an das Grab trat und dem Entschlafenen den letzten Zoll der Hochachtung entrichtete. An der Stadtmauer Roms, unter den Cypressen und Pinien bei der Pyramide des Cestius, ruht nun die irdische Hülle dieser ächten Künstlernatur. (Nach einem Nekrolog im Badischen Landesboten 1877 Nr. 251.)

Ferdinand Freiherr Allesina von Schweitzer.

Aus einer früher in Frankfurt a. M. ansässigen und jetzt noch in Nassau begüterten Familie stammend, war der am 13. Juli 1799 zu Baireuth geborene Freiherr von Schweitzer im Jahr 1819 in den Großh. bad. Militärdienst eingetreten, aus welchem er 1826 auf sein Ansuchen mit dem Charakter als Stabs-Rittmeister verabschiedet wurde. Im Jahr 1832 wurde Freiherr von Schweitzer bei der Großh. Gesandtschaft in Paris als Sekretär angestellt und eben daselbst 1839 zum Legationsrath, 1846 zum Ministerresidenten und 1852 zum Gesandten befördert. Er behielt diesen Posten bis zu dem Zeitpunkt, in welchem mit dem Ausbruche des Krieges 1870 die Einzelvertretung Badens in Paris ihr Ende erreichte. Während seiner langen Dienstlaufbahn immer mit rastloser Thätigkeit unter vielfach wechselnden und oft sehr schwierigen Verhältnissen der pflichttreuen Vertretung der Interessen des badischen Staats hingegeben, hat sich Freiherr von Schweitzer zu jeder Zeit die vollste Anerkennung der Großh. Regierung zu verdienen gewußt. Auch haben zahlreiche Badener sich in Förderung ihrer Angelegenheiten in Frankreich auf den verschiedensten Gebieten des Lebens der stets in liebenswürdigster und wirksamster Weise gewährten Unterstützung des Verstorbenen zu erfreuen gehabt. Bei ungewöhnlich genauer Kenntniß der Personen und Verhältnisse auf dem seiner Beobachtung und seinem Wirken zugewiesenen

großen Schauplatze und mit unermüdlichem Eifer seine Aufgaben verfolgend, vermochte der vielseitig gebildete und erfahrene Gesandte dieselben meistens mit Erfolg zu lösen. Insbesondere besaß Freiherr von Schweitzer in hohem Grade die Fähigkeit rascher und sicherer Orientirung auf politischem Gebiete, verbunden mit der Gabe klarer und anregender Darstellung. Unter den zahlreich in Paris anwesenden Vertretern fremder Staaten, welche dort, wie an andern Mittelpunkten politischen Lebens, vielfach auf den Austausch ihrer Wahrnehmungen angewiesen sind, war er in Folge dessen eine besonders ausgezeichnete persönliche Stellung einzunehmen berufen. Neben dieser diplomatischen Thätigkeit, welche sich in den Jahren 1848 und 1849 auch auf die unter den damaligen Zeitverhältnissen mit besonderer Schwierigkeit verbundene, von ihm taktvoll durchgeführte Vertretung der Frankfurter Centralgewalt bei der französischen Republik erstreckte, fand Freiherr von Schweitzer auch vielfach Gelegenheit, einen ihm eigenthümlichen feinen Sinn für die geschmackvolle Einrichtung des äußeren Lebens zur Förderung der kunstgewerblichen Industrie im Heimathlande zu verwenden; mit persönlichen Opfern und nicht ohne Erfolg war er bemüht, französische Industriezweige, welche Hervorragendes auf dem Gebiete des Kunstgewerbes leisteten, aber in Baden nicht vertreten waren, hier einzuführen, sowie er auch zahlreiche Muster, Bildwerke und Zeichnungen an die öffentlichen Lehranstalten und Gewerbtreibenden, namentlich in der Hauptstadt des Landes, zur Vertheilung brachte. Die letzten Jahre seines Lebens hat Freiherr von Schweitzer im Ruhestand, größtentheils in Baden, verlebt und sich auch in dieser Zeit fortgesetzter Beweise des höchsten Wohlwollens Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs vielfach zu erfreuen gehabt. Von einem Besuche seines der Kaiserlich deutschen Botschaft in Rom zur Dienstleistung zugetheilten Sohnes heimkehrend, starb er zu Florenz im 78. Lebensjahr am 12. Februar 1877. (Karlsruher Zeitung 1877 Nr. 44.)

Jakob Sengler.

Am 5. November 1878 starb zu Freiburg i. B. der ordentliche Professor der Philosophie, Geheime Hofrath Jakob Sengler, nachdem er das 80. Lebensjahr erreicht und 11 Jahre an der Universität zu Marburg, sowie 36 Jahre an der Universität zu Freiburg sein Fach mit Ruhm vertreten und durch seine wissenschaftlichen Leistungen, seinen edeln Charakter und seine persönliche Liebenswürdigkeit sich allgemein die höchste Achtung und ungetheilte Zuneigung Aller, die mit ihm in näherem und entfernterem Verkehr standen, gewonnen hatte. Darum erregte auch sein unerwartet rasch erfolgter Tod, nur wenige Tage nach seiner Amtsniederlegung, obwohl nach schon längerer, wenngleich nicht gefahrdrohender Krankheit, in den weitesten Kreisen die innigste Theilnahme. Denn Viele hatten noch ein langes, unausgesetzter Thätigkeit gewidmetes Leben für ihn gehofft, und auch er selbst war mitten in einer neuen von ihm unternommenen wissenschaftlichen Arbeit, sowie mit noch weiteren Plänen, die Vollendung und Herausgabe vieler bereits früher entworfenen Schriften betreffend, lebhaft beschäftigt, die er alle noch auszuführen gedachte und sehnlich wünschte, als allem diesem der Tod mit einemmal ein Ende machte. Er hatte die vielen Jahre seines Lebens und insbesondere die 47 Jahre seiner Amtszeit ohne Unterbrechung damit zugebracht, ein philosophisches System zu ersinnen, auszubilden, in Worten und Schriften niederzulegen und vor der Welt auszubreiten, ein System, das zwar ganz sein Eigenthum war, das er aber bescheiden an den Namen Schellings knüpfte, nicht nur, weil er zumeist mit dessen späterer Lehre übereinstimmte, sondern auch weil er es sich stets zur höchsten Ehre rechnete, ein treuer Schüler Dessen zu sein, an den er sich zuerst angeschlossen hatte. Doch bewahrte er sich dabei stets seine volle Selbstständigkeit, die auch Jeder sofort erkennt, der sich mit den Schriften Beider

bekannt gemacht hat. Zugleich hing sein System, das Werk seines Nachdenkens und seiner Geistesarbeit, auf's engste zusammen mit seiner persönlichen Gesinnung, weil Kopf und Herz bei ihm völlig eins waren. Denn er war mit dem Herzen ein aufrichtiger Christ und dem stimmte auch der Kopf rückhaltlos zu. Deßhalb war bei ihm von einer innern Zerrissenheit keine Spur zu finden. Milde und Billigkeit durchzogen sein ganzes Wesen und dabei beseelte ihn ein hohes ideales Streben, das sofort Alle, die ihm nahten, mit hoher Achtung gegen ihn erfüllen mußte. Man kann daher den wissenschaftlichen Sinn, von dem er durchdrungen war, nicht würdigen, wenn man nicht auch das Leben kennt, in welchem derselbe seine Wurzeln hatte. Von einer Skizze seines Lebens besitzen wir glücklicher Weise ein Fragment von seiner eigenen Hand, das bis zum Ende seiner Marburger Zeit reicht und das groß genug ist, um uns den Ton anzugeben, von dem bei ihm Alles durchdrungen war. Seine Aufzeichnung, die etwa aus dem Jahre 1855 stammt, hat folgenden Wortlaut: »Ich bin 1799 den 11. September zu Heusenstamm geboren. Hier verlebte ich meine ersten Kinderjahre. Ich war 4 Jahre alt, als mein Vater starb. Als meine Mutter in eine zweite Ehe in Frankfurt a. M. trat, ward diese Stadt nun meine zweite Heimath, die auch über mein Lebensschicksal auf wunderbare Weise entscheiden sollte. Es erwachte schon früh ein Drang in mir zum Studium, dem ich aber aus Mangel an Mitteln nicht folgen konnte. So lernte ich das Schuhmacher-Handwerk und ward Gesell in Straßburg. Die freien Stunden wurden der Lektüre, besonders in religiösen Schriften zugewendet. Ein ausgezeichneter Prediger, Stadtpfarrer Orth in Frankfurt, zog mich ganz besonders an, so daß ich keine seiner Predigten versäumte. Er sollte meinem Lebensgeschick eine entscheidende Wendung geben. Ich schrieb nämlich zwei seiner Festpredigten, einige Wochen nachdem sie gehalten waren, auf und überreichte sie ihm. Als er sie gelesen und sie im Ganzen richtig gefunden hatte, fragte er mich: warum ich nicht studirt habe. Ich gab ihm die Gründe an, setzte aber hinzu, daß ich meinen Drang hierzu noch immer nicht aufgegeben habe und ihn noch immer zu verwirklichen gedächte. Der wackere Mann bot mir nun wirklich die Hand hiezu. Ich erhielt Unterricht zur Vorbereitung in's dortige Gymnasium, in welches ich auch nach $2^1/_2$ Jahren in die Secunda aufgenommen wurde. Ich war bereis über 20 Jahre alt. In drei Jahren wurde ich mit dem Zeugniß der Reife auf die Universität entlassen. Ich hielt noch eine Abschiedsrede in dem Kaisersaale über Vaterlandsliebe. 1824 bezog ich die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren. Es war daselbst eine katholisch-theologische Fakultät aufgeblüht, besetzt mit jugendlichen Kräften und liberaler Gesinnung und sie war von einem Geiste beseelt. Es waren die Lehrer wahre Meister in ihrem Fache. Unter ihnen war der Jüngste Möhler. Mit wahrer Liebe und Begeisterung studirte ich hier drei Jahre Theologie. Im letzten Jahre arbeitete ich zwei Preisfragen aus, eine exegetisch-kritische und eine homiletische. Da wurde ich vier Wochen vor meinem Abgang aufgefordert, meine eingereichte Predigt in der Kirche vorzutragen. Dieses geschah mit drei Andern. Einer von diesen und ich erhielt den Preis. Es erhielt auch meine exegetische Arbeit den Preis. So kehrte ich im Herbste 1827 mit zwei goldenen Medaillen nach Frankfurt zurück. Hier lebte ich ein Jahr und bereitete mich zum theologischen Examen vor, hielt aber auch in mehreren Instituten den Religionsunterricht. Und es ward mir ein verdorbener Knabe zur Besserung durch den Religionsunterricht übergeben. Diesem Unterricht verdankt meine Schrift »Ueber einen Plan zu einem neuen Katechismus.« Frankfurt 1828, ihre Entstehung. Es erfolgte auch die theilweise Ausarbeitung des Katechismus. Nachdem ich nun mein theologisches Examen zu Wiesbaden bestanden und Kandidat der Theologie geworden war, begannen meine Lehr- und Wanderjahre von neuem

im Jahre 1828. Aber anstatt in den geistlichen Stand zu treten, ging ich diesmal nach München, um mich nun dem Studium der Philosophie unter Schellings Leitung zu widmen. Die Mittel erlangte ich hiezu durch die Herausgabe zweier Werke, des »Plans zum neuen Katechismus« und des von der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät gekrönten Werkes »Ueber die Abendmahlslehre«. Die anregende Schrift Schellings »Vorlesungen über das akademische Studium« hatte mich schon in Tübingen für die Philosophie desselben begeistert und erweckte schon früher mein Verlangen, mich zu seinen Füßen zu setzen. Hier in München begann nun die herrlichste Zeit meines Lebens. Von Schelling auf's beste aufgenommen und näheren Umgangs gewürdigt, hörte ich hier mit einem Kreise von Freunden dessen Vorlesungen. Ebensosehr ward ich hier mit dem berühmten Theosophen Franz von Baader befreundet und durch dessen persönlichen Umgang und Vorträge in sein System eingeführt. Außerdem hörte ich Vorlesungen bei Ast, Schubert, Oken und Thiersch. Ich werde nie die anregenden Stunden vergessen, welche ich hier diesen Vorträgen und dem Umgang mit den Lehrern und Freunden verdankte. Es ging mir hier ein ganz neues Leben, eine ganz neue Welt auf und erfüllte mich mit Begeisterung für die Ideen derselben. Ich lernte hier das Glück schätzen, welches der Unterricht und Umgang mit großen Meistern des Wissens, der Umgang und die Anregung gleichgesinnter, talentvoller, hochstrebender Freunde gewähren. Ich habe hier einen Bund der Freundschaft geschlossen, der durch mein ganzes Leben sich erhalten hat und jetzt noch fortbesteht. Mit Schelling blieb ich auch noch später in brieflichem Verkehr und erhielt noch ganz kurze Zeit vor seinem Tode (Ende 1854) ein interessantes Schreiben, fast das letzte, wie mir sein Sohn schrieb, das er an Freunde geschrieben habe. — Es war eine eigene Fügung des Geschicks, die ich öfters in meinem Leben erfahren habe, die mich hier wieder zur Theologie zurückführte, um mich auch durch sie bleibend mit der Philosophie durch Neigung und Beruf zu vereinen. Es war dies die Gründung meiner Kirchenzeitung für das katholische Deutschland im Juli 1830. Ich wurde dem Verleger Frank, der eine solche Zeitschrift in München gründen wollte, als Herausgeber empfohlen, und er kam zu mir, um mich mit seinen Plänen bekannt zu machen und mir die Redaktion anzutragen. Ich bat mir Bedenkzeit aus und ich trug den Plan meinen Freunden vor. Diese riethen mir, auf den Plan einzugehen, indem sie mir ihre Theilnahme durch Beiträge zusagten. So entstand eine theologische und philosophische Kirchenzeitung wie aus einem Gusse. Ich machte mir einen Plan und vertheilte die Arbeiten an meine gleichgesinnten philosophischen Freunde von katholischer und protestantischer Konfession und lud die letzteren zur Besprechung der konfessionellen Gegensätze ein. So traten denn namhafte katholische und protestantische Theologen, vor Allen Karl Philipp Fischer, Professor in Erlangen, Döllinger, Leopold Schmid, Hoffmann, Fichte und Weiße als Mitarbeiter auf. Mein Plan war, das kirchliche Leben nach allen Richtungen zu besprechen. Ich begann mit einem Aufsatz über das Wesen der katholischen Kirche, welche mir als die Einheit an Leib, Seele und Geist erschien, welche aber vermenschlicht und gegensätzlich erscheinen könne, und zwar, wenn sie den Leib vorzugsweise zur Herrschaft bringe mit Zurücktreten der Seele und des Geistes, als Formalismus und Verknöcherung der Schrift und Tradition, oder wenn die Seele einseitig vorherrsche, in Mystizismus und Gefühlswesen, oder wenn der Geist einseitig vorherrsche, in Rationalismus und Materialismus ausarte. So erschienen denn Abhandlungen über diese dreierlei Ansichten und Richtungen und auch die Schriften in diesem Sinne wurden besprochen. Bei dieser Wirksamkeit schloß sich auch ein Kreis von Theologen an mich an, welche, durch die Zeitschrift angeregt, zu mir kamen und Belehrung wünschten. So hielt ich denn zuerst in meinem Haus

und, als sich dieses bald zu klein bei dem fortwährenden Zuwachs erwies, in einem öffentlichen Lokale Vorlesungen. Es war damals in München ein Streben unter den Professoren und den Studenten erwacht, aus dem verschiedene Studentenverbindungen hervorgingen, die sich vornahmen, allgemeine und ideale Zwecke zu verfolgen. Thiersch und Andere hielten zur Anregung der Sache in dem Odeon-Saale für den Plan begeisterte Reden. Als aber dieser Plan bald erkaltete, bildeten die Studenten einzelner Fakultäten ein paar Vereine zur geselligen Zusammenkunft und Besprechung. Die Studirenden der katholischen Theologie waren einige hunderte, die einen solchen Verein stifteten und ein eigenes Lokal mietheten, Abends sich daselbst vereinigten und eine Bibliothek anlegten. Hier hielt ich meine Vorträge. In dieser Wirksamkeit erging an mich der Ruf als Professor der Theologie an der von Nassau und Kurhessen gemeinschaftlich gestifteten katholisch-theologischen Fakultät in Marburg, dem ich folgte. Ich verlegte den Druck meiner Zeitschrift nun auch hieher und nahm einige Freunde, welche an derselben eifrig theilnahmen, mit dahin. In Marburg fand ich freundlichste Aufnahme unter meinen Kollegen, unter denen ich mir auch bald einige zu Freunden erwarb. Die Kirchenbehörde zu Fulda hatte aber Anstand genommen, ihre theologische Lehranstalt aufzugeben, und wirkte auch bei dem Bischof zu Limburg dahin, eine solche Lehranstalt zu gründen. Unter diesen Umständen gab mir die Ertheilung des Doktorats honoris causa unter den freundlichsten Ausdrücken von Seiten der philosophischen Fakultät zu Marburg die erwünschte Gelegenheit, philosophische Vorlesungen zu halten aus Dankbarkeit für die Ehre. Ich erwarb mir nun einen Zuhörerkreis, der sich immer mehr vergrößerte im Laufe des begonnenen und nächsten Semesters. Da wurde ich denn von der Universität zum ordentlichen Professor der Philosophie vorgeschlagen und ernannt. Im nächsten Jahre verheirathete ich mich mit der Tochter des Geheimen Finanzraths von Menz in Wasserlos, aus welcher Ehe mir zwei noch jetzt lebende Kinder entsprossen sind. Hier lebte ich 11 Jahre in gesegneter Wirksamkeit und in kollegialischer Eintracht und freundlichstem, mir nie zu vergessenden Entgegenkommen meiner Kollegen. Vor Allem ist es der ehrwürdige Suabedissen, dessen Wohlwollen mir in so hohem Grade zu Theil wurde und der mir als die herrlichste Gestalt eines echten Philosophen immer vor der Seele geblieben ist. Aber als eine der größten Wohlthaten, die mir hier gleich im Anfange meines Aufenthalts in Marburg zu Theil geworden ist, muß ich die nähere Bekanntschaft und dann Freundschaft mit dem Professor E. Plater bezeichnen. Ein homo candidus, eine urkräftige Natur, verband er mit der größten Heiterkeit den tiefsten Ernst und die hohe Idealität des Strebens, das Bild veredelter Humanität von ganz universeller Geistesrichtung, neben seinem Fach als Jurist der Poesie und Philosophie ergeben. Wie viel ich seinem anregenden Umgange verdanke, kann ich nicht ermessen. Neben ihm verdanke ich den dortigen Freunden, von denen ich Hüpfeld, Rubino, Kling, K. Fr. Hermann, Henke, Nasse u. s. w. mit Freuden nenne, sehr Vieles. Zu diesem schönen, geistig vielfachst angeregten Kreise kam die herrliche Natur und die Lage der Stadt, die wie mit einem Rahmen von jener umgeben ist. Als ich meine philosophische Professur antrat, wollte ich meine ganze Kraft ihr widmen und gab meine Zeitschrift auf. Hier entstanden meine zwei Schriften: »Ueber das Wesen und die Bedeutung der spekulativen Philosophie und Theologie. Allgemeine Einleitung in dieselbe. Mainz 1834« und »Specielle Einleitung in dieselbe. Heidelberg 1837«. Außerdem noch eine akademische Rede. Es war im Anfange des Sommers im Jahre 1842, als ich, von einem Spaziergang nach Hause gekommen, ein Schreiben des Kurators der Freiburger Universität vorfand, in welchem mir die Lehrkanzel der Philosophie an dieser Universität angetragen wurde, unter ehrenvollen Bedingungen. Ich bat mir drei Wochen

Bedenkzeit aus und nahm den Ruf alsdann an. Kaum hatte ich einem Freunde davon Mittheilung gemacht, als auch schon der damalige Prorektor Rettberg in mein Haus kam und mich bat, doch nicht wegzugehen, die Universität werde Alles anwenden, um mich zu erhalten. Und so ging auch der Antrag der philosophischen Fakultät und des akademischen Senats nach Kassel: die Regierung möge mich um jeden Preis zu erhalten suchen. Die Antwort war die Zusage einer Gehaltszulage von 300 Thalern. Ich fühle mich gedrungen, diesen Umstand hier zu erwähnen, weil ich daraus ersah, daß mir die wohlwollendste und hochherzige Gesinnung, mit welcher mich die Universität in ihren Kreis aufgenommen hatte, sich fortwährend in meiner jetzt fast 11jährigen Wirksamkeit erhalten und sich noch gesteigert hatte, was ich hier dankend anzuerkennen mich gedrungen fühle. In derselben Zeit, als ich im Begriffe war, den Ruf nach Freiburg anzunehmen, wurde die Professur der Philosophie in Bonn durch den Abgang Fichtes nach Tübingen frei. Der Minister Eichhorn in Berlin schrieb an Professor Kling, der bereits einen Ruf nach Bonn angenommen hatte: er möge indirekt meine Gesinnung zu erforschen suchen, ob ich nicht lieber nach Bonn als nach Freiburg ginge. Bei dem Nachhausegehen aus einer Gesellschaft fragte er mich. Daß ich verneinend antwortete, beruhte auf einem Mißverständniß der Anfrage. So ging ich im Herbst 1842 zugleich mit Kling und Hermann, der nach Göttingen berufen war, ab.« Hiemit bricht das Fragment Senglers leider ab, so daß wir über die 36 Jahre, die er seitdem zu Freiburg zubrachte (1842—1878), nur noch Folgendes zur Ergänzung hinzufügen können. Als er nach Freiburg kam, waren auch sein Tübinger Lehrer Hirscher und sein langjähriger Tübinger und Gießener Freund Staudenmeier eben dahin berufen, mit denen er jetzt seine akademische Thätigkeit vereinigen zu können sich glücklich schätzte. Alsdann fanden sich unter seinen Kollegen auch noch andere gleichgesinnte Freunde hinzu, und überhaupt gestalteten sich zu der ganzen Universität und zu andern Freunden in Freiburg seine Verhältnisse ganz ähnlich wie dies schon zu Marburg der Fall gewesen war. Unter seiner Leitung erhielt die Philosophie zu Freiburg eine neue Anregung und großen Aufschwung. Er versammelte stets um sich ein zahlreiches Auditorium nicht blos aus Studenten, sondern auch aus älteren Bürgern, höher Gebildeten, Offizieren ꝛc., die ihm mit Theilnahme zuhörten. Er hielt über alle Fächer der Philosophie, wie er dieses schon zu Marburg gethan hatte, regelmäßig in jedem Semester zwei vierstündige Vorlesungen und außerdem in den ersten Jahren auch noch eine öffentliche Vorlesung, so daß er nach und nach das ganze Gebiet erschöpfte und mit der strengeren Philosophie auch die Aesthetik vereinigte, in der er die poetische Literatur, insbesondere Goethe und Schiller zu tiefgreifender Charakteristik brachte. Die Vorlesungen arbeitete er so aus, daß sie sämmtlich einst durch den Druck herauskommen sollten; doch gelang ihm dieses nur mit einer Auswahl, während die übrigen noch einer späteren Revision vorbehalten wurden. Außer den beiden Einleitungen in die spekulative Philosophie und Theologie, die er schon in Marburg herausgegeben hatte, gab er in Freiburg sein Hauptwerk, »die Idee Gottes«, heraus, in zwei Bänden, Heidelberg 1845 und 1852, sodann seine »Erkenntnißlehre«, von der jedoch nur ein Band erschien, Heidelberg 1858, und endlich eine neue Erklärung von Goethes Faust, Berlin 1873. Außerdem ließ er mehrere einzelne kleinere Schriften, so die erste Vorlesung in Freiburg 1842, Reden über die Krisis, in welche die Philosophie gerathen ist, Freiburg 1843, eine Festrede zu Ehren Anselm Feuerbachs, Freiburg 1853, und eine Anzahl philosophischer Abhandlungen und Recensionen in verschiedenen Zeitschriften drucken, z. B. in der von Ulrici, in dem Bonner Theologischen Literaturblatt und in andern Blättern. Am Schlusse seines Lebens begann er noch ein größeres Buch, das den Titel führen

sollte: »Ueber Gott, den Menschen und die Natur«, und zum Gegenstand die neuesten philosophischen Richtungen, insbesondere den Materialismus, hatte, das er aber sehr bedauerte nicht mehr vollenden zu können. Ebenso beklagte er es sehr oft zu eben dieser Zeit, im Hinblick auf die vielen bei ihm liegenden und fast fertigen Manuskripte, daß er Niemanden in seiner Nähe hatte, der ihm helfen könnte, dieselben endlich zum Drucke zu befördern. Abgesehen von diesem regen Eifer, den er stets seinem eigentlichen Studium widmete, ließ er es auch sonst an unausgesetzten persönlichen Anregungen in seinem näheren Kreise nirgends fehlen. Insbesondere zog er fleißige und für höheres Wissen empfängliche Studirende gern näher an sich heran, um sie in ihrem Beruf und ihrem Wissen möglichst zu fördern. Für alle wichtigen Tagesfragen hatte er ein lebendiges Interesse, ohne jedoch sich jemals in Parteibestrebungen einzulassen, so entschieden er auch laut und wiederholt seine Ueberzeugung da aussprach, wo es nöthig war. Für alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst bewahrte er eine seltene geistige Frische und Beweglichkeit. In der Beurtheilung fremder Leistungen war er stets mild und schonend, während er gegen sich selbst stets streng war und sich nie genug thun konnte. Dies war auch der Grund, weßhalb er viele seiner Schriften unvollendet ließ. Im geselligen Leben und Verkehr war er, wie wenige Menschen, allgemein beliebt und hochgeschätzt. Wohl Niemand ist ihm nahe getreten, auf den er nicht den Eindruck eines vollendeten Menschenfreundes gemacht hätte. Seinem ganzen Wesen nach allem Gemeinen fremd und im Innersten abhold, nahm er alle Anderen stets von der besten Seite; und selbst auch manche gegentheilige Erfahrungen konnten ihn in seiner idealen Auffassung von Welt und Menschen nicht irre machen. Gegen die Mitglieder der Universität war er allezeit liebevoll, offen und bieder, gegen seine Freunde war er unwandelbar treu und sah es gern, wenn sie aus nahe und fern sich öfters in seinem gastlichen Hause einfanden, und umgekehrt besuchte er auch sie gern in seinen Ferienreisen, wo seine Ankunft jedesmal als ein Fest galt. Seiner Familie war er der beste Gatte und Vater. Diese verdienstvollen Leistungen und dieses allgemein gewinnende persönliche Benehmen erhielten aber auch in Baden und Freiburg, ebenso wie früher in Kurhessen und Marburg, die entschiedenste öffentliche Anerkennung in einer Weise, wie dies selten nur der Fall ist. Als er nach 36jähriger Thätigkeit der Großherzoglich badischen Regierung seinen Wunsch aussprach, in den Ruhestand versetzt zu werden, wurde ihm nicht nur dieser in den gnädigsten Ausdrücken bewilligt, sondern der akademische Senat richtete auch an dem Tag, als er diese Ruhe wirklich antrat und aus der näheren Verbindung mit der Universität ausschied, am 1. November 1878, eine ehrenvolle Adresse an ihn, der wir folgende Sätze entnehmen: »Durch 47 Jahre, 11 Jahre an der Schwesteranstalt Marburg und 36 Jahre an hiesiger Hochschule, waren Sie ein treuer Pfleger und eifriger Beförderer Ihrer Wissenschaft, und Ihre Werke, die Frucht Ihrer emsigen Forschungen, haben bei den Gelehrten und Gebildeten unserer Nation und noch in weiteren Kreisen außerhalb dieser die verdiente Anerkennung und Achtung gefunden, und werden Ihren Namen dauernd der Wissenschaft erhalten. Durch 47 Jahre haben Sie Sich der akademischen Jugend gegenüber als unermüdlicher Lehrer und treuer Freund gezeigt und die wohlthuende, wahrhaft humane Art des persönlichen Verkehrs nicht minder, wie die Belehrung im Kollegienhaus, wird bei allen Ihren Schülern in dankbarer Erinnerung bleiben. Auch wir Kollegen, indem wir ungern einen Gelehrten von bis in das hohe Alter wunderbar erhaltenem, so hohem wissenschaftlichen Streben aus unserer Mitte scheiden sehen, haben noch die besondere Trauer, daß wir künftig in akademischen Fragen und in Angelegenheiten unserer Hochschule einen Mann von so bewährtem Charakter, von so großer Erfahrung und so treuer

Anhänglichkeit an unsere Universität missen sollen. Sie aber, hochverehrter Herr Kollege, dürfen mit Ruhe und mit Stolz auf die zurückgelegte Laufbahn sehen, sich bewußt, Ihre Mission erfüllt, die Wissenschaft gefördert und der Jugend genützt zu haben. Dabei besitzen Sie, entsprechend der Wissenschaft, die Sie vertreten, noch die besondere Genugthuung, der Jugend unseres Landes und Volkes, entgegen der immer zunehmenden Hast nach äußerem Gewinn und der überwuchernden Richtung unserer Zeit nach grobem Materialismus, neben Ihrer Wissenschaft stets den Werth und die Ziele idealen Strebens vorgehalten zu haben. Mögen Sie, das ist unser Aller Wunsch, die verdiente Ruhe und das schöne Familienglück, das Sie besitzen, noch lange genießen.« Dieser freundliche Wunsch theilnehmender Kollegen sollte sich nicht erfüllen. Nur vier Tage, nachdem ihm diese Adresse überreicht worden, rief den Greis ein sanfter Tod aus diesem Leben. Es hätte nicht schöner enden können. (Allgemeine Zeitung 1879 Nr. 35, 36 B.)

Moriz August Seubert

wurde am 2. Juni 1818 zu Karlsruhe geboren, als Sohn des Medizinalraths, späteren Geheimraths Dr. Karl August Seubert (vgl. Bad. Biogr. II, 567) und dessen zweiter Frau Wilhelmine, geborene Vierordt. Im Kreise vieler Geschwister und unter Pflege liebevoller, hochgebildeter Eltern verlebte er eine schöne Jugend. Die reichen Talente des Knaben erhielten in dem Lyceum seiner Vaterstadt unter Lehrern wie Kärcher, Vierordt und Holtzmann sorgfältige Ausbildung. Von frühester Jugend an zeigte er große Freude an der Natur und ihren Geschöpfen; durch Besuch der Vorlesungen Alexander Brauns, der damals am Polytechnikum Naturwissenschaften vortrug (a. a. O. I, 125), erweiterte er noch als Schüler des Lyceums seine Kenntnisse in Zoologie und Botanik, während gleichzeitig seine bedeutende Anlage zum Zeichnen durch Kuntz in meisterhaftem Unterricht weiter entwickelt wurde. Ein eiserner Fleiß ergänzte seine schönen Geistesgaben, so daß er, mit Prämien in sämmtlichen Klassen des Lyceums belohnt, nach vorzüglich bestandener Abgangsprüfung 1836 die Universität Heidelberg bezog, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Schon im folgenden Jahre siedelte er nach Bonn über und legte sich dort, unter Lehrern wie Goldfuß, Treviranus und Noeggerath, vorwiegend auf die Naturwissenschaften, von denen ihn namentlich Botanik und Zoologie mächtig anzogen. Zugleich hörte er Philosophie, Logik, Psychologie und Geschichte, wozu ihn seine gründliche Kenntniß der alten Sprachen vorzüglich befähigte. Nachdem er unter dem Dekanate Ernst Moritz Arndts die philosophische Doktorwürde erlangt hatte, begab er sich längere Zeit nach Berlin, wo er sich namentlich mit dem Ordnen der reichen naturhistorischen Sammlungen beschäftigte. 1843 kehrte er nach Bonn zurück und habilitirte sich dort als Privatdozent. 1846 folgte er einem an ihn ergangenen Rufe an das Polytechnikum seiner Vaterstadt, wo durch Alexander Brauns Weggang die Professuren der Zoologie und Botanik erledigt waren. Zugleich übernahm er die Stelle eines Vorstandes des Großherzoglichen Naturalienkabinets und Botanikers am Großherzoglichen botanischen Garten, sowie für einige Jahre die eines Bibliothekars an der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek. Nachdem schon früher sein zarter Körper durch schwere Krankheit arg erschüttert worden war, verschlimmerte sich in Folge angestrengten Arbeitens in der schädlichen Luft enger Arbeitsräume sein Leiden mit den Jahren immer mehr. Noch war es ihm vergönnt, den Umzug und die Aufstellung der naturhistorischen Sammlungen in das neue, prachtvolle Gebäude zu vollenden, aber den unvermeidlichen Ueberanstrengungen dieser Arbeit war seine Gesundheit nicht mehr gewachsen. Ueberdies zog er sich durch das anhaltende Arbeiten in den ungeheizten Sammlungsräumen im Winter 1875 einen schmerzhaften Frostschaden zu, der, in der kalten Jahreszeit stets wiederkehrend, ihn oft recht trübe stimmte. Im Anfange des Jahres 1878

trat derselbe mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf, so daß er wochenlang das Zimmer hüten mußte. Eine hinzugetretene Erkältung fesselte ihn wenige Tage an das Bett, als überraschend, selbst für seine nächsten Angehörigen, am 6. April 1878 Mittags 12 Uhr der Tod ihn von seinen, in Stille und Ergebenheit ertragenen Leiden sanft erlöste. Der durch Erkrankung wichtiger innerer Organe zerrüttete Körper war zu schwach, um einer in den letzten Tagen hinzugekommenen Lungenkrankheit erfolgreich widerstehen zu können. — M. Seubert war ein Mann von seltener, vielseitiger Bildung. Er beherrschte die Naturwissenschaften in einem Umfange, wie er seinem kurz vor ihm geschiedenen Lehrer und Freunde Alexander Braun zu Gebote stand. Neben seiner umfangreichen Lehrthätigkeit am Polytechnikum und der Sorge für die seiner Leitung anvertrauten Sammlungen fand er noch Zeit für literarische Arbeiten auf botanischem Gebiete, von denen namentlich die Lehrbücher weiteste Verbreitung, auch in fremden Sprachen, gefunden haben. Eine vieljährige Mitarbeiterschaft an der Flora Brasiliensis führte ihn zu inniger Freundschaft mit v. Martius, die er bis zu dessen Tode lebhaft aufrecht erhielt. Die rege Thätigkeit in seinem Berufe, für den er mit ganzer Kraft und Liebe eintrat, fand Anerkennung durch die 1862 erfolgende Ernennung zum Hofrath und 1865 durch Verleihung des Ritterkreuzes 1ter Klasse vom Zähringer Löwen; 1877 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Hofrath. Viele gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem korrespondirenden und Ehrenmitgliede. Das 25jährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit am Polytechnikum, sowie seine silberne Hochzeit beging er, seinem einfachen, bescheidenen Sinne entsprechend, in größter Stille; nicht einmal die älteren Kollegen und vertrauten Freunde hatten Kenntniß davon. In den 32 Jahren seines Wirkens an der Karlsruher Hochschule hat er viele Schüler herangebildet, mit denen ihn oft noch nach Jahren herzliche Freundschaft verband. Er hing mit seiner Vaterstadt und der Stätte seines Wirkens eng zusammen, so daß er mehrere ehrenvolle Rufe an auswärtige Hochschulen ausschlug. Mit der gleichen Treue war er dem deutschen Vaterlande zugethan und zögerte bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges keinen Augenblick, dem Vaterlande drei Söhne freiwillig anzubieten. Die Tage ihrer Rückkehr, von denen der älteste mit dem Eisernen Kreuze geschmückt heimkam, zählte er zu den schönsten Tagen seines Lebens. Seine Liebenswürdigkeit und anregende Unterhaltungsgabe erwarb ihm viele Freunde, an denen er zärtlich hing und deren Besuche ihm die trüben Tage seiner letzten Krankheit aufheiterten. In großer Zahl hatten sie sich eingefunden, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen; die Liebe seiner Schüler fand ihren schönsten Ausdruck in Lorbeerkränzen, die der »Polytechnische Verein« und die Forstverbindung „Hubertia“ an seinem Sarge niederlegten. So steht sein Leben vor uns als ein Leben voll Mühe und Arbeit, gern und freudig aufgewendet in seinem Berufe und zur Förderung der geliebten Wissenschaft, als das eines guten Sohnes seines Vaterlandes und seiner Heimath, eines treuen Lehrers und Freundes, wohl würdig des Lorbeers und der Palme, die ihm Freundeshand auf den Sarg legte. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 88.)

Gustav Simon

hat auf dem Gebiete der Chirurgie Wege betreten, die vor ihm kein Anderer zu gehen wagte, operative Eingriffe mit glänzendem Erfolge vorgenommen, die wenige Jahrzehnte früher von den hervorragendsten Geistern für unmöglich erklärt worden waren. Aber nicht hierin, nicht in dieser kühnen Entschlossenheit, das einmal für richtig Erkannte trotz aller entgegenstehenden Meinungen durchzuführen, lag seine eminente Bedeutung für die Chirurgie, sie lag tiefer. Vor Allem in der bewunderungswürdigen Gründlichkeit, mit der Simon vor jedem neuen Schritt alle Eventualitäten, die ganze Tragweite seines Handelns abwog,

mit der er selbst alle erdenklichen Einwände und Zweifel gegen die Richtigkeit seines Verfahrens berücksichtigte und zu beseitigen trachtete. Daher entsprang sein Vorgehen niemals einer raschen verwegenen Entschließung des Augenblicks, sondern es war das Resultat einer durch Wochen und Monate auf's gewissenhafteste durchgeführten Denkarbeit, und nur so konnte es die Sicherheit des Gelingens in sich tragen. Aber noch ein Zweites muß gekannt sein, will man die eigenartige Bedeutung Simons in ihrem vollen Werthe erfassen. Simon hatte sich mit ganzer Kraft auf einen Zweig der Chirurgie geworfen, der am wenigsten ein starres Festhalten an vorgeschriebenen Normen erlaubte, auf dem eine freischaffende Kombinationsgabe wegen des steten Wechsels der Probleme stets neue Lösungen zu finden vermochte, auf das Feld der chirurgischen Plastik. Wenn er hier Schwierigkeiten leicht und glücklich überwand, an deren Beseitigung Andere längst verzweifelt hatten, so darf das Geheimniß seiner Erfolge nicht ausschließlich in seiner unübertroffenen Technik gesucht werden. Es beruhte vielmehr in einer Art, man kann fast sagen, künstlerischer Intuition, in seiner besondern Begabung, sofort mit sicherem Griffe unter allen Möglichkeiten die vollkommenste zu finden, es beruhte in der ganzen Anlage des Plans, nach dem Simon vorging. Gerade auf diesem Gebiete bleibt sein allzu frühes Ende besonders zu beklagen, da er mit seinen hervorragenden Gaben hier nicht vereinzelten seltenen Fällen diente, sondern unzähligen Leidenden die Gesundheit wiedergab. — Gustav Simon wurde zu Darmstadt am 30. Mai 1824 geboren. Sein Vater war der Großherzoglich hessische Rentmeister Georg Simon, die Mutter eine Tochter des Pfarrers Scriba von Niederbeerbach. Die Letztere wurde, als der Knabe im zehnten Lebensjahre stand, vom Schlage getroffen und blieb von da dauernd kränklich, so daß die Erziehung der Kinder ganz in den Händen des Vaters lag. Seine Gymnasialbildung empfing Simon in Darmstadt, später in Büdingen. Im Jahr 1842 ging er auf die Universität Gießen, später 1844 nach Heidelberg. In den ersten Semestern faßte ihn der ganze Reiz der studentischen Freiheit, dem er sich freudig hingab. Leicht wurde es ihm, sich bei den Starkenburgern in Gießen, bei den Saxoborussen in Heidelberg als trefflicher Schläger, als sicherer Pistolenschütze hervorzuthun. 1845 kehrte er nach Gießen zurück, und nun fing er an, sich mit ganzer Kraft auf das Studium seiner Wissenschaft zu verlegen, die Lücken in seinen Kenntnissen allmählig zu ergänzen, so daß er Ende 1847 ein tüchtiges Examen ablegen konnte. Nachdem er im folgenden Frühjahre promovirt hatte, ging er nach Darmstadt zurück und trat daselbst als Militärarzt ein, eine Stellung, in der er bis 1861 verblieb. Durch den badischen Feldzug von 1849 bekam ein bei ihm allmählig stärker hervortretendes Interesse für Chirurgie eine neue Stütze. An den im Darmstädter Militärhospital aufgenommenen Verwundeten konnte er Erfahrungen über Schußverletzungen sammeln; Experimente ergänzten da, wo Beobachtungen fehlten: so kam ein reichhaltiges Material zusammen, das er in einer 1851 erschienenen Schrift »Ueber Schußwunden« veröffentlichte. In ganz neue Bahnen wurden diese Bestrebungen gedrängt durch den Besuch der Pariser Hospitäler in den Jahren 1851 und 1852. Hier wirkten besonders fruchtbringend auf ihn die Erfolge, welche er bei Jobert de Lamballe in der Behandlung eines der hartnäckigsten Frauenleiden, in der Operation der Vesicovaginalfisteln, kennen lernte, Erfolge, die in scharfem Gegensatze standen zur Muthlosigkeit, die damals fast die ganze chirurgische Welt diesem trostlosen Uebel gegenüber zur Schau trug. Simons erfinderischer Geist hatte jetzt eine Aufgabe gefunden seiner würdig, eine Aufgabe, für die das Interesse in ihm niemals erlahmte, die selbst noch in seinen letzten Lebenswochen ihn lebhaft beschäftigte. Die erste Publikation über dieses Thema aus seiner Feder erschien schon 1854; sie enthielt eine Reihe durchgreifender Verbesserungsvorschläge, deren

praktischer Werth an einer Anzahl vollkommen geheilter Fälle nachgewiesen wurde. Diese Leistungen waren dazu geschaffen, ihn weit über seine Vaterstadt hinaus bekannt zu machen; so mehrten sich rasch in den folgenden Jahren dem entsprechend die Patienten, seine Erfahrungen, die darauf bezüglichen Publikationen. Die Angabe einer neuen Methode, um in unheilbaren Fällen doch den Patienten einen erträglichen Zustand zu schaffen, der »Kolpokleisis«, fällt schon in diese frühe Zeit seiner Thätigkeit. Auch die andern Gebiete der Chirurgie wurden übrigens nicht vernachlässigt. Eine Reihe wichtiger Artikel erschien im Laufe der fünfziger Jahre: »Ueber die Behandlung veralteter Oberarm-Luxationen«, »Ueber die Einheilung von Gewehrkugeln in spongiöse Knochen«, »Die Exstirpation der Milz am Menschen« u. A. m. Doch überwog stets das Interesse für gynäkologische Fragen, welche er durch eine große Anzahl wichtiger Aufsätze, im gleichen Zeitraum erschienen, zu klären suchte. — Das Jahr 1861 brachte endlich die Anerkennung für so unermüdliche Thätigkeit, es brachte den Beweis, welche Bedeutung die wissenschaftliche Welt den Bestrebungen Simons beilegte. Der den akademischen Kreisen fernstehende Militärarzt erhielt einen Ruf der Universität Rostock als außerordentlicher Professor, dem bald das Ordinariat folgen sollte. Simon leistete der ehrenden Aufforderung Folge und übernahm dort anfänglich die theoretischen Vorlesungen und Operationen, im folgenden Jahre auch die Klinik. Nun traten neue Pflichten an ihn heran. Mit dem größten Eifer widmete er sich der ihm anfänglich fremden Lehrthätigkeit. Die Zahl der ihn konsultirenden Patienten wuchs unaufhörlich; weit über Deutschlands Grenzen hinaus drang sein Ruf als Operateur; aus entlegenen Gegenden, aus Rußland selbst, kamen Hilfesuchende. So beschränkt auch Simons Zeit durch diese nach allen Seiten erweiterte Thätigkeit war, es litt den rastlosen Mann nicht, die sich ihm überall aufdrängenden neuen Erfahrungen den chirurgischen Kreisen lange vorzuenthalten. Inmitten einer aufreibenden praktischen Wirksamkeit fand er Zeit zu einer Reihe werthvoller kleinerer Artikel und später sogar zur Veröffentlichung eines größeren bedeutenden Werkes, der »Mittheilungen aus der chirurgischen Klinik des Rostocker Krankenhauses«. Das inhaltsreiche Buch enthält eine mit unglaublichem Fleiße gesammelte Blumenlese exakter Beobachtungen aus fast allen Gebieten der Chirurgie. Mit besonderer Vorliebe sind auch hier die Kapitel über chirurgische Plastik und über gynäkologische Themata behandelt. Die Grundsätze, die Simon hier zum ersten Male im Zusammenhange über diese Fragen mittheilte, gehören zum Besten, was je darüber geschrieben; sie werden ihren Werth für alle Zeiten behalten. — Eine Unterbrechung erlitt dieses rege wissenschaftliche Leben durch den Krieg 1866. Hier stand Simon bald nach Ausbruch des Krieges bis in den September einem Reservelazareth in der Moabiter Ulanenkaserne zu Berlin vor. Es war eine Stellung, in der er reichlich Gelegenheit fand, seinen praktischen Sinn, seine eminente operative Fertigkeit, seine durchgreifende Energie zur Geltung zu bringen. Durch alle diese Leistungen, durch seine unermüdliche schriftstellerische Thätigkeit, durch seine operativen Erfolge war Simons Name allmählich ein so bekannter geworden, daß nichts Ueberraschendes darin lag, als die Universität Heidelberg ihm den durch den Tod Webers erledigten Lehrstuhl für Chirurgie anbot. Simon folgte diesem Rufe und siedelte an Ostern 1868 nach Heidelberg über, dem er bis an sein Lebensende treu blieb, obwohl wiederholt andere Universitäten ihn für sich zu gewinnen suchten. Unter den wissenschaftlichen Fragen, welche ihn an der neuen Stätte seines Wirkens beschäftigten, war eine, welche eine Fülle neuer, folgeschwerer Ideen in ihm zu erzeugen vermochte. Bei einer Patientin, die an einer unverschließbaren Uretheren-Bauchfistel litt und ihn dringend um Abhilfe gebeten hatte, trat ihm zum ersten Male der kühne Gedanke an die

Berechtigung entgegen, in solchem Falle die Niere zu exstirpiren. Es war ein Unternehmen, das Alles an Verwegenheit zu überbieten schien, was je von vermessenen Operateuren geleistet worden. Aber durchdrungen von der Richtigkeit seiner Anschauung, ließ Simon diesen Gedanken nicht mehr fahren, er suchte vielmehr mit der größten Sorgfalt alle Einwände gegen seine Idee zu entkräften. Monate lang experimentirte er an Hunden, um zu erforschen, ob der Organismus den Ausfall eines so lebenswichtigen Organs ertragen könne; an zahllosen Leichen suchte er nach dem gefahrlosesten und sichersten Operationsverfahren. Erst jetzt, nach einer Unsumme der gründlichsten Vorstudien, schritt er zur Ausführung. Aber nicht im Stillen geschah diese: im Vollgefühl, das Richtige zu wollen, erließ Simon Einladungen zu dem wichtigen Tage — es war der 2. August 1869 — an befreundete Kollegen. Unmittelbar vor der Operation erläuterte Simon der stattlichen Versammlung seine Gründe, das noch nie Gewagte auszuführen; dann schritt er vor den Augen dieser berufenen Zeugen zur That. Ein glänzender Erfolg bestätigte die Richtigkeit von Simons Voraussetzungen: nach 6 Wochen konnte die Patientin bereits das Bett verlassen. Dies staunenswerthe Resultat drang in die weitesten Fernen, selbst über den Ocean. Im Innern Nordamerikas, in Savannah, erfuhr eine an Nierensteinen kranke Patientin, daß nur Ein Mann lebe, der sie durch Herausnahme des kranken Organs von ihrem Leiden befreien könne, Simon in Heidelberg. Die gewaltige Entfernung schreckte sie nicht. Mitte 1871 stellte sie sich Simon vor, der die Berechtigung zur Operation einsah und zum ersten Male die Entfernung der steinkranken Niere ausführte. Auch hier glückte die Operation vollkommen; die Wunde schloß sich rasch und war fast völlig verheilt, als die Patientin leider einer accidentellen Krankheit erlag. Die eben mitgetheilten Thatsachen reiften in Simon den Entschluß, dem bis dahin noch nie bearbeiteten Kapitel der chirurgischen Behandlung von Nierenleiden seine volle Kraft zu widmen. Es wurde eine Lieblingsaufgabe von ihm, an die er Alles, was an ihm war, setzte, die er leider nicht mehr zum völligen Abschluß bringen sollte. Aber er hat durch seine »Chirurgie der Nieren« einen der wichtigsten Zweige seiner Wissenschaft neu gegründet, neue Bahnen der Diagnostik und Therapie eröffnet, die eine bis dahin ungekannte Perspektive erlaubten. — Das Jahr 1870 und der große Krieg brachten eine Unterbrechung in diese erfolgreichen Bestrebungen. Eine rastlose Zeit begann für ihn in den badischen Reservelazarethen, zu deren Generalarzt Simon ernannt worden war. Doch waren die ihn hauptsächlich interessirenden wissenschaftlichen Probleme nur zurückgedrängt, nicht vergessen worden, und mit neuem Eifer wurden sie nach Beendigung des Krieges wieder aufgegriffen. In der nun folgenden Periode war Simon besonders bemüht, die Diagnostik der so schwer zugänglichen Nierenleiden zu fördern. Eine Reihe früher nie geübter Untersuchungsmethoden wurden von ihm neu geschaffen, andere in einer Weise vervollkommnet, daß sie Allgemeingut der Aerzte werden konnten. Die »manuale Rectalpalpation«, die »Injection großer Flüssigkeitsmassen in das Colon«, die »Sondirung des Colon durch lange elastische Sonden«, die »Palpation der weiblichen Harnblase durch die rapid erweiterte Urethra«, die »Sondirung des Urethers beim Weibe«, waren Verfahren, deren eminenter Werth noch dadurch wuchs, daß sie nicht allein zur Feststellung von Nierenleiden verwendbar waren, sondern auch die Diagnose vieler anderer Unterleibskrankheiten in nie geahnter Weise unterstützten. — Die ununterbrochene Kette neuer Errungenschaften hatte den Namen Simon in beiden Hemisphären bekannt gemacht; die ersten Männer der alten und neuen Welt hatten nicht gesäumt, diesen fruchtbaren Geist in seiner eigenen Werkstätte aufzusuchen, um von seinen eigenen Lippen, durch seine eigenen Hände das oft Unglaubliche sich erläutern

zu lassen. Aber die ganze Summe äußerer Anerkennungen vermochte nicht, das Gefühl ruhiger Befriedigung an dem bereits Geleisteten in ihm zu erzeugen; unaufhörlich drängten sich in ihm neue gewaltigere Entwürfe. Leider sollten die meisten derselben unerfüllt bleiben! Wiederholt schon hatte die Zunahme eines verborgenen Leidens Simon in der Ausübung seiner vielseitigen Thätigkeit gehemmt. Dem behandelnden Arzte war die wahre Natur der heimtückischen Krankheit — es handelte sich um eine Aneurysma der Aorta — und die Gefahr dieses Zustandes nicht unbekannt geblieben. Ende 1875 zog sich Simon ganz von der Klinik und dem Krankenhaus zurück, Mitte 1876 siedelte er nach einer kleinen Villa in der Nähe Heidelbergs über, um ganz seiner Gesundheit leben zu können. Aber selbst jetzt war seinem Thätigkeitsdrange die aufgezwungene Muße unerträglich; immer noch ertheilte er Konsultationen und führte kleinere Operationen in seiner Behausung aus. Sein Befinden blieb schwankend, zeitweise glaubte er selbst, dem sein eigenes Leiden völlig verschwiegen worden war, sich auf dem Wege der Besserung. Mitten im Gefühl scheinbar zurückkehrender Gesundheit überfiel ihn die letzte entscheidende Attaque. Aeußerste Athemnoth machte sich geltend, so daß er in seiner Verzweiflung um die Ausführung des Luftröhrenschnittes bat. Es war unmöglich, dem sterbenden Manne zu widerstehen, so wenig auch von der Operation da zu erwarten war, wo ein organisches Leiden die qualvollen Symptome erzeugt hatte. Die Wohlthat der Chloroformbetäubung wies der willensstarke Mann von sich; ohne zu zucken ertrug er bei klarem Bewußtsein den schmerzvollen Eingriff. Vergebens. Wenige Stunden später, in der Morgenfrühe des 28. August 1876, war Gustav Simon gestorben. Die deutsche Chirurgie hatte einen ihrer treuesten Jünger, einen gewaltigen Geist, eine unbeeinflußte, freischaffende Kraft verloren!

W. Hack.

Anton von Stabel.

Es wird wohl nicht befremden, wenn wir bei dem Beginnen, ein Bild von dem Leben eines Mannes zu entwerfen, der so seltene Fähigkeiten für Rechtswissenschaft und Rechtsanwendung in sich barg, wie Stabel, und dessen, durch diese hohen Gaben getragene Wirksamkeit vorzugsweise dem badischen Staate zu gute kam, zunächst einen Blick auf die Rechtszustände eben dieses Staates werfen. Sie bildeten den Boden, auf dem Stabel seine umfassende und erfolgreiche Thätigkeit walten ließ; sie sind mannigfach für besondere Richtungen dieser Thätigkeit maßgebend gewesen. Das Großherzogthum Baden, aufgerichtet in den Zeiten der Auflösung des alten römischen Reiches deutscher Nation einerseits auf den von der Reichsoberhoheit entbundenen Stammlanden des Herrscherhauses, welche aber auch erst ein Menschenalter zuvor nach vieljähriger Theilung zu einem Ganzen vereinigt worden waren, andererseits auf zahlreichen Trümmern früherer, dem nunmehr erloschenen Reichsverbande unterstandener Staatswesen, bot natürlich ein sehr buntes Bild von Rechtsquellen und Rechtszuständen, sowie ja auch seine Bevölkerung sehr heterogene Elemente in sich faßte. Eine gewisse Schwierigkeit, die Vereinigung anzubahnen, lag auch darin, daß neben einer großen Menge kleinerer Herrschaftsgebiete auch Theile größerer reichsständischer Lande, z. B. das Breisgau, welches österreichisch gewesen war, dem neuen Ganzen einverleibt, untergeordnet werden mußten. Die staatsrechtliche Seite der Aufgabe, den neuen Staat zu bilden, wurde bekanntlich durch die dreizehn Organisationsedikte und die sieben Konstitutionsedikte gelöst. Ein Hauptzug dieser Gesetzgebung des öffentlichen Rechtes war der, die erprobten Einrichtungen, welche der weise Karl Friedrich den Stammlanden des Herrscherhauses gegeben hatte, soweit dies thunlich und zweckmäßig erschien, auf das gesammte Staatsgebiet auszudehnen. Durch das achte Organisationsedikt fanden Strafrecht und Strafprozeß, durch die Ober-

gerichtsordnung der bürgerliche Prozeß Regelung. War der staatsrechtliche Aufbau des jungen Staates eine entschiedene Nothwendigkeit, ließ sich auch in den dem öffentlichen Rechte angehörigen eben gedachten Materien des Strafrechtes und des Prozeßrechtes eine sofortige einheitliche Gesetzgebung kaum umgehen, so war das Gleiche nicht der Fall hinsichtlich des Privatrechtes. Bestehen ja noch heut' zu Tage in deutschen Staaten, z. B. in dem zweitgrößten derselben, Baiern, die älteren, höchst verschiedenartigen Quellen des Privatrechtes mit Gesetzeskraft fort und gelten noch heute in Preußen neben dem allgemeinen Landrechte die alten Provinzialrechte, so daß ersteres nur subsidär eintritt. In Baden that man, allerdings nicht ohne Einwirkung französischen Druckes, auch hinsichtlich des Privatrechtes sofort einen sehr entscheidenden Schritt, der sich aber, ganz sachlich betrachtet, keineswegs als ein unglücklicher erwies, indem er rasch über die großen Kalamitäten der Rechtsverschiedenheit innerhalb desselben Staatsgebietes hinweghalf. Das Großherzogliche Edikt vom 5. Juli 1808 sprach sich nämlich dahin aus: »Wir wollen, daß nach Inhalt der darüber bereits erlassenen Reskripte die verschiedenen Provinzial-Gesetzgebungen aufgehoben und der Code Napoléon als das vorzüglichere Resultat gesetzgebender Weisheit, mit einziger Rücksicht auf die wegen der Landeseigenheiten nothwendigen Modifikationen und der in Frankreich wieder neuerdings eingeführten fideikommissarischen Eigenthumsverhältnisse, eingeführt werde. Wir wollen, daß mit Anfang des Jahres 1809 diese Einführung stattfinde.« Die letztere fand, nachdem inzwischen das gedachte französische Civilgesetzbuch in das Deutsche übersetzt und in den im Edikte bezeichneten Richtungen, sowie in weiteren, durch die Ungleichheiten zwischen den französischen und badischen Staatseinrichtungen bedingten Beziehungen durch Zusätze und Einführungsedikte modifizirt worden war, am 1. Januar 1810 statt. Der Akt der Annahme des französischen bürgerlichen Rechtes unter Beibehaltung deutscher Normen auf den übrigen Rechtsgebieten gab der badischen Jurisprudenz eine ganz eigenthümliche Gestaltung, die den Mann, dessen Lebensbild zu geben wir gedenken, bei der ihm eigenen Neigung für das seinem feinen Verstande mehr zusagende bürgerliche Recht in eine vorzugsweise Thätigkeit auf dem Gebiete des französischen Civilrechtes drängte. Letzteres gilt bekanntlich, allerdings mit der Zeit weit mehr modifizirt, als dies ursprünglich der Fall war, noch heute, und wird erst dem zu erwartenden gemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuche weichen. Wenn ein landesherrlicher Erlaß vom 7. Mai 1819, »um dem schon längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, das durch Uebermacht aufgedrungene französische bürgerliche Recht dem Charakter Unserer Unterthanen und ihrem angewohnten Rechte mehr anzupassen«, eine Gesetzgebungskommission schuf und dieselbe »mit der Revision oder Entwerfung eines neuen Landrechtes«, der Vorlage von Entwürfen eines Strafgesetzbuches, einer Untergerichts- und Exekutionsordnung, sowie der Durchsicht und etwaigen Verbesserung der Obergerichtsordnung beauftragte, so ist diese höchste Anordnung zwar nicht, wie bereits angedeutet, bezüglich des Civilrechtes, wohl aber bezüglich des Prozeßrechtes und Strafrechtes von Erfolg begleitet gewesen. Die Gesetzgebungskommission, ursprünglich nur aus Praktikern zusammengesetzt, wurde im Jahre 1824 neu gebildet, wobei der Heidelberger Universitätslehrer Karl Salomo Zachariä, sowie auch Nebenius in ihr Platz fanden, und im Jahre 1827 durch die Professoren Mittermeier zu Heidelberg und Duttlinger zu Freiburg ergänzt. Hauptsächlich der beiden Letzteren Werk ist die berühmte badische bürgerliche Prozeßordnung von 1831, welche, allerdings mit in den Jahren 1851 und 1864 erfolgten bedeutsamen Modifikationen, bis zur Einführung der Reichs-Civilprozeßordnung fortgalt, auch bei Vorbereitung der Reichsgesetzgebung große Berücksichtigung fand. Im Jahre 1832 trat Bekk in die Kommission, deren Arbeiten sodann in dem Gerichtsverfassungsgesetze, in dem Strafgesetzbuche und in der

Strafprozeßordnung vom Jahre 1845 — anerkannt trefflichen Werken — ihren Abschluß fanden. An Stabel traten, wie wir unten des Näheren sehen werden, die großen Aufgaben heran, bei seiner erstmaligen Leitung der badischen Justizverwaltung das Strafgesetzbuch ins Leben zu führen, auf der Grundlage der Strafprozeßordnung von 1845 ein den Verhältnissen des Jahres 1851 anpassendes Strafverfahren zu bilden, sowie einige entschiedene Mängel der 1831er Civilprozeßordnung zu beseitigen, — als er das zweitemal mit dem Portefeuille der Justiz betraut war, den neueren Anschauungen der Wissenschaft und Volksmeinung entsprechende Gesetze über Gerichtsverfassung und Strafverfahren zu schaffen, auch die bürgerliche Prozeßordnung jenen Anschauungen gemäß umzubilden. Die drei Männer, welchen, neben dem der baierischen Hauptstadt entstammenden, aber seit dem Jahre 1821 in Baden heimathlichen Mittermaier, die neuere badische Gesetzgebung, Vorstehendem zufolge, der Hauptsache nach Entstehung und Entwickelung verdankt — Duttlinger, Bekk, Stabel — sind sämmtlich der Gegend des badischen Landes entsprossen, welche der Volksmund mit dem Namen »Oberland« zu bezeichnen pflegt. Duttlinger war im Jahre 1788 in Lembach bei Stühlingen, Bekk im Jahre 1797 in dem jetzt weithin berühmten Triberg geboren. Stabel wurde in dem Jahre tiefster Erniedrigung Deutschlands wenige Monate nach Auflösung des alten deutschen Reiches, am 9. Oktober 1806, zu Stockach geboren, dem Hauptorte der vormals österreichischen Landgrafschaft Nellenburg, welche, im Preßburger Friedensschlusse an Württemberg abgetreten, später auf Napoleons Intervention an Baden gelangte. Stabels Vater war Fürstlich Fürstenbergischer Beamter. Der Sohn machte seine Gymnasialstudien zu Donaueschingen und lag dann auf den Universitäten Tübingen und Heidelberg mit dem Erfolge dem Studium der Rechtswissenschaft ob, daß er, 21 Jahre alt, die im Oktober und November 1827 abgehaltene juristische Staatsprüfung rühmlich bestand und mit Justizministerialbeschluß vom 15. Januar 1828 unter die Zahl der Rechtspraktikanten aufgenommen wurde. Bei dem Bezirksamte Ettenheim in die Praxis eingetreten, setzte er dieselbe bei dem damaligen Stadt- und Landamte Wertheim fort, erlangte aber bereits durch Beschluß des Großh. Ministeriums des Innern vom 1. Dezember 1829 das Schriftverfassungsrecht in Verwaltungssachen, durch Beschluß des Großh. Justizministeriums vom 19. Januar 1830 dasselbe Recht für gerichtliche Angelegenheiten. Er war damit, nach den zur fraglichen Zeit in Geltung gestandenen Bestimmungen, Rechtsanwalt geworden, jedoch in gerichtlichen Angelegenheiten mit der Beschränkung, daß er vor den Obergerichten nur unter der (in der Praxis fast bedeutungslosen) Assistenz eines bei dem betreffenden Gerichte zugelassenen Prokurators auftreten konnte. Unter dem 27. November 1832 wurde er von Großh. Justizministerium zum Obergerichtsadvokaten und Prokurator bei dem Hofgerichte zu Mannheim ernannt und gelangte damit in die Stadt des Landes, in welcher er, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, eine zwanzigjährige, höchst erfolgreiche öffentliche Thätigkeit übte und welche ihm auch, eine Reihe von Jahren später, das Ehrenbürgerrecht verlieh. Der Aufenthalt in Wertheim hatte ihm seine Lebensgenossin zugeführt, indem er sich daselbst im Jahre 1832 mit Crescentia Müller, Tochter des Fürstlich Löwensteinischen Domänendirektors Müller, vermählte. Die glückliche Ehe war mit sechs Kindern gesegnet, von denen zwei den Eltern lange im Tode vorangingen. — Das Jahr 1832, welches Stabel nach Mannheim zu dem dortigen Obergerichte versetzte, war ein für die öffentlichen Zustände und namentlich den Rechtszustand Badens höchst bedeutungsvolles. Der Regierungswechsel des Jahres 1830, die ihm rasch gefolgte französische Julirevolution, die dadurch hervorgerufene Erregung Deutschlands, namentlich der westlichen Gegenden, hatten den Landtag des Jahres 1831 zu der bekannten hohen Bedeutung gebracht. Die Ergebnisse seiner Thätigkeit

äußerten belebende Wirksamkeit, insbesondere erlangte auch das schon oben erwähnte, in den letzten Jahren des 1820er Decenniums vorbereitete Erstlingswerk der neueren badischen Gesetzgebung, die epochemachende bürgerliche Prozeßordnung am 1. Mai 1832 Gesetzeskraft. Sie führte die Prinzipien der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ins Leben. Auch das mit dem Landtage des Jahres 1831 vereinbarte, das Aufsehen Gesammtdeutschlands in hohem Maße erregende Gesetz über die Polizei der Presse und die Bestrafung der Preßvergehen, welches mit dem 1. März 1832 Geltung erlangte, huldigte auf dem für das öffentliche Leben so wichtigen Gebiete der Presse den gleichen Prinzipien. Nun war für den tüchtig gebildeten, talentvollen, strebsamen Rechtsanwalt ein überreiches Feld der Thätigkeit eröffnet. Er konnte seine Kraft in der im Vergleiche zur todten Schrift weit wirksameren lebendigen Rede erproben und sich auch auf diesem Wege die Anerkennung der Richter und des Publikums erringen, Diejenigen, welche sich dem neuen Wesen nicht anzubequemen vermochten, weit hinter sich lassend. War zu vermuthen, daß Stabel bei den ihm gewordenen Gaben unter allen Umständen Bedeutsamkeit erlangen werde, so war es jetzt unzweifelhaft, daß der junge Obergerichtsanwalt den Platz, auf welchen ihn die Verhältnisse gestellt hatten, in vollem Maße ausfülle. Ein äußeres Zeichen hiefür ist schon darin zu erkennen, daß er mittels Justiz-Ministerialbeschlusses vom 16. April 1833 die Zulassung zur Advokatur bei dem obersten Gerichtshofe erhielt. Stabel liebte den anwaltschaftlichen Beruf. Er war auch als Anwalt wie bei dem rechtsuchenden Publikum, so bei den Richtern beliebt. Dem ersteren trat er mit voller Offenheit gegenüber. Seine Anwaltsschriften waren kurz, bündig, prägnant, womit er sich der vielverbreiteten, man möchte sagen altherkömmlichen Vielschreiberei gegenüber rühmlich auszeichnete. Sein mündlicher Vortrag war einfach, klar, bestimmt, und hielt sich stets fest an die Sache. Kein Wort sprach er zu viel, keines zu wenig. Er haßte das Phrasenhafte der bekannten französischen Advokatenberedtsamkeit, welches meist die Sache selbst unter seinem Deckmantel verschwinden läßt. Noch lange, nachdem er dem Anwaltstande anzugehören aufgehört hatte, wurden seine Plaidoyers von anwaltschaftlichen Kollegen und Richtern als mustergiltig geschildert. Gerne wurde sicherlich die Geneigtheit Stabels, in den richterlichen Staatsdienst überzutreten, von dem damaligen trefflichen Leiter der badischen Justizverwaltung, Staatsrath Dr. Isaak Jolly, entgegengenommen. Im Oktober 1838 erfolgte Stabels Ernennung zum Kollegialmitgliede, Assessor, beim Hofgerichte zu Mannheim. Wohl mochte er es in Rücksicht auf seine damals schwankende Gesundheit gerathen finden, den immerhin mühevollen und aufregenden Beruf einer geschäftsreichen Anwaltschaft mit der ruhigeren, richterlichen Stellung zu vertauschen, welche letztere überdies im Falle seines etwaigen frühen Todes den Seinigen eine erhöhte ökonomische Sicherung bot. Abgesehen hievon durfte Stabel das Bewußtsein in sich tragen, zu einer hervorragenden Stellung im Staatswesen berufen zu sein. In der fraglichen Zeit mußte aber mit dem Geringen begonnen werden, um zum Höheren hinanzusteigen, die Beamtenhierarchie wurde damals streng eingehalten. Erst seit dem Jahre 1848 gelang es in deutschen Staaten, und auch seither, wenigstens der Regel nach, nur politischen Führern, sich vom Barreau aus in das Ministerconseil emporzuschwingen. Eine Anerkennung dafür, daß Stabels Verdienste sofort auch in der richterlichen Laufbahn gewürdigt wurden, ist darin zu finden, daß er im Januar 1841 zum Hofgerichtsrathe befördert wurde. In diese Zeit fällt der Beginn der literarischen Thätigkeit Stabels. Er schrieb eine Reihe von Aufsätzen, zum Theil Kritiken richterlicher Erkenntnisse, in die im Jahre 1833 von Bekk gegründeten »Annalen der badischen Gerichte« und arbeitete emsig für das, Entscheidungen französischer Gerichtshöfe, insbesondere des Kassationshofes über Rechtsfragen aus dem Code civil enthaltende Beiblatt

gedachter Annalen. Bemerkenswerth ist die Kürze und Schärfe, mit der er jene Entscheidungen wiedergab. Eine größere Arbeit, welche die Aufmerksamkeit der badischen Juristenwelt in hohem Maße auf sich zog, veröffentlichte Stabel in der damals zu Freiburg erscheinenden Zeitschrift: »Blätter für Justiz und Verwaltung im Großherzogthum Baden« über »die Nichtigkeitsbeschwerden der badischen Prozeßordnung«, welche etwas dunkle Lehre er aufzuklären mit Erfolg bestrebt war. Inhaltlich des Regierungsblattes vom 9. November 1841 wurde »dem Hofgerichtsrathe Stabel in Mannheim die durch den Tod des Geheimenrathes Professor Dr. Duttlinger an der Universität Freiburg erledigte Lehrkanzel, unter Ernennung zum Hofrath und ordentlichen Professor, übertragen«. Mit gutem Grunde überwand Stabel die sonst häufig bei den juristischen Praktikern herrschende Scheu, in den Lehrberuf einzutreten, welche dazu führt, daß — nicht zum Nutzen der Sache — in der Jurisprudenz Theorie und Praxis allzu getrennt von einander bleiben und daß z. B. der junge Docent, der selbst die Praxis nicht oder nicht genügend kennt, der Lehrer der künftigen Praktiker ist. Umgekehrt fruchtet natürlich dem Praktiker die Docentenlaufbahn in hohem Maße. Stabel hat nie Anstand genommen, dies lebhaft zu bestätigen, und nicht minder treten hiefür die hervorragenden Leistungen ein, die er bei seinem ferneren Wirken in der Praxis als Gerichtsvorstand zweiter und dritter Instanz kund gab. Das erste literarische Erzeugniß, welches er als Docent lieferte, waren die im Jahre 1843 erschienenen »Vorträge über das französische und badische Civilrecht, insbesondere über dessen Einleitung (titre préliminaire)«. Die eben angeführten französischen Worte bilden die Ueberschrift der allgemeinen Einleitung zum Code Napoléon, welche ihren Inhalt dahin angibt „De la publication, des effets et de l'application des lois en général" — »von der Verkündigung, Wirkung und Anwendung der Gesetze«, wie die badische Uebersetzung sagt. Sie ist im badischen Landrechte durch eine erhebliche Reihe von Zusätzen ergänzt. Die vom März 1843 datirte Vorrede zur Druckschrift gibt über deren Zweck, sowie über Stabels Lehrmethode folgende bemerkenswerthe Auskunft: »Diese Schrift enthält einen Theil derjenigen akademischen Vorträge, welche ich in diesem Winter zum ersten Male über das französische und badische Civilrecht gehalten habe. — Aus den von Andern schon oft dargelegten Gründen betrachte ich das förmliche Diktiren sogenannter Kollegienhefte für ein eben so zweckwidriges als beiden Theilen unangenehmes Geschäft. Ich beschränkte mich daher, mit sehr seltenen Ausnahmen, auf mündliche Vorträge nach einem, der Legalordnung folgenden Grundriß. Die hier abgehandelten Materien bieten jedoch, theils an sich, theils wegen der vielfachen Modifikationen des französischen Rechtes durch einheimische, sich mannigfach durchkreuzende und zerstreute Gesetze für das Studium und für die Praxis so viele Schwierigkeiten dar, daß ich vorzugsweise bei ihnen eine schriftliche Mittheilung für nöthig erachtete und sie meinen Zuhörern gedruckt zu übergeben versprach; dieses ist die Veranlassung und der nächste Zweck des Druckes und der Veröffentlichung dieser Vorträge.« Wir heben aus diesem Vorworte noch das Folgende hervor, was für alle, auch die später zu erwähnenden größeren Schriften Stabels gilt: »Mit Anhäufung vieler Citate habe ich mich nicht befaßt, dagegen war ich bemüht, nicht bloß zu behaupten, sondern das Gesagte zu begründen, und die Gründe mögen die Stelle der Gewährsmänner vertreten. Sind sie von Gehalt, so werden sie bei unbefangener Auffassung ohne jene Hilfsmittel Eingang finden. Sind sie es nicht, so würden und sollen sie trotz solcher Ausstattung verworfen werden. Veritas vincit.« Die Schrift, welche bei dem oben bemerkten Vorhandensein vieler badischer Zusätze zum titre préliminaire des Code Napoléon, wie im Vorworte angedeutet ist, viele spezifisch badische Rechtsfragen zu lösen hatte und löfete, wurde für die badische Rechtsübung höchst bedeutsam. Ihr folgten, jedoch

nicht zur buchhändlerischen Verbreitung, sondern nur zur Vertheilung an die Zuhörer bestimmt, ähnliche, jedoch kürzer gehaltene Abhandlungen (sogen. Druckbogen) über Güterrecht der Ehegatten, Pfandrecht, Besitz und Verjährung, welche ihrer Klarheit wegen sich bei Studirenden und Examenkandidaten einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuten und wohl noch erfreuen, auch bei den Gerichten vielfach benutzt wurden. Stabels Kollegien über französisches Civilrecht beziehungsweise badisches Landrecht, zogen, da er, so zu sagen, als Spezialist für diese Fächer galt, viele Studirende nach Freiburg. Auch das war für Studirende aus Baden bedeutsam, daß er das gemeine deutsche Prozeßrecht mit vorzugsweiser Berücksichtigung der badischen Prozeßordnung vortrug. In dem Studienjahre 1844 auf 1845 bekleidete er die Würde des Prorektors der Universität Freiburg. Alsbald trat aber Stabel in die Praxis zurück, indem er im April 1845 zum Hofgerichtsdirektor in Freiburg ernannt wurde. Seine Verdienste waren dahin gewürdigt worden — Staatsrath Dr. Isaak Jolly war noch Leiter der Justizverwaltung — daß er, gegen Ende des Jahres 1841 noch ein jüngeres Hofgerichts-Mitglied, im Frühjahre 1845 schon Vorstand eines Hofgerichtes war. Im Sommer 1845 erfolgte die Veröffentlichung einer Schrift »Vorträge über den bürgerlichen Prozeß«, welche unter der Ueberschrift »Erstes Buch. Allgemeine Grundsätze« eine Reihe wichtiger Materien behandelt. Das Vorwort sagt u. A.: »Bei meiner Ernennung zum Direktor des hiesigen (Freiburger) Gerichtshofes wurde mir vorbehalten, die Vorlesungen, welche mir als Rechtslehrer an der hiesigen Hochschule mehrere Jahre hindurch übertragen waren, soweit thunlich nebenher fortzusetzen. Die Ausführung liegt zwar noch im Ungewissen; um aber solche jedenfalls vorzubereiten und eher möglich zu machen, entschloß ich mich, den Hauptinhalt meiner Vorträge zunächst über den Civilprozeß heftweise dem Drucke zu übergeben.« Leider ist die hiermit in Aussicht gestellte Fortsetzung der Schrift nie erfolgt, so wenig als sich der Plan der Fortsetzung akademischer Vorlesungen erfüllte. Uebrigens waren auch die Tage der praktischen Wirksamkeit Stabels zu Freiburg gezählt, indem er bereits im April 1847 an die Stelle des zum Justiz-Ministerialpräsidenten berufenen Trefurt zum Vicekanzler des Oberhofgerichtes ernannt wurde. Dieser Gerichtshof, der höchste Gerichtshof des Landes, bestand damals aus dem Oberhofrichter als erstem Vorstande, dem Kanzler und Vicekanzler als zweitem und drittem Vorstande, sowie aus 12 Räthen (auffallender Weise hat man in Baden stets an der dem obersten Gerichte, dessen Vorständen und Mitgliedern ursprünglich gegebenen, veralteten, unpassenden Benennung festgehalten) und Stabel erlangte in seiner neuen Stellung nach der Uebung fraglicher Zeit, wenigstens der Sache nach, die Leitung eines der beiden Senate, ohne daß jedoch sein Einfluß auf diesen Senat beschränkt geblieben wäre. Sofort trat er in die neue Thätigkeitssphäre mit voller Energie ein. Einen urkundlichen Beweis hiefür lieferte der zehnte Jahrgang (1847/1848) der neuen Folge (17. der ganzen Sammlung) der »Jahrbücher des Großherzoglich Badischen Oberhofgerichts«, einer im Jahr 1823 vom damaligen Oberhofgerichts-Kanzler Staatsrath Freiherr von Hohnhorst (vormaligem Reichskammergerichts-Assessor, späterem Oberhofrichter) gegründeten, vorzugsweise zur Veröffentlichung oberhofgerichtlicher Präjudizien bestimmten Zeitschrift. Er übernahm die von seinen Amtsvorgängern Bekk und Trefurt ebenfalls innegehabte Redaktion der Blätter mit folgenden, einer Vorrede einverleibten, die dem Manne innewohnende Kraft charakterisirenden Worten: »Zwanzig Jahre liegen seit dem Eintritt in die Praxis hinter mir. Es waren Jahre unermüdlicher Thätigkeit in allen Richtungen des Juristenberufes, dem ich ausschließlich und mit stets wachsender Liebe meine ganze Kraft gewidmet habe. Ich darf darum hoffen, daß meine Uebernahme der Redaktion dieser Jahrbücher von dem Vertrauen der

juristischen Welt begleitet ist. — Ich beschränke mich, wie es auch schon in den letzten Jahren geschehen, nicht auf nackte Mittheilungen der gerichtlichen Entscheidungen. — Gründe und Gegengründe müssen zur Aneiferung des eigenen Nachdenkens des Lesers, und zwar häufig in weiterer Ausführung mitgetheilt werden, als dies der Natur der Sache nach in den Motiven eines Urtheils geschehen kann. Wo ich Irrthümer und Gebrechen in unserer Praxis wahrzunehmen glaube, lege ich meine Meinung dem prüfenden Blicke Aller, die sich für das Gedeihen unserer Rechtspflege interessiren, unverhohlen vor, damit durch allseitiges Ueberlegen die Wahrheit zu Tage gefördert werde. Diese Einrichtung der Jahrbücher, welche sich in den neueren Jahrgängen bereits Bahn gebrochen, hat auch anderwärts volle Billigung erhalten. So namentlich in Seufferts Blättern für Rechtsanwendung, zunächst in Baiern 1847 S. 80. »»Es handelt sich ja nicht darum« — wird dort in Bezug auf den sechszehnten Jahrgang unserer Jahrbücher gesagt — »einer Meinung durch Autoritäten Eingang zu verschaffen, es gilt nur den Sieg der Wahrheit. Nichts fördert dieses mehr als offenes Gegenübertreten der verschiedenen Ansichten. Wo Einsicht und Wahrheitsliebe walten, da hört man nicht sagen:

Wer Zweifel äußert, ob wir recht entscheiden,
Greift unsere Würde an, das dürfen wir nicht leiden.““

Von diesen Grundsätzen ist Stabel bei der im gedachten Werke erfolgten höchst lehrreichen Mittheilung einer langen Reihe interessanter Fälle aus dem bürgerlichen Rechte und bürgerlichen Prozesse ausgegangen. Schon diese Arbeit allein sicherte ihm einen dauernden Einfluß auf die Rechtsübung seines engeren Vaterlandes. In letzterem wurde um die fragliche Zeit vom Justizministerium der Entwurf einer Anwaltsordnung zur Begutachtung hinausgegeben, welcher die Auflage an die Anwälte in sich faßte, »Verdrehungen, Entstellungen der Wahrheit« u. dgl. zu vermeiden. Hiegegen waren in einer Denkschrift der Anwälte, insbesondere wegen Unbestimmtheit der betreffenden Satzungen, Bedenken erhoben worden. Diesen trat Stabel in dem gedachten zehnten Bande der oberhofgerichtlichen Jahrbücher mit einer größeren, geistvollen Abhandlung, betitelt »Wahrheit und Lüge im Civilprozeß« entgegen, die sein Streben, die Wahrheit auch auf einem Gebiete, auf welchem dieselbe zu verhüllen nicht selten üblich war, triumphiren zu lassen, in ein helles Licht setzt. Im Jahre 1849 walteten bekanntlich die badischen Gerichtshöfe, trotz des der höchsten Staatsgewalt durch die Revolution bereiteten Sturzes, ihres Amtes in hoher Würde weiter. — Stabel wurde ihrem Kreise entrückt. Am 3. Juni 1849 wurden die bisherigen Mitglieder des Staatsministeriums, der Minister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, von Dusch, die Präsidenten der Ministerien der Justiz, des Innern und der Finanzen, von Stengel, Bekk, Hoffmann und das Mitglied ohne Portefeuille, Nebenius, ihrer Stellen in Gnaden enthoben, am 6. Juni Geheimerath Klüber zum Staatsminister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, am 8. Juni auch Kriegs-Ministerialpräsident Hoffmann seiner Stelle in Gnaden enthoben, von Stengel aber als Staats-Ministerialmitglied ohne Portefeuille reaktivirt; am 16. erfolgte die Ernennung des Oberstlieutenant Freiherrn August von Roggenbach, bisherigen Mitgliedes des Kriegsministeriums, zum Präsidenten dieses Ministeriums, am 21. hatten die Wiederernennung des früheren Finanz-Ministerialpräsidenten Regenauer zu eben diesem Amte und die Ernennungen des bisherigen Wasser- und Straßenbau-Direktors Freiherrn Adolf von Marschall und des Oberhofgerichts-Vicekanzlers Dr. Stabel zu Präsidenten der Ministerien des Innern und der Justiz statt. Somit war Stabel in schwieriger Zeit in den obersten Rath der Krone berufen. Dem Gesammtministerium fielen die gewichtigen Aufgaben zu,

die gesetzliche Ordnung im Lande wiederherzustellen, frühere Gebrechen der Gesetzgebung und Verwaltung, welche die Revolution begünstigt haben mochten, zu beseitigen und die in dem 1840er Jahrzehnte vorbereiteten, durch die Wirren der Jahre 1848 und 1849 gehemmten Fortbildungen der Rechts- und Verwaltungsgesetzgebung, soweit jetzt thunlich, ins Leben zu führen. Gerade in letzterer Beziehung hatte das Justizministerium vorzugsweise thätig zu sein, welche Thätigkeit indessen durch die Rücksicht auf die Finanzen, die durch die Revolution und deren Folgen stark angegriffen worden waren, in gewisse Schranken gewiesen wurde. Das Strafgesetzbuch von 1845 wurde mit mehreren, durch vor und während der Revolution gemachte Erfahrungen hervorgerufenen erheblichen Zusätzen in's Leben geführt, die Strafprozeßordnung von 1845, welche ein öffentlich-mündliches Verfahren vor rechtsgelehrten Richtern für alle Fälle eingehalten wissen wollte, wurde einerseits — im Anschluß an die seit 1848 zu Tage getretenen Ergebnisse der öffentlichen Meinung — dahin fortgebildet, daß für schwerere Verbrechen Schwurgerichte eingeführt wurden, anderseits aber dahin modifizirt, daß für die Vergehen mittlerer Schwere (die, anlehnend an das französische Verfahren, so genannten korrektionellen Fälle) der Regel nach nicht die Nothwendigkeit öffentlich-mündlichen Verfahrens vorgeschrieben, sondern nur die Möglichkeit eines solchen gegeben wurde, während für geringe Straffälle die bisherige amtsgerichtliche Thätigkeit erhalten blieb. Die Durchführung des Gerichtsverfassungsgesetzes von 1845 unterblieb aus der oben angedeuteten Rücksicht auf die Finanzen. Seine Undurchführbarkeit war es, welche die obligatorische Einführung des öffentlich-mündlichen Verfahrens für alle Fälle unthunlich machte. Mit dem Gerichtsverfassungsgesetze gelangte auch eine Reihe von Bestimmungen nicht zur Wirksamkeit, welche dasselbe zur Verbesserung des Civilverfahrens gegeben hatte. Ueberhaupt war letzteres Verfahren der Reform bedürftig, z. B. namentlich in dem Stadium der Vollstreckung. Man nahm eine ziemlich eingreifende Revision der 1831er Civilprozeßordnung vor. Als eines der Ergebnisse dieser Revision heben wir mit Hinblick auf oben Gesagtes hervor, daß in das revidirte Gesetz besondere Bestimmungen zur Fernehaltung lügenhafter und chikanöser Prozeßführung aufgenommen wurden. Diese kurze, oberflächliche Skizze schon wird übersehen lassen, welchen Aufwand von Kraft und Geschick die fragliche, im Anfange des Jahres 1851 zum Abschluß gelangte Gesetzgebung und deren Durchführung erforderte. Erleichternd wirkte einigermaßen der in Folge Empfindens der Leiden der Revolution allseits bereite gute Wille, Schäden zu beseitigen und Nützliches aufzubauen, ein guter Wille, der sich auch in dem die fragliche Gesetzesreform votirenden Landtage zeigte. Bekk, einer der Schöpfer der 1845er Gesetzgebung, war Präsident der Zweiten Kammer dieses Landtages und wirkte in sehr erheblicher Weise zu gedachter Reform mit. Mannigfacher Art sind die Vorwürfe gewesen, die man dem Ministerium von 1849, dem sogenannten Reaktionsministerium, machte. Hören wir nun aber ein Urtheil, welches Ludwig Häusser in dem von ihm verfaßten Nekrologe Bekk's (Augsb. allg. Zeitung 1855, Beilagen zu den Nrn. 176, 177 S. 2826 u. ff.) mittheilt. Häusser sagt: »Er (Bekk) stimmte nicht mit Allem, was die Zeit der Restauration dem Lande brachte, überein, aber es beruhigte ihn doch, daß seine Nachfolger, zumal der Mann, der seine Stelle einnahm, keineswegs den Extremen angehörten und dem ungeduldigen Drängen der Ultra's von vornherein unzugänglich blieben, die mit einer lobenswerthen Offenheit meinten, man sollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich der von der Revolution umgeworfenen Verfassung vollends zu entledigen. »»Man kann mit vielem nicht einverstanden sein« — schrieb er im Dezember 1850 — »aber anderes ist doch in ein Maß gebracht worden, und einiges, was darüber scheint, nach unseren Verhältnissen schwer zu vermeiden.««

Von dem Wahlkreise Freiburg wurde

Stabel (im März 1850) als Abgeordneter in das Volkshaus des Erfurter Unionsparlamentes gewählt. Im Oktober 1851 wurde er zum Oberhofrichter und Geheimenrathe erster Klasse ernannt. Oberhofrichter Freiherr Joseph von Stengel war im September 1848 gestorben und das Präsidium des obersten Gerichtshofes fortan von dem Kanzler Autenrieth, seit August 1849 aber von dem früheren Justiz-Ministerialpräsidenten, nunmehr zum Oberhofgerichts-Kanzler ernannten Staatsrath Trefurt geführt worden, welchem nun die Präsidentenstelle bei der Oberrechnungskammer übertragen wurde. An Stabels bisherige Stelle trat Oberhofgerichts-Rath Freiherr von Wechmar. Dem Wiedereintritte Stabels in den obersten Gerichtshof folgte alsbald mit Rücksicht auf die 1851er Justizgesetzgebung eine neue Organisation eben gedachten Gerichtshofes (durch die unter dem 31. Dezember 1851 vom Großherzoge genehmigte Justiz-Ministerialverordnung vom 2. Januar 1852). Sie hob die Senatseintheilung für bürgerliche Rechtssachen und Kassationssachen in Schwurgerichtsfällen auf und suchte damit die Rechtsprechung einheitlicher zu gestalten, als dies bisher der Fall war. Der Gerichtshof sollte wie bisher aus drei Vorstehern, aber fortan nur aus zehn Räthen (die Schwurgerichte erleichterten die Geschäfte des Oberhofsgerichtes in hohen Strafsachen) bestehen. Der einheitliche Senat sollte jeweils aus dem Präsidenten, einem der Kanzler (als Instruktivvotanten oder Korreferenten) gebildet werden. Der Oberhofrichter hatte demnach, abgesehen von Verhinderungsfällen, stets den Vorsitz zu führen. Auch kam ihm dies, soweit möglich, bezüglich der nur aus fünf Stimmführern gebildeten, zur Aburtheilung von Rekursen in mittleren Strafsachen bestimmten Strafsenate zu. Diese Organisation trat sicherlich auf Stabels eigenen Antrag, oder doch mit dessen vollem Einverständnisse zu Tage. Er hatte sich damit eine wichtige und große, seiner Persönlichkeit angemessene Aufgabe gestellt, der er, was Civil- und Kassationssachen anlangte, stets nachkam, während er die mittleren Strafsachen anderen Kräften zu überlassen der Regel nach sich genöthigt sah. Der Geschäftsgang beim Oberhofgerichte war schwerfällig. Man hatte zu vieles, auf das alte rein schriftliche Verfahren Berechnetes beibehalten. Der Referent hatte schriftlichen Vortrag zu erstatten, der Korreferent hatte gleich dem Referenten die Sache durchzuarbeiten, nach Umständen einen schriftlichen Beivortrag zu erstatten, der Vorsitzende mußte Kenntniß von dem Akteninhalte und den Vorträgen nehmen, schließlich waren die Entscheidungsgründe vom Referenten zu entwerfen und vom Korreferenten und Vorsitzenden zu prüfen. Stabel wirkte, so viel er konnte, auf Vereinfachung der schriftlichen Arbeiten, auf eine prägnante Kürze hin. So äußerst gewissenhaft er in Erfüllung seiner Richterpflichten war, so nahm er doch in gewöhnlichen Fällen die Akten erst in den Vormittagsstunden des Tages vor dem Verhandlungstermine zur Hand. Es war ihm dann in letzterem der ganze Stoff frisch im Gedächtnisse und war überdies den Mitarbeitern eine möglichst lange Zeit gegönnt. Rasch war er meist über die thatsächliche Lage des einzelnen Falles mit sich im Reinen. Die Periode des »Nachgrübelns«, wie er sich auszudrücken pflegte, setzte sich indessen vielfach auf die Nachmittagsstunden fort. Bewegung im Freien war seiner Gesundheit nothwendig. Oft sah man ihn in ernstem Nachdenken durch den damals noch ruhigen, friedlichen, noch nicht von der Eisenbahn durchzogenen schattenreichen Mannheimer Schloßgarten schreiten, mit seinem reichen Geiste das pro und contra wägend. Begegnete er dann einem Bekannten aus der Juristenwelt, dem er Urtheil zutraute, so konnte es leicht kommen, daß er demselben die ihn bewegende Frage vorlegte.' Sichtlich war er stets erfreut, wenn die von ihm selbst bereits als richtig erfundene Ansicht auch von dem Gefragten ausgesprochen wurde. Es war überhaupt ein Zug Stabels, sich da Auskunft zu holen, wo er nach freiestem Ermessen solche finden zu können glaubte. Manchfach hat er bei

Gesetzgebungsarbeiten jüngere tüchtige Beamte um Meinungsäußerungen angegangen. Die Sitzungen, in denen er den Vorsitz führte, nahmen in der Regel einen verhältnißmäßig raschen Verlauf, ohne daß damit der Gründlichkeit Eintrag geschah. Wurde von irgend einer Seite zu weit ausgeholt, so gelang es ihm gewöhnlich leicht, die Diskussion auf das gerechte Maß zurückzuführen. Seine eigene, immer scharf durchdachte Meinung war für die übrigen Stimmführer stets gewichtvoll. Bei Prüfung der Entwürfe von Entscheidungsgründen pflegte er sehr genau zu Werke zu gehen. Es kam vor, daß er seinerseits Entwürfe von Entscheidungsgründen fertigte, sofern er der Ansicht war, daß es dem Referenten nicht gelungen sei, den für das Kollegium oder die Mehrheit maßgebend erschienenen Gründen den richtigen Ausdruck zu geben. Stabel unterzog sich neuerdings der Redaktion der oberhofgerichtlichen Jahrbücher. Nachdem der elfte und zwölfte Jahrgang der neuen Folge (1849, 1850, 1851) unter Trefurts Leitung erschienen waren, ließ Stabel im Jahre 1854 den dreizehnten Jahrgang mit der Erweiterung erscheinen, daß auch die hofgerichtliche Praxis darin Vertretung fand. Die bei weitem meisten Mittheilungen stammen indessen aus Stabels eigener Feder; eine Reihe derselben befaßte sich mit Strafrecht und Strafverfahren, indem namentlich auf dem Gebiete des letzteren in Folge der Einführung der Schwurgerichte neue Fragen auftauchten. Bemerkenswerth ist namentlich Stabels Abhandlung über den in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen Prozeß Gervinus, in welchem bekanntlich auf Grund verschiedener in der von Gervinus herausgegebenen »Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts« enthaltener Stellen Anklage wegen Aufforderung zum Hochverrathe und wegen Aufreizung gegen die konstitutionelle Monarchie erhoben, in erster Instanz (Seitens des Hofgerichtes zu Mannheim) Freisprechung wegen des ersteren, Verurtheilung wegen des zweiten Anklagepunktes ergangen war, auf Berufung beider Theile aber in zweiter Instanz (vom Oberhofgerichte) das erlassene Straferkenntniß aufgehoben und die Anklage als nicht vor das Hofgericht gehörig abgewiesen wurde, weil die von der Staatsanwaltschaft auch in zweiter Instanz primär aufrecht erhaltene Anklage wegen Aufforderung zum Hochverrathe der schwurgerichtlichen Aburtheilung unterliege. Indem wir uns vorbehalten, mit wenigen Worten auf das spätere Schicksal der bisher besprochenen Zeitschrift zurückzukommen, glauben wir hier eine kurze Charakteristik der Wirksamkeit Stabels am obersten Gerichtshofe, welche sich in allen seinen Schriften wiederspiegelt, sowie der Art seines Einflusses auf die badische Praxis geben zu sollen. Stabels juristische Thätigkeit war stets von dem lebhaften Streben geleitet, das materielle Recht walten zu lassen. Es hatte in Baden eine Richtung gegeben, die sich nach Emanation der 1831er Prozeßordnung — in Reaktion gegen die frühere äußerst formlose Zeit — vielfach in die Formvorschriften jenes Gesetzes vertiefte und die Rechtsstreitigkeiten von einem mehr formellen Standpunkte aus entschied. Dies widerstrebte Stabels gesundem Sinne; er wollte die Sache nicht unter der Form leiden lassen und drängte so stets die materiellen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches in den Vordergrund. Aber auch bei der Auslegung und Anwendung dieser Bestimmungen folgte er dem natürlichen Rechte, dem gesunden Rechtsgefühle; er war ein Freund »vom Rechte, das mit uns geboren«. Nicht selten äußerte er, in zweifelhaften Dingen frage er doch gerne darnach, was das natürliche Gefühl sage, und trete dann erst mit dem Gesetze in der Hand, mit der juristischen Konstruktion an die Sache heran; stimme das Ergebniß letzterer mit dem des Gefühles überein, so könne man mit Beruhigung der so gewonnenen Ansicht folgen; wo nicht, sei große Vorsicht geboten. Das bürgerliche Recht war es, welches, wie oben schon angedeutet, hauptsächlich seinen hohen Verstand anzog; das Strafrecht, äußerte er zuweilen, habe ihm niemals Schwierigkeiten bereitet. Die Jahre 1853 und

1854 riefen für Stabel neue, mit seinem eigentlichen Amte nicht in unmittelbarer Verbindung stehende Verpflichtungen hervor. Im Dezember 1853 wurde er vom Landesherrn zum Mitgliede der Ersten Kammer der Landstände und sofort auch, wie die Publikation im Regierungsblatte sich ausdrückt, »bei Verhinderung des Herrn Fürsten von Fürstenberg« zum ersten Vicepräsidenten dieser Kammer ernannt. Aehnliche Ernennungen fanden in den Jahren 1855, 1857, 1859 statt. Jeweils folgte Stabel dem an ihn ergangenen Rufe und betheiligte sich stets in lebhafter Weise an den landständischen Arbeiten. — Zu Ende des Jahres 1853 erging eine landesherrliche Verordnung über die Vorbereitung zum öffentlichen Dienste in der Justiz und inneren Verwaltung, durch welche eine zweite Staatsprüfung eingeführt wurde. Letztere wurde erstmals im Herbste 1854 abgehalten. Stabel wurde zum Präsidenten der sie abnehmenden Kommission ernannt. Auch bei den gleichen Prüfungen mehrerer folgender Jahre unterzog er sich dem Vorsitze der jeweiligen Kommission. Sehr wesentlich wirkte er auf die Gestaltung dieser zweiten Staatsprüfungen überhaupt ein und wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die rationelle Weise, in der er die Sache handhabte, in der Folgezeit niemals verlassen werden wollte und konnte. Da durch die zweite Prüfung die praktische Befähigung zu erproben war, so sollten den Kandidaten Fragen und Fälle vorgelegt werden, die nicht direkt aus den Worten des Gesetzes zu beantworten beziehungsweise zu entscheiden waren. Ueberraschend war die Gewandtheit, mit welcher sich Stabel in Konstruktion und Kombination der jenem Grundsatze zufolge zu bildenden Fragen und Fälle bewegte. — Im Jahre 1856 wurde Stabel durch den nach längerem Leiden erfolgten frühzeitigen Tod seiner ältesten, mit allen Vorzügen ausgestatteten Tochter auf das Schwerste erschüttert. Einen Sohn hatte er in dessen frühestem Kindesalter verloren. — Das für Baden hochwichtige Jahr 1860 führte Stabel aus seinem richterlichen Berufe auf den höchsten Posten der Staatsverwaltung. Zur Beilegung der mit der katholischen Kirchengewalt seit dem Anfange der 1850er Jahre bestandenen Differenzen war nach längeren, zu Rom geführten Verhandlungen am 28. Juni 1859 eine Konvention zwischen der Krone Baden und dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen und inhaltlich des Regierungsblattes vom 16. Dezember 1860 mittels landesherrlicher Verordnung vom 15. desselben Monats unter Vorbehalt der ständischen Zustimmung zur Aenderung der der Vereinbarung entgegenstehenden Gesetzesbestimmungen publizirt worden. Den am 21. November zusammengetretenen Kammern der Landstände war in Folge landesherrlicher Ermächtigung vom 24. November gedachte Konvention durch den Minister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Meysenbug, und den Präsidenten des Ministeriums des Innern, Freiherrn von Stengel, zur Kenntnißnahme unter dem Bemerken vorgelegt worden, daß wegen Aenderung der der Konvention entgegenstehenden Gesetze seiner Zeit besondere Vorlage an die Stände erfolgen werde. Wie im Lande selbst, so erhob sich auch im Kreise der Kammern ein heftiger Meinungskampf über die Verfassungsmäßigkeit der Konvention im Ganzen sowie über die Annehmbarkeit der einzelnen Bestimmungen derselben. Am 30. März 1860 votirte die zweite Kammer mit überwiegender Mehrheit eine Adresse des Inhaltes, »daß man vor Allem die Frage prüfen zu müssen geglaubt habe, ob das Vertragswerk nach der Verfassung, um verbindliche Kraft zu erlangen, nicht die Zustimmung der Stände erfordere und ob daher zu seinem Vollzuge die Vorlage »»zur Kenntnißnahme«« genüge, daß man aber zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß durch den ohne ständische Zustimmung abgeschlossenen Vortrag das Verhältniß der katholischen Kirchengewalt im Staate nicht geordnet werden könne, und daß diese Ordnung durch Vereinbarung mit den Ständen erfolgen müsse«. Es wurde an den Landesherrn die Bitte gerichtet,

»die Verordnung vom 5. Dezember 1860 außer Wirksamkeit zu setzen, beziehungsweise nicht in Wirksamkeit treten zu lassen«. Die Vertreter der Staatsregierung hatten sich vor Allem auf die Staatspraxis zu berufen vermocht, wonach bisher die Kirchenangelegenheiten in Baden, auch seit Emanation der Verfassung, im Allgemeinen ohne Zuzug der Stände geordnet worden waren. Die Gegner hatten sich auf die große Wichtigkeit der Sache berufen, in Folge deren es als dem Geiste der Verfassung entsprechend erachtet werden müsse, die Angelegenheit in allen Richtungen vor das Forum der Stände zu ziehen, und weiter geltend gemacht, daß die meisten Bestimmungen der Konvention selbst dem Wortlaute des § 65 der Verfassung verfielen, daß endlich die Beziehungen der Kirche zum Staate nur durch Akte der Staatsgewalt, nicht durch Vereinbarung geregelt werden könnten. Stabel war in der Ersten Kammer zum Berichterstatter designirt worden. Bereits im Laufe des Monats März erschienen von ihm bearbeitet und als Manuskript gedruckt: »Grundlagen für den Kommissionsbericht über die Konvention mit dem päpstlichen Stuhle«, in denen er die Sache der Gegner der Konvention in der soeben kurz angedeuteten Weise vertrat. »Es handelt sich« — sagte er auf S. 4 der Schrift — »in der That heute weniger um die Konvention, als vielmehr um die Konstitution.« Ein Zwischenfall, daß nämlich Ministerialpräsident Freiherr von Stengel einen Erlaß an die Amtsvorstände gerichtet hatte, worin dem entschiedenen Willen der Regierung Ausdruck gegeben war, an der Konvention festzuhalten, veranlaßte, daß bereits vor dem Votum der Ersten Kammer ein Wechsel im Ministerium eintrat. Am 2. April 1860 wurden der Minister Freiherr von Meysenbug und der Ministerialpräsident Freiherr von Stengel in Ruhestand versetzt, Stabel zum Staatsminister der Justiz ernannt und ihm zugleich die einstweilige Leitung des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten übertragen, Professor Dr. Lamey zu Freiburg aber, der Führer der Gegner der Konvention in der Zweiten Kammer, zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Am 7. April wurde auch der Staatsminister der Finanzen, Regenauer, in Ruhestand versetzt und der bisherige Geheime Referendär Vogelmann zum Präsidenten des Finanzministeriums ernannt. Das Mitglied des Staatsministeriums ohne Portefeuille Nüßlin und der Kriegs-Ministerialpräsident Ludwig blieben in ihren Stellungen. Das bekannte Großherzogliche Manifest vom 7. April 1860 trug die Kontrasignatur des neu gebildeten Gesammtministeriums. Stabel und Lamey waren nun zunächst mit der gesetzlichen Regelung der Kirchenfrage beschäftigt und es gelang ihnen, die betreffende Gesetzgebung, welche bekanntlich im Ganzen von einem der kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit günstigen Geiste durchdrungen ist, im Oktober 1860 zur Vollendung zu bringen. Natürlich eröffnete deren, im versöhnlichen Sinne angebahnte Durchführung (die die Konvention publizirende Verordnung vom 5. Dezember 1859 wurde aufgehoben) noch ein weites Feld der Thätigkeit, sowie auch die übrigen im Manifeste angekündigten weittragenden, der Fortbildung des Rechtsstaates gewidmeten, Veränderungen im Gebite der Justiz und Verwaltung fast übergroße Arbeit schufen. So war es insbesondere Stabel, der am 2. Mai 1861 zum Präsidenten des Staatsministeriums befördert (welche Stelle seit 1846 nicht mehr besetzt war), indessen der Leitung des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen enthoben und hier durch Freiherrn Franz von Roggenbach ersetzt wurde, beschieden, die Justizgesetzgebung zur zeitgemäßen Entwicklung zu bringen. Es wurden — im Anschluß an die im Jahre 1851 nicht zur Einführung gelangten Theile der 1845er Gesetze — an die seit 1851 in Kraft gestandene Gesetzgebung — in Berücksichtigung der Ergebnisse der neueren Gesetzgebungswissenschaft, sowie neuerer auswärtiger Gesetzgebungen — ein Gerichtsverfassungsgesetz, eine bürgerliche

Prozeßordnung und eine Strafprozeßordnung nebst den nöthigen Nebengesetzen nach auf den Landtagen von 1861 bis 1864 stattgehabten Berathungen in letztgedachtem Jahre erlassen. Die Grundzüge der neuen Gesetzgebung waren: volle Mündlichkeit und Oeffentlichkeit in Strafsachen, Schöffengerichte für geringe Strafsachen, aus fünf Rechtsgelehrten bestehende Kollegien in mittleren Strafsachen, welche Kollegien (Strafkammern) die Thatfrage endgiltig zu lösen hatten, die bisherigen Schwurgerichte für schwere Straffälle, Rekurs in geringen Sachen an aus drei Rechtsgelehrten bestehende Rekurskammern, im Uebrigen lediglich Nichtigkeitsbeschwerde an den obersten Gerichtshof; volle Mündlichkeit in Civilsachen und Aburtheilung der wichtigeren in aus drei Richtern zusammengesetzten Civilkammern mit Vorbehalt der Appellation an mit fünf Richtern besetzte Appellationssenate, Oberappellation an den obersten hier, wie in Strafsachen, mit sieben Richtern urtheilenden Gerichtshof. Wir sehen hier ein Bild vor uns, das dem sehr nahe kommt, welches sich in der neuen gemeinsamen deutschen Gesetzgebung des Jahres 1877 verwirklicht hat. Stabel durfte in den letzten Jahren seines Lebens mit lebhafter Befriedigung darauf zurückschauen, daß er im Jahre 1864 ein Werk geschaffen hatte, welches in seiner Gesammtanlage, sowie in vielen Einzelheiten ein Vorbild für die Reichs-Gesetzgebung wurde. Ihm war es beschieden, zweimal (1851 und 1864) die Justizverhältnisse Badens, und zwar selbständig (der badischen Gesetzgebung des Jahres 1879 war der Weg vorgezeichnet) zu ordnen. — Es nahten nun die trüben Zeiten des Krieges von 1866. Welche Stellung dabei das Gesammtministerium Badens, welches durch Austritt des Freiherrn von Roggenbach und Eintritt des Freiherrn von Edelsheim im Oktober 1865 eine Aenderung erlitten hatte, in seiner überwiegenden Mehrheit im Einklange mit der Volksvertretung einnahm, ist bekannt. Das Herz der Männer, die jener Mehrheit angehörten, schlug darum nicht minder warm für das große deutsche Vaterland. Ihr vorangegangenes und ihr späteres Leben hat dies bewiesen. — Die durch die Waffen erfolgte Entscheidung hatte die Folge, daß an die Stelle Stabels und der meisten seiner Kollegen im Rathe der Krone Männer traten, welche vor dem Kriege die Neutralität Badens befürwortet hatten. Mathy, zu Anfang Juli 1866 aus dem Gesammtministerium ausgeschieden, wurde zu Ende desselben Monats Präsident des Staatsministeriums, Finanzminister, auch mit der Leitung des Handelsministeriums betraut, von Freydorf Präsident des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen, Jolly Präsident des Ministeriums des Innern, auch mit der Führung des Justizministeriums beauftragt. Stabel und Lamey traten in Ruhestand. Ersterer wurde indessen zu Anfang des Jahres 1867 als Staatsminister der Justiz reaktivirt. — Der am 4. Februar 1868 erfolgte Tod Mathys brachte neue Veränderungen zu Tage. Jolly wurde zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Staatsminister des Innern ernannt, von Freydorf mit der provisorischen Leitung des Justizministeriums betraut, Stabel »auf unterthänigstes Ansuchen unter Bezeigung der Allerhöchsten besonderen Anerkennung der langjährigen, dem Staate geleisteten ausgezeichneten und erfolgreichen Dienste« am 13. Februar in den Ruhestand versetzt. Stabels Rücktritt lag nahe, nachdem der weit jüngere Jolly zur ersten Stelle im Ministerrathe berufen worden war (Mathy war am 17. März 1807 geboren, also fast gleichen Alters mit Stabel; Beide waren Studiengenossen auf der Universität Heidelberg gewesen). — Sollen wir einen Blick auf die Geschäftshandhabung Seitens Stabels als Minister werfen, so können wir im Ganzen auf dasjenige verweisen, was wir oben über seine Thätigkeit als Präsident des obersten Gerichtshofes sagten. Gewissenhaftigkeit, Geradheit, Sicherheit, Bestimmtheit, zweckmäßige Kürze zeichneten den Minister, den Conseilspräsidenten aus, wie sie den Inhaber des höchsten Richterpostens

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ausgezeichnet hatten. Als Redner, z. B. in den Kammern, trat er mit Würde und Einfachheit auf. Einem unnatürlichen Schwunge in der Rede huldigte er als Minister ebensowenig, wie als Anwalt. — Noch in den letzten Jahren seiner Stellung beim Oberhofgerichte hatte Stabel unter dem Titel: »Jahrbücher für badisches Recht. Als erweiterte Fortsetzung der oberhofgerichtlichen Jahrbücher« die Weiterführung der letzteren begonnen. Die Vollendung des ersten, in fünf Heften erschienenen Bandes zog sich indessen theils in Folge von Schwierigkeiten, die sich durch Krankheit und Tod des bisherigen Verlegers ergaben, theils in Folge der Ueberhäufung Stabels mit Dienstgeschäften (man denke z. B. an die Justizorganisation von 1864) bis in das Jahr 1867 hinaus. Die Erweiterung der Zeitschrift war im Ganzen die schon beim letzten Bande der oberhofgerichtlichen Jahrbücher eingetretene. Es enthalten die »Jahrbücher für badisches Recht« wieder eine reiche Auswahl aus Stabels Feder geflossener interessanter Aufsätze, welche sich, an einzelne Rechtsfälle anknüpfend, durch geistreiche Behandlung des Stoffes, unter sachgemäßer eingehender Benützung der Literatur auszeichnen. Auf den ersten Seiten des Bandes finden wir eine wohl dem Jahre 1859 entstammende Beurtheilung der staatsrechtlichen Frage, ob die Regierung ohne Einholung ständischer Zustimmung die Trennung der Justiz von der Verwaltung in der unteren Instanz aussprechen durfte, wie sie im Jahre 1857 gethan (eine gewisse Aehnlichkeit dieser Frage mit der der Konvention mit Rom liegt zu Tage). Stabel verneinte die Frage. — »Nunmehr zur Ruhe gesetzt, habe ich mich wieder der treuesten Freundin des Lebens, der Wissenschaft, zugewendet, um wo möglich der juristischen Welt noch nützlich werden zu können.« So sagt Stabel im Vorworte zu einem, im Jahre 1869 zu Karlsruhe erschienenen Hefte, betitelt: »Akademische Vorträge über den Code Napoléon«, welches die einleitenden Lehren des französischen Civilrechts behandelt. Sein Vorhaben, der Wissenschaft zu dienen, führte er aus, wenn auch nicht dadurch, daß er die »akademischen Vorträge« fortsetzte, so doch, indem er seine vortrefflichen »Institutionen des französischen Civilrechts (Code Napoléon)«, ein größeres Werk, herausgab, welches im Jahre 1871 in Mannheim erschien. Wir charakterisiren dasselbe am besten, wenn wir das Vorwort hier wörtlich wiedergeben. Es lautet: »Des Staatsdienstes enthoben, aber den Müssiggang verachtend und das politische Gebiet absichtlich vermeidend, habe ich mich wieder ausschließlich der Rechtswissenschaft und dem Versuche zugewendet, durch Wiederaufnahme und Vollendung einer in früherer Zeit begonnenen Arbeit der juristischen Welt, insbesondere dem jüngeren Theile derselben, noch einen nützlichen Dienst zu leisten. Zwar ist die wissenschaftliche Bearbeitung des Code Napoléon überaus reich an Zahl, Umfang und Formen ihrer Werke, aber es scheint mir dennoch an einem Buche zu fehlen, welches genau den Zweck verfolgt, den ich bei meiner Arbeit vor Augen habe. Sie soll vorzugsweise dem deutschen Studirenden, welcher dem akademischen Bildungsgange gemäß von den gründlichen Vorträgen über das römische Recht, dem Vorbild aller Civilrechte, zum Studium des französischen mit kurz bemessener Zeit übergeht, als vermittelnde Einleitung in das letztere dienen. Das Bedürfniß einer solchen Einleitung habe ich nicht nur als mehrjähriger Rechtslehrer, sondern namentlich bei den zahlreichen Prüfungen, die ich theils als Präsident des obersten Gerichtshofes, theils als Justizminister zu leiten hatte, kennen gelernt. Zachariäs vortreffliches Werk stellt den Anfängern eine zu große Aufgabe und statt sie mit der Legalordnung des Gesetzbuches vertraut zu machen, wie es für die Praxis nöthig ist, werden sie derselben völlig entfremdet. Hier soll das Gesetzbuch die Stelle des Kompendiums und die Erläuterung die Stelle des Kollegienheftes vertreten. Keineswegs aber soll der ganze Inhalt der Rechtsquelle buchstäblich reproduzirt werden. Diesen Zweck verfolgend ist die Arbeit so geworden, wie sie ist, und nicht anders,

obgleich es mir oft recht schwer gefallen, das Ziel nicht zu überschreiten. Die badischen Zusätze und Abänderungen mußten schon deßwegen einer besonderen Behandlung vorbehalten werden, weil die Gesetzgebung gleichzeitig damit beschäftigt war, in wichtigen Punkten zum Urtexte zurückzukehren. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, den Umfang des Buches mit den gebräuchlichen Citaten und Anmerkungen zu verdoppeln, denn es bestehen der Citirwerke in Menge, allein gerade deßhalb und in Rücksicht auf den Zweck der Arbeit hielt ich diese Ausstattung für unnöthig. Die zahlreichen Streitfragen sind übrigens in soweit berührt, als sie mit wichtigen Grundsätzen zusammenhängen, denn diese mußten natürlich in erster Reihe festgestellt werden. Vielleicht wird es auch manchem Praktiker, wie mir selbst, von Nutzen sein, statt nur den Präjudizien, einmal wieder den Prinzipien nachzuforschen. Karlsruhe, im Februar 1870.« Stabel hat sich — am Ende seiner vielseitigen Thätigeit — in dem schönen Buche ein würdiges Denkmal gesetzt und damit die vollste Anerkennung der jüngeren und älteren Juristenwelt erworben. — In allen Lagen des Lebens bewährte Stabel als das natürlich ungekünstelte Ergebniß seiner hervorragenden Geisteseigenschaften eine gewisse imponirende Haltung, eine gewisse Ueberlegenheit. Der hohe Ernst, der ihn stets begleitete, ließ den tiefen Denker, den Gelehrten, den Staatsmann erkennen. Wer Stabel in seinem Ernste dahinschreiten sah, mochte ihn für eine fast finstere, in sich gekehrte Natur halten; Ursache hievon war eine Schwäche der Sehkraft, welche ihn häufig seine Umgebung nicht erkennen ließ. Zur Düsterkeit war er nicht geneigt. Gerne bewegte er sich heiter im Kreise seiner Familie, auch liebte er es zeitweise, in einem kleinen Kreise von Freunden, von Kollegen eine oder die andere Abendstunde von den Mühen des Tages auszuruhen. Traten die Pflichten der vielleicht hie und da ermüdenden Repräsentation an ihn heran, wie dies namentlich während der Jahre 1860 bis 1868 zu Karlsruhe der Fall war, so unterzog er sich bereitwillig denselben. — Die erwähnte Augenschwäche bildete sich nach und nach zu einem Augenleiden aus, welches ihm in den Jahren 1868 und 1869, gerade als er seine Institutionen schrieb, sehr lästig fiel. Im Anfange der 1870er Jahre war er in Folge grauen Staares fast ganz erblindet, wurde aber im April 1876 mit Glück operirt, so daß er wieder lesen und schreiben konnte; mußte sich jedoch im September 1879 einer zweiten, abermals glücklichen Operation unterziehen. Im Juli 1879 starb die Gemahlin Stabels, welcher Verlust ihn auf das Härteste traf. Nicht lange überlebte er die Lebensgefährtin. In den ersten Tagen des Februars 1880 befiel ihn in Folge einer Erkältung eine Lungenentzündung. Sie verlief anfänglich günstig. Doch hoben sich die Körperkräfte nicht mehr, während die Geisteskräfte völlig ungetrübt blieben. Trotz seiner schweren Krankheit, die er von Anfang an für tödtlich erachtete, deren Leiden er aber mit bewundernswerther Geduld und Seelenstärke trug, beschäftigte sich sein reger Geist stets noch mit den öffentlichen Angelegenheiten und nahm er insbesondere noch den höchsten Antheil an den wegen Beseitigung der Prüfung der Geistlichen in der Zweiten Kammer der Landstände gepflogenen Verhandlungen. Am 22. März 1880, Mittags 12 Uhr, starb er sanft, an Entkräftung, umgeben von den Seinigen, von denen er am Tage zuvor Abschied genommen hatte. — Stabels Verdienste fanden in hohem Maße die äußere Anerkennung der erhabenen Landesfürsten. Unter Großherzog Leopold erhielt er im Jahre 1844 als Professor das Ritterkreuz, im Jahre 1849 als Justiz-Ministerialpräsident das Kommandeurkreuz des Großherzoglichen Ordens vom Zähringer Löwen; unter Großherzog Friedrich als Oberhofrichter im Jahre 1853 den Stern zu letzterer Dekoration, im Jahre 1856 das Großkreuz gedachten Ordens, im Jahre 1865 als Minister den Stern dieses Großkreuzes in Brillanten, am 13. Februar 1868 bei seiner Versetzung in den Ruhestand die Dekoration der goldenen Kette zum mehrerwähnten Großkreuze. Im Jahre 1877 wurde er

anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich in den erblichen Adelstand erhoben. Auch die Krone Preußen ehrte seine Verdienste, indem ihm im Jahre 1849 die zweite, im Jahre 1861 die erste Klasse des Königlichen Ordens des Rothen Adlers verliehen wurde. (Literarische Beilage der »Karlsruher Zeitung« 1880 Nr. 41, 42.)

Karl Bernhard Stark.

Geboren zu Jena am 2. Oktober 1824, gehörte Stark von väterlicher Seite einer ärztlichen Gelehrtenfamilie an, welche mit der Geschichte der alten thüringischen Hochschule und des weimarischen Musenhofes eng verwachsen war. Sein Großvater, Johann Christian Stark (geb. 1753, gest. 1811), Geh. Hofrath und ordentl. Professor der Medizin, war der Leibarzt Karl Augusts und der Herzogin Amalie, der Arzt und Hausfreund Schillers. Dessen Sohn, Karl Wilhelm Stark, Geh. Hofrath und ordentl. Professor der Pathologie (geb. 1787, gest. 1845), der langjährige vertraute Leibarzt des Großherzogs Karl August, den er auf seinen Reisen und Feldzügen und auch zum Wiener Kongreß begleitete, war der Vater Karl Bernhards. Seine treffliche Mutter, deren Lebensbild er mit pietätvoller Hand selbst gezeichnet hat, war die Tochter des berühmten Rechtslehrers Christoph Martin, welcher von 1805—15 eine Zierde der Heidelberger Hochschule war, dann einem Rufe als Oberappellationsrath und Professor der Rechte nach Jena folgte. So erwuchs Bernhard Stark in einem Familienkreise, welcher sich ebenso durch hohe Geistesbildung, als einfach edle Familiensitte auszeichnete. Im Hause der Eltern und Großeltern empfing er früh die reichste Anregung. Im Martin'schen Hause herrschte das Interesse für alle politischen Fragen der Gegenwart, im Stark'schen Hause ein mehr innerlicher, auf religiöse und philosophische Dinge, sowie auf Naturbeobachtungen gerichteter Sinn vor. Der Vater, obgleich ein vielbeschäftigter Arzt, pflegte dabei alle geistigen Interessen mit seltener Allseitigkeit. Mit besonderer Vorliebe trieb er klassische Studien. In einem Freundeskränzchen las er jeden Winter griechische Philosophie und das neue Testament in der Ursprache. Aus dieser humanistischen Richtung des Vaters erklärt sich die früh ausgesprochene Hinneigung des Sohnes zum Studium des klassischen Alterthums. In einem Privatinstitute zu Jena, unter der Leitung des früh verstorbenen Professors Brzoska, legte er das erste Fundament seiner gründlichen griechischen Sprachkenntniß. Schon im zehnten Jahre las er die Odyssee, noch ehe er die Anfangsgründe des Lateinischen begonnen. Im Jahr 1838 bezog er das damals neuorganisirte Gymnasium Hildburghausen, welches unter der Leitung der trefflichen Direktoren Kießling und Stürenburg einen besonderen Aufschwung genommen hatte. Von dort kehrte er im Jahre 1842 nach Jena zurück, um sich dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. Unter den akademischen Lehrern, die nachhaltigen Einfluß auf seine Entwickelung gewannen, nennen wir: in Jena Göttling, in Leipzig G. Hermann und in Berlin Böckh, in dessen Hause Stark ein Jahr zuzubringen das Glück hatte und unter dessen Einfluß er sich für das Studium der antiken Kunst entschied. Gerne verweilte Stark, in die Vergangenheit zurückblickend, bei diesem Berliner Aufenthalt in Böckhs Hause. Unauslöschlich lebten in ihm die Eindrücke, die er im Umgang mit diesem Meister der Alterthumskunde empfangen hatte, und als schönste Aufgabe schwebte ihm vor, was er leider nicht mehr zur Ausführung bringen konnte, das Bild des Lebens und Schaffens dieses seines Lehrers zu entwerfen. Im Jahre 1845 hatte er mit einer tüchtigen Arbeit über Anacreon in Jena promovirt. Von 1846 auf 1847 lebte er, mit archäologischen Studien beschäftigt, in Jena, einen Kreis dankbarer Zuhörer in Privatvorlesungen über Kunstgeschichte um sich sammelnd. So wenig

Stark den politischen Ereignissen gegenüber sich gleichgiltig verhielt, so wenig ließ er sich doch durch dieselben irgendwie von seinem vorgesteckten Ziele ablenken. Im Jahre 1848 trat er seine erste größere wissenschaftliche Reise an, welche ihn an die Hauptfundstätten antiker und mittelalterlicher Kunst führte. In München, Venedig, Florenz, Rom, Neapel weilte er längere Zeit, überall jene Fülle unmittelbarer Anschauung sammelnd, die dem Archäologen unentbehrlich ist. So betrat er im Herbst 1848, wohlvorbereitet, nachdem er sich mit der Dissertation De Tellure dea deque ejus imagine a Manuele Phile descripta an der Universität seiner Vaterstadt die venia legendi erworben, als Privatdozent der klassischen Philologie und der Archäologie den akademischen Lehrstuhl und wurde schon 1850 zum Extra-Ordinarius befördert. Nun begann für ihn eine Zeit fröhlichen Schaffens. Daß er damals schon auch die deutsche Kunst, besonders des 16. Jahrhunderts, in den Kreis seiner Studien zog, beweist eine größere Arbeit über Albrecht Dürer und seine Zeit in der Zeitschrift »Germania« 1851. Bedeutender jedoch waren seine archäologischen Studien zu einer Revision von Müllers Handbuch der Archäologie, Wetzlar 1852 (besonderer Abdruck aus der Zeitschrift für die Alterthums-Wissenschaft), durch welche er das treffliche, aber damals in manchen Punkten den Anforderungen nicht mehr genügende Werk berichtigte und ergänzte. Das erste größere wissenschaftliche Werk Starks, das gleich bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf seinen Verfasser lenkte, waren die »Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenistischen Orients« (Jena 1852), worin er die Geschichte Gaza's und der philistäischen Küste von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung durch die Muhamedaner einer kritischen Prüfung unterwarf und eine Menge schwieriger Detailfragen in befriedigendster Weise löste. Eine zweite wissenschaftliche Reise zum Zweck eingehender archäologischer Studien führte ihn im Jahre 1852 nach Frankreich und Belgien, wo er ganz besonders den in den Provinzialsammlungen vorhandenen, noch vielfach unbekannten Kunstschätzen seine Aufmerksamkeit zuwendete. Mit reicher Ausbeute kehrte er zurück und verarbeitete die Ergebnisse seiner Forschungen in dem noch immer seinen Werth behauptenden Werke: »Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich, nebst einem Anhang über Antwerpen«, Jena 1855, einem Werke, dem der Verfasser durch Frische der Darstellung und durch lebendige, anziehende Schilderung des Landes und seiner Bewohner einen eigenthümlichen Reiz verliehen hat. Stark hatte es sich besonders zur Aufgabe gemacht, die Provinzialsammlungen gründlich zu durchforschen und auf die wichtigsten darin enthaltenen Stücke hinzuweisen; er gab dadurch den Anstoß zu weiteren Untersuchungen, welche erst aufgedeckt haben, wie viel Schönes die französischen Lokalmuseen noch bergen. Starks Arbeit wird neben dem vortrefflichen Führer durch Südfrankreich von Gsell-Fels und Berlepsch für lange Zeit ihren Rang behaupten. Daß übrigens auch die Pariser Sammlungen eine eingehende Würdigung erfahren, versteht sich von selbst; besonders anziehend ist die Schilderung des bunten Treibens in den Sälen des Louvre an Sonn- und Festtagen und des Einflusses, welchen — im Gegensatze zu den Einrichtungen in England — die Demokratisirung des Genusses des Schönen auf Kunst und Handwerk ausübt. Ein neues Feld dankbarer Wirksamkeit eröffnete sich für Stark, als er 1855 als ordentlicher Professor der Archäologie und Mitdirektor des philologischen Seminars an die Universität Heidelberg berufen wurde. Seit Creuzer's Rücktritt war das Studium der Archäologie an dieser Universität fast gänzlich vernachlässigt worden. Die Sammlung von Gypsabgüssen, welche sich in den Räumen der Bibliothek befand, war über die primitivsten Anfänge nicht hinausgekommen. Stark gebührt das bleibende Verdienst, das wissenschaftliche Studium der antiken Kunst in Heidelberg neu begründet und aus dürftigen

Anfängen ein archäologisches Museum geschaffen zu haben, das sich den übrigen akademischen Instituten ebenbürtig an die Seite stellt. Sein gründliches Wissen, wie seine liebenswürdige Persönlichkeit gewannen ihm bald auch die Achtung und Liebe der studirenden Jugend; ihm genügte nicht, durch die Vorlesungen allein auf sie zu wirken; es war ihm Bedürfniß, in persönlichem Verkehr mit seinen Zuhörern die Eigenthümlichkeit der Einzelnen kennen zu lernen und berathend ihren Studiengang zu fördern. — Wenige Jahre nach seinem Amtsantritt in Heidelberg erging die Aufforderung an ihn, das Werk K. F. Hermanns: »Ueber die gottesdienstlichen Alterthümer der Hellenen« neu zu bearbeiten, eine Aufgabe, der er sich mit taktvoller Pietät unterzog, indem er mit gewissenhafter Schonung der Eigenthümlichkeit des Werkes die ganze Fülle des seit dessen Erscheinen hinzugekommenen Materials verwerthete (1858), wie er dies später auch bei der Bearbeitung der griechischen Privat-Alterthümer K. Fr. Hermanns (1870) und der von ihm nach Chr. F. Bährs Tode fortgesetzten Bearbeitung der fünften Auflage der griechischen Staats-Alterthümer desselben Gelehrten (1875) gethan hat. Die folgenden Jahre waren der Sammlung und Sichtung des Materials für sein zweites größeres Werk über »Niobe und die Niobiden in ihrer literarischen, künstlerischen und mythologischen Bedeutung« (Leipzig 1863) gewidmet. Das Gesammtgebiet dieser so schwierigen Gegenstände ward einer erneuten kritischen Prüfung unterzogen, der Niobe-Mythus in der antiken Literatur und bildenden Kunst, nach seiner ethnologischen Stellung und inneren Bedeutung untersucht und die Lösung der an das wunderbare Werk der Niobiden-Gruppe sich knüpfenden Probleme versucht. Bei allen diesen umfassenden gelehrten Arbeiten fand Stark noch Muße, den in der näheren und weiteren Umgebung Heidelbergs aufgefundenen Alterthümern aus römischer Zeit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schon durch Creuzer war für Sammlung und Beschreibung erheblicher Funde dieser Art ein schöner Anfang gemacht, und Stark, welcher das von Creuzer Begonnene lebhaft aufgriff und förderte, hat zu erneuter Durchforschung der Rhein- und Neckargegend erfolgreiche Anregung gegeben. Die Ergebnisse dieser Studien legte er nieder in der Schrift: »Ladenburg am Neckar und seine Funde«, 1867. — Von verjüngender Kraft war für Stark die Erfüllung eines langgehegten Herzenswunsches: ein Besuch in Hellas und dem griechischen Orient, der ihm im Jahre 1871 ermöglicht ward, als ihm die erforderlichen Mittel aus der Bergrath Schüler'schen Stiftung, deren Verwaltung der Großherzogl. Badischen Regierung unterstellt ist, bereitwilligst gewährt worden waren. In Asien galt sein Besuch vornehmlich Troja, Smyrna, den Ruinen von Ephesus, dem Tantalus-Grab und Niobe-Felsen. Nach einem längeren, von mannichfachen Ausflügen unterbrochenen Aufenthalt in Athen kehrte er dann Ostern 1872 nach Heidelberg zurück. Die in Briefen und Vorträgen niedergelegten Eindrücke wurden in zusammenhängenden Reisestudien unter dem Titel: »Nach dem griechischen Orient«, Heidelberg 1874, zusammengefaßt. Verjüngt an Geist und Körper, reich an neu gewonnenen Anschauungen, kehrte Stark zu seiner gewohnten Berufsarbeit zurück und rüstete sich nun zur letzten großen Arbeit seines Lebens, deren Vollendung er leider nicht mehr erleben sollte, der Ausarbeitung seines »Handbuchs der Archäologie«, in welchem die ganze Fülle seiner ausgebreiteten Erudition Verwendung finden konnte. Sein außerordentlicher Fleiß und seine rüstige Arbeitskraft ermöglichten es ihm, trotz starker Anforderungen, die in diesen Jahren von anderer Seite an ihn herantraten, das Werk zu beginnen. — Das Vertrauen der Universität berief ihn im Jahre 1873 auf 1874 zum Amt eines Prorektors unter nicht ganz leichten Verhältnissen. Mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit unterzog er sich den Obliegenheiten seines Amtes. — Nachdem er noch für den ersten Jahrgang des Bursian'schen »Jahresberichtes über die Fortschritte der klassischen Alterthums-

wissenschaft« über die wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiet der Archäologie der Kunst mit erschöpfender Gründlichkeit berichtet hatte, widmete er sich nun ausschließlich dem Handbuch, das auf zwei starke Bände zu je zwei Abtheilungen berechnet war. Nur die erste Abtheilung des ersten Bandes ist noch vom Verfasser veröffentlicht worden. Die zweite Abtheilung des ersten Bandes ist erst nach seinem Tode erschienen. Niemand ahnte, daß dem anscheinend so rüstigen Manne das Todesgeschick so nahe bevorstand, als er im Monat September 1879 von einer in Begleitung seiner Töchter nach München und Oberbaiern unternommenen Reise zurückgekehrt war. Allein bald entwickelten sich mit furchtbarer Schnelligkeit die Keime einer wohl schon seit längerer Zeit sich vorbereitenden tödtlichen Krankheit. Bald erkannte er selbst die Gefahr, in der er schwebte, und sah mit männlicher Fassung dem Tode entgegen. Mit völliger Klarheit und Ruhe ordnete er seine Angelegenheiten, besprach sich mit Kollegen über seinen literarischen Nachlaß, verabschiedete sich von seinen Angehörigen und nächsten Freunden und entschlief nach schwerem Kampf in den Armen seines Sohnes, in der Frühe des 12. Oktober 1879. Stark war einer jener Gelehrten, bei welchen Geist und Gemüth, die ethische Gesinnung wie der wissenschaftliche Forschertrieb sich im schönen Zusammenklang vereinigen. Schon beim Beginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bemerken wir bei ihm das Streben nach einer den idealen Gehalt der gesammten Kunstwelt des klassischen Alterthums sowohl, wie der außerklassischen Völker umfassenden Anschauung. Diesem Streben stand ein durch tüchtige Studien geschulter historischer Sinn und ein an dem Besten aus allen Kunstepochen ungemein geschärfter Blick unterstützend zur Seite. Stark war von Haus aus kein Redner im eigentlichen Sinne des Wortes; bis zu seinem vierzigsten Jahre entbehrte sein Vortrag des Flusses und der Rundung, so daß der Zuhörer oft nur schwer folgen konnte. Diese Mängel streifte er in höherem Mannesalter ab; wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir diesen Umschwung hauptsächlich dem Beispiele seines Kollegen Köchly zuschreiben, welcher mit seinem sonoren Organ und der wunderbaren Formvollendung seiner Rede in Heidelberg den gewaltigsten Eindruck erzielte. Stark hat dann unabläßig an sich gearbeitet und es endlich gelernt, das blanke Schwert der Redekunst mit Meisterschaft zu führen. So hat dieser reichbegabte Mann, der wie Wenige das Gebiet seiner Wissenschaft beherrschte, als Forscher und als Lehrer an der Heidelberger Universität gewirkt, und die dankbare Verehrung Aller, die ihm nahe traten, folgt dem Entschlafenen nach. Er selbst aber, in Demuth und Bescheidenheit alles überschwengliche Lob ablehnend, charakterisirte noch in den letzten Tagen seines Lebens sein eigenes Wirken mit dem bezeichnenden Worte: Es wird von einem Haushalter nicht mehr gefordert, denn daß er treu erfunden werde! (Vgl. den Nekrolog von W. Frommel im Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft 1880, wo auch ein Verzeichniß seiner Schriften sich findet, Allgem. Zeitung 1879, Nr. 291 Beilage, Karlsr. Zeitung 1879, Nr. 243.)

Karl Steinhäuser

war am 3. Juli 1814 in Bremen geboren. Nachdem er das Gymnasium absolvirt und den Entschluß gefaßt hatte, sich der Bildhauerkunst zu widmen, bezog er gleichwohl noch zu weiterer allseitigen Ausbildung im Jahr 1831 die Universität Berlin und besuchte neben den Vorlesungen, die er dort hörte, auch das Atelier des berühmtesten Meisters seines Faches, Christian Rauch. Wie er einerseits bemüht war, durch das Studium der klassischen Philologie und Archäologie in den Geist des Alterthums immer tiefer einzudringen, so versäumte er anderseits

nichts, was dazu dienen konnte, die Technik seines Berufes sich zu eigen zu machen und es im Zeichnen, im Modelliren und in der Behandlung des Marmors zu jener Fertigkeit zu bringen, welche die Grundlage des künstlerischen Schaffens bildet. 1835 siedelte er von Berlin nach Rom über, wo er die Freundschaft Thorwaldsens gewann, in dessen Atelier er nach des großen Meisters Tode (1844) seine Werkstätte aufschlug. Das erste größere Werk, welches er dort schuf, »Hero und Leander«, wurde auf der Ausstellung zu Berlin im Jahr 1848 sehr bewundert. Hatte er bis dahin sowohl seine Stoffe meist dem klassischen Alterthume entlehnt, wie auch in der Form seiner Werke der streng klassischen Richtung gehuldigt, so fand er im weiteren Verlauf seiner menschlichen und künstlerischen Entwicklung den Weg zu einer edlen, innig empfundenen Darstellung christlicher Stoffe, aber auch allgemeiner poetischer Figuren. Seine Richtung wird wohl am besten charakterisirt, wenn man ihn einen streng kirchlich gesinnten Romantiker nennt. Mit den Kreisen der Romantiker in Berlin war Steinhäuser schon früh in Berührung gekommen. Im Hause Bettinas von Arnim hatte er auch die spätere Gefährtin seines Lebens kennen gelernt, deren Einfluß auf ihn ein entscheidender war. Es war dies Fräulein Pauline Franke, Tochter des Superintendenten Franke zu Güstrow in Mecklenburg, eine sehr talentvolle Dame, welche sich der religiösen Malerei mit schönem Erfolg widmete. Bald nach ihrer Verheirathung trat Frau Steinhäuser in Rom im Jahre 1844 zur katholischen Kirche über. 1848 folgte Steinhäuser selbst ihrem Beispiel. Die überaus glückliche Ehe, der zwei Kinder entsprossen, wurde im Jahr 1866 durch den Tod der Frau Steinhäuser getrennt. Drei Jahre vorher, im Jahr 1863 war Steinhäuser, auf Anregung des Baudirektors Hübsch (s. Bad. Biogr. I., 394) als Professor der Bildhauerei an die Kunstschule zu Karlsruhe berufen worden. In dieser Stellung war er als Künstler und Lehrer thätig bis zu seinem Tode am 9. Dezember 1879. Einen beträchtlichen Theil des Jahres gestattete ihm die Munificenz des Großherzogs ausschließlich seiner Kunst in dem zu seiner eigentlichen Heimath gewordenen Rom zu leben. Dort, wie auch in Karlsruhe, schuf Steinhäuser nun noch eine Reihe bedeutender Profanwerke, von denen wir »Hermann und Dorothea«, »Orest und Pylades«, den »Violinspieler« (alle drei in Karlsruhe) und »Mignon« hervorheben. Größer war die Zahl seiner Werke religiösen Charakters: die Statue des heiligen Ansgarius in Bremen, ein sterbender Christus, Marienstatuen, eine Pietà u. a. m. — Die Hauptstärke des Meisters beruhte wohl in der den Italienern abgelauschten virtuosen Feinheit in Behandlung des Materials seiner Bildwerke. Von Bedeutung für ihn selbst und die Kunst überhaupt wurde die Entdeckung eines sehr harten, den Witterungseinflüssen auch im nordischen Klima widerstehenden Marmors bei Laas in Tirol, wo er selbst umfangreiche Marmorbrüche erwarb und sein Sohn, Johannes Steinhäuser, eine bedeutende kunstindustrielle Thätigkeit entfaltet. — Die streng kirchliche Richtung Steinhäusers trug wohl, im Verein mit seiner Abneigung gegen lebhafte Geselligkeit in größeren Kreisen, dazu bei, daß er in der badischen Hauptstadt nie recht heimisch wurde und auch mit der Künstlerschaft niemals in regen Verkehr trat. Durch einige seiner Werke und seine Lehrthätigkeit an der Karlsruher Kunstschule ist indeß doch sein Name mit der Geschichte der bildenden Kunst in Baden dauernd verknüpft und durfte daher auch in diesen Blättern nicht fehlen.

*

Liborius Stengel

wurde geboren den 14. August 1801 zu Stetten bei Haigerloch, im damaligen Fürstenthum Sigmaringen. Ein Kind armer Eltern, mußte er schon frühzeitig

selbst sein Brod als Hirte verdienen; die Einsamkeit dieses Lebens veranlaßte den von reger Wißbegierde erfüllten Knaben, nach Lektüre zu suchen, er las, was ihm der Zufall in die Hände führte; einmal war es ein Lehrbuch der Arithmetik und Algebra; die anfängliche Schwierigkeit des Verständnisses schreckte den Lernbegierigen nicht ab, das fortgesetzte Studium brachte ihm sein Talent für Mathematik zum Bewußtsein und ohne alle weitere Anleitung bildete Stengel sich selbst zu einem tüchtigen Rechner, so daß er, im Nothjahr 1817 verdienstlos geworden und deßhalb zu seinen Eltern zurückgekehrt, sich durch Unterricht im Rechnen einen kleinen Verdienst zu erwerben vermochte. Durch die Erfolge dieses Unterrichtes wurde der würdige Ortspfarrer J. A. Seybold auf den improvisirten Mathematikus aufmerksam und entdeckte leicht das Dasein eines reichen Talentes. Seybold nahm sich fortan in väterlich-freundlicher Weise des jungen Mannes an: er gab ihm selbst den ersten Unterricht im Lateinischen und war dazu behilflich, daß Stengel 1819 das Gymnasium in Sigmaringen besuchen konnte. An Jahren, aber auch an Reife des Geistes den Mitschülern weit voran, machte Stengel solche Fortschritte, daß er schon im Herbste 1820 das Pensum absolvirt hatte, welches die damalige Anstalt von ihren Abiturienten verlangte. Er ging nach Freiburg, um an der Universität nach der bestehenden Einrichtung den philosophischen Kursus zu absolviren. Seybold hatte ihn seinem Jugendfreund und ehemaligen Studiengenossen, dem Professor Hug (sie waren Beide aus Konstanz) empfohlen; dieser geistreiche und gelehrte Mann erwies sich, was Studirenden gegenüber sonst selten war, gegen Stengel sehr freundlich, erleichterte ihm nicht bloß in ökonomischer Hinsicht den Aufenthalt, sondern übte einen fördernden und bestimmenden Einfluß auf den Bildungsgang desselben. Den fünfjährigen Aufenthalt an der Universität verbrachte Stengel in unermüdeter, rastloser Thätigkeit, ein reiches, allseitiges Wissen war ihre Frucht und ihr Lohn. Neben den theologischen Wissenschaften, über welche er die strengen Prüfungen mit Auszeichnung bestand, umfaßten seine Studien alte (neben den klassischen die semitischen Dialekte und Sanskrit) und neue Sprachen, Geschichte, besonders des alten Orients, Religionsgeschichte und Philosophie; aus dem Gebiet der letzteren waren es namentlich die Schriften von Fichte, Schelling und Schleiermacher, durch welche Stengel, wie viele Zeitgenossen, sich mächtig angezogen fühlte. Im Spätjahr 1825 trat er in das Seminar in Meersburg, wurde am 21. September 1826 ordinirt und hierauf seinem väterlichen Freunde Seybold, der inzwischen die Pfarrei Benzingen bezogen hatte, zur Aushilfe als Vikar beigegeben. Die freie Zeit, welche das neue Amt erübrigte, wurde der Fortsetzung der frühern Studien gewidmet; den Beruf der praktischen Seelsorge stellte Stengel, wie dies spätere Aeußerungen zeigen, sehr hoch, er bezeichnet ihn als »den höchsten, schönsten und würdigsten« (Komm. z. Römerbr. p. XXV), aber für sein Talent und seinen Bildungsstand konnte er ein volles Genüge an dem praktischen seelsorglichen Wirken in einem abgelegenen Dorfe nicht finden; mit Freuden ergriff er deßhalb eine ihm unerwartet dargebotene Gelegenheit zu einem Wirkungskreise, in welchem er die reichlich gesammelten Kenntnisse auch verwerthen konnte; Hug, der Förderer seiner Studien, war bei Errichtung der Erzdiözese Freiburg als Mitglied des neu konstituirten Domkapitels berufen worden und sah sich dadurch genöthigt, die Zahl seiner Lehrstunden, welche immer eine große gewesen war, zu reduziren; als Supplent brachte er seinen früheren Schüler Stengel in Vorschlag. Dieser leistete der an ihn ergangenen Einladung freudige Folge und begann im Wintersemester 1827—28 seine akademische Thätigkeit mit zwei exegetischen Kollegien. Die ihm zugewiesene Aufgabe war: Erklärung der Schriften des alten und neuen Testaments, sowie Unterricht in der hebräischen Sprache. Damit verband er Kollegien über die übrigen semitischen Dialekte, über biblische Hermeneutik und

Archäologie; auch hielt er wiederholt, der Erste an der Universität Freiburg, Kurse über Sanskrit und rabbinische Sprache. Seine gründliche Wissenschaftlichkeit (bemerkt der Herausgeber einiger seiner Schriften), der hohe Ernst und die ungewohnte Unbefangenheit seiner Forschung mußten ihm bei Allen, denen es mit ihren theologischen Studien Ernst war, ungetheilten und stets steigenden Beifall erwerben. Mit Recht hielt Stengel das wissenschaftliche Studium der Bibel für die Basis der Theologie; sie erschien ihm als die magna charta der christlichen Kirche, aus welcher der die Kirche belebende Geist Christi, wenn nicht allein, doch am reinsten an unser Herz spreche. Daher seine begeisterte Liebe für das biblische Studium, welche er auch seinen Zuhörern einzuflößen auf alle Weise bemüht war. Zehn Semester hindurch lehrte Stengel als Supplent mit vielem Erfolg, aber kärglichem Gehalt (450 fl.); die Fakultät verhielt sich zuwartend, zuletzt sah sich Stengel durch seine prekäre Lage genöthigt, selbst den ersten Schritt zu thun, um seine definitive Anstellung zu veranlassen. In einer würdig, aber entschieden gehaltenen Eingabe (1. Juli 1833) konnte er ohne Selbstüberhebung anführen, daß er in Hinsicht des Erfolges seiner Lehrthätigkeit, der Frequenz und der Achtung Seitens der Studirenden die Vergleichung mit den besten Lehrern der Universität nicht zu scheuen habe. Als es sich s. Z. um die Aufnahme Stengels in das Seminarium gehandelt hatte, war bei der bischöflichen Behörde in Konstanz eine Denunziation eingegangen betreffend die Korrektheit seiner theologisch-kirchlichen Gesinnung; dahingehende Verdächtigungen scheinen auch jetzt noch bestanden zu haben, die Eingabe sagt: »Was den Geist anlangt, in welchem ich zu wirken strebe, so möchte ich in der Beförderung einer gediegenen wissenschaftlichen Bildung, in der Achtung für die Wahrheit und in dem Festhalten an der erkannten, und in dem Eifer für das Christenthum nach der Schrift und der Tradition der katholischen Kirche keinem Theologen unserer Zeit nachstehen.« — Die Fakultät und der Senat unterstützten das Gesuch und Stengel wurde (24. September 1833) als außerord. Professor mit 800 fl. Besoldung angestellt. Nur kurze Zeit konnte er sich der gesicherten Stellung erfreuen; die jahrelange Ueberanstrengung hatte seine Gesundheit erschüttert; er starb in Folge eines apoplektischen Anfalles am 22. Februar 1835. Dieser Verlust war für die theologische Fakultät um so empfindlicher, als sie wenige Wochen vorher den außerord. Professor Klenkler (s. oben S. 66), ebenfalls im ersten Mannesalter stehend, verloren hatte. Stengel war, was sich aus seinem literarischen Nachlaß, wie aus dem Urtheil der noch lebenden Zuhörer ergibt, ein reich angelegtes Talent, erfüllt von dem regsten Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit und Selbständigkeit, dabei ein Charakter ohne Falsch; als Theologe nicht unberührt von den Mängeln und Irrthümern der damaligen Zeitströmung. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, so hätte er bei seinem offenen Sinn für das Wahre ohne Zweifel auch das Korrektiv dagegen gefunden. — In der oben erwähnten Eingabe bemerkt Stengel, daß er mehrere Arbeiten für den Druck vorbereitet habe; davon wurde von ihm selbst noch in den Druck gegeben ein Theil seiner hebräischen Grammatik (die Lautlehre und eine Partie der Formenlehre), Freiburg bei Herder; erschien später 1840, herausgegeben von Beck. Die Behandlung befolgt die von Ewald zuerst auf die hebräische Grammatik angewandte rationelle Methode, schließt sich auch vielfach an diesen Vorgänger an, ist aber sonst ganz selbständig und übertrifft Ewald an Klarheit der Ausführung; das Buch hätte, wenn vollendet, in seiner Zeit einen namhaften Fortschritt in der grammatischen Wissenschaft bezeichnet. Von den exegetischen Arbeiten erschienen der Kommentar zum Römerbrief (Freiburg 1836); das Vorwort gibt eine Biographie des Verfassers mit Auszügen aus dessen Kollegienheften; der Kommentar zum Hebräerbrief (Karlsruhe 1849); beide hat Beck herausgegeben. König.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Joseph Ernst Freiherr Stockhorner von Starein *)

war der zweite Sohn des herzoglich württembergischen Geheimenraths Karl Otto Stockhorner v. Starein und der Maria Josepha, geb. v. Schacht. Er wurde zu Stuttgart geboren den 17. März 1754 und nach beendigten Schulstudien gleichzeitig mit seinem älteren Bruder Karl Friedrich im Jahr 1768 zum Hofpagen des regierenden Herzogs Karl von Württemberg ernannt. Nach vier Jahren, 1771, wurde er als Secondelieutenant in das Infanterieregiment v. Gablenz versetzt, welches zu Ludwigsburg garnisonirte. Die Art und Weise, wie damals der Militärdienst in Württemberg betrieben wurde, sagte Josephs Neigungen und Charakter nicht zu; er bat, als er wegen Desertion eines Soldaten von seiner Wache, die er doch keineswegs verhindern konnte, bestraft wurde, um seinen Abschied, den er im Jahr 1774 erhielt. Er versah nun einige Jahre den Dienst eines Hofjunkers bei dem Herzog Karl. Als aber sein Vater 1779 starb, bewarb er sich bei dem allgemein hochgeehrten Markgrafen Karl Friedrich von Baden um eine Anstellung. Er wurde sofort zum Secondelieutenant im badischen Leib-Infanterieregiment ernannt und siedelte 1779 nach Karlsruhe über. Joseph avancirte im Jahr 1791 zum Kapitän und vermählte sich in demselben Jahre mit Christiane Euphrosine, Tochter des Grafen v. Sponeck, herzogl. württembergischen Forstmeisters auf dem Engelberg bei Schorndorf. Im Jahr 1792 begann jene sturmbewegte Zeit in Folge der französischen Revolution, welche Deutschland während 23 Jahren von einem Krieg in den andern stürzte und erst mit der Verbannung des von der Revolution geborenen Eroberers Napoleon ihr Ende erreichte. Als am 20. April 1792 Frankreich den Krieg an Deutschland erklärte, wurde sofort die Rheingrenze von österreichischen und badischen Truppen besetzt, nachdem schon seit 3 Jahren — seit 1789 — stets Posten und Patrouillen die Uebergänge bewacht hatten, da die im Elsaß herrschende Anarchie den Einbruch zügelloser und plünderungslustiger Banden besorgen ließ. Nachdem nun der Krieg förmlich erklärt worden war, sammelte sich eine österreichische Armee am Oberrhein. Der schwäbische Kreis stellte seine Kontingente — Baden 2 Füsilierbataillone, 2 Reiterkompagnien und 4 Reservegeschütze — zur Armee. Das Leibregiment, bei welchem Joseph v. Stockhorn Hauptmann und Kompagniechef war, blieb größtentheils zur Bewachung der Residenz in Karlsruhe zurück. Nur einmal, am 6. Mai 1793, als ein Uebergang der französischen Armee aus dem Elsaß bei Fort-Louis drohte, setzte sich der 64 Jahre alte Markgraf Karl Friedrich von Baden selbst an die Spitze seines Leibregiments und führte dasselbe aus Karlsruhe über Rastatt und Stollhofen nach Söllingen. Bei seiner Ankunft nach einem neunstündigen Marsche war das Gefecht jedoch bereits beendigt und der französische Angriff zurückgeschlagen; das Leibregiment wurde deßhalb nach Karlsruhe zurückgezogen. — Im Jahr 1800 wurde Joseph v. Stockhorn Major und am 30. Januar 1804 Oberstlieutenant. Bei dem Feldzug gegen Oesterreich 1805, in welchem Baden nothgedrungen auf französischer Seite Theil nahm, blieb das 1. Bataillon des Leibregiments unter Oberstlieutenant v. Stockhorn in Karlsruhe zurück und nur das 2. Bataillon des Regiments unter Oberstlieutenant v. Biedenfeld marschirte am 1. Oktober 1805 aus. Die badischen Truppen kamen übrigens in diesem Feldzug nicht in's Gefecht; sie rückten der großen französischen Armee nach bis Braunau am Inn, wo sie eine Zeit lang Besatzungsdienst versahen, bis der Preßburger Friedensabschluß am 25. Dezember ihre Heimkehr veranlaßte. Aber an dem Feldzug gegen Preußen im Jahr 1806 nahmen beide Bataillone des Leibregiments — seit 1. Juli 1806 Leib-Infanterie-

*) Ergänzender und berichtigender Nachtrag zu Bad. Biogr. I, 322.

Regiment Großherzog genannt — Antheil. Joseph v. Stockhorn wurde am 5. Oktober 1806 zum Obersten und Kommandeur des Leibregiments befördert und an demselben Tage erfolgte auch der Ausmarsch des Regiments. In Würzburg sammelte sich am 10. Oktober die 1. badische Feldbrigade und blieb dort, während am 14. Oktober die entscheidende, welthistorische Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen wurde, welche über das Schicksal der preußischen Monarchie entschied. Während sich die siegreiche französische Armee zur Verfolgung des aufgelösten preußischen Heeres nach der unteren Elbe und nach der Oder in Bewegung setzte, rückte die badische Brigade von Würzburg über Bayreuth und Torgau nach, und als die französische Armee gegen Polen und Ostpreußen vorrückte, besetzte jene die Oderfestungen Küstrin und Stettin und erhielt die Aufgabe, im Rücken der französischen Armee über die Sicherheit der Kommunikationen zu wachen. In Stettin war nun auch Joseph v. Stockhorn seit 12. November mit seinem Regiment in Besatzung, und die von seinem Regiment und dem Regiment Erbgroßherzog ausgesandten Detachements hatten häufige Scharmützel mit den preußischen Streifpartien, welche sich im Rücken der französischen Armee bildeten, insbesondere mit dem nachmals so berühmt gewordenen kühnen Parteigänger Schill, dem sie mehrere kleine Gefechte lieferten. In Karlsruhe war unterdessen eine zweite Brigade mobilisirt worden, welche vom 15.—29. November abmarschirte und gegen Ende Dezembers in Stettin eintraf, wo nun 4 badische Infanterieregimenter, 1 Kavallerieregiment und 2 Batterien unter dem Kommando des Generalmajors v. Cloßmann vereinigt waren. In Karlsruhe bestand seit dem Jahre 1803 als oberste Militär-Verwaltungsbehörde ein sogenanntes Kriegskollegium unter dem Vorsitz des Markgrafen Ludwig von Baden. Mitglieder desselben waren: Generalmajor v. Beck, Oberstlieutenant und Flügeladjutant v. Porbeck, die Geheimen Referendäre Fischer (zugleich General-Auditor) und Wielandt und der Kriegskommissär Reich. Generalmajor v. Beck wurde am 2. November 1805 pensionirt. Seine Stelle versah hierauf eine Zeit lang provisorisch Oberstlieutenant Joseph v. Stockhorn, bis dieser am 5. Oktober 1806 als Oberst und Kommandeur des Leibregiments in's Feld rückte. Aber jene Stelle konnte bei der vermehrten Geschäftsüberhäufung in Folge der Mobilmachung nicht lange unbesetzt bleiben. Nachdem daher durch die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz der glückliche Erfolg des Kriegs gesichert erschien, wurde Oberst v. Stockhorn wieder nach Karlsruhe zurückberufen, um den Sitz im Kriegskollegium definitiv anzunehmen. Am 24. Dezember 1806 schied er in Stettin von seinem Regiment, dem er 28 Jahre lang vom Secondelieutenant bis zum Obersten angehört hatte und dem er als Oberst ein gütiger, wohlwollender Vorgesetzter gewesen war. Aber auch die Einwohner und die städtische Behörde von Stettin bedauerten seinen Abgang. Er hatte in letzter Zeit unter dem französischen Gouverneur, General Thouvenot, die Funktion eines Stadt- und Festungskommandanten versehen und als solcher mit aller Schonung und Rücksicht, welche die Verhältnisse des Kriegs gestatteten, gegen die Stadt und ihre Bewohner verfahren; der Magistrat der Stadt machte daher dem Scheidenden als ein Zeichen seiner Anerkennung zwei schöne Wagenpferde zum Geschenk. Im Kriegskollegium wirkte fortan Oberst v. Stockhorn mit unermüdlichem, angestrengtem Fleiße und pflichttreuer Gewissenhaftigkeit eine lange Reihe von Jahren hindurch, zum Theil unter den schwierigsten Verhältnissen, zugleich aber mit dem besten Erfolg. Als nach dem Friedensschluß von Tilsit 1807 die Macht Napoleons auf eine seltene Höhe gestiegen war und der französische Einfluß an den deutschen Fürstenhöfen allmächtig geworden war, wurde Jeder verdrängt, der bei den französischen Machthabern im Verdacht antifranzösischer Gesinnungen stand. So mußte Markgraf Ludwig, als ehemaliger preußischer General verdächtig,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

von der Oberleitung der Militärangelegenheiten im März 1808 zurücktreten. Er begab sich auf seine Privatbesitzung Salem im Seekreis und lebte dort in völliger Zurückgezogenheit. Auch sein Chef des Generalstabs und eifriger Gehilfe, Oberstlieutenant v. Porbeck, als ehemaliger hessischer Offizier ebenfalls verdächtig, mußte Karlsruhe verlassen; er wurde zum Kommandeur des Regiments v. Harrant in Freiburg ernannt. An des Markgrafen Ludwig Stelle trat zunächst (7. März 1808) der früher in holländischen Diensten gestandene General der Kavallerie v. Geusau mit dem Titel als Kriegsminister. Aber schon nach 6 Monaten, am 17. September 1808, trat auch dieser wieder zurück, um sich fortan nur dem Hofdienst zu widmen. Oberst Joseph v. Stockhorn, durch Ordre vom 8. Juli 1808 zum Generalmajor befördert, blieb nun längere Zeit allein an der Spitze des Kriegsministeriums und leitete während der Feldzüge gegen Oesterreich 1809 und gegen Rußland 1812 die massenhaften Geschäfte der Verwaltung und Ausrüstung des badischen Truppencorps. Ihm zur Seite stand der zum Direktor des Finanzministeriums ernannte frühere Geheime Referendär im Kriegsministerium Fischer (unter Großherzog Ludwig Finanzminister), der mit seltener Gewandtheit und Energie die schwierige Aufgabe der Beischaffung der Geldmittel löste, die nöthig waren, um die kolossalen Kosten zu bestreiten, welche die fortwährenden Kriege dem kleinen Staate aufbürdeten. Im Kriegsministerium wurde Fischer durch den Geheimen Referendär Fröhlich ersetzt. Ueber alles Maß stiegen die Geschäfte des bad. Kriegsministeriums nach dem russischen Feldzug, der mit den Menschen auch das gesammte Kriegsmaterial von 7 Infanteriebataillonen, 1 Kavallerieregiment und 1 Fußbatterie verschlungen hatte, als nun in kürzester Frist ein neues Corps zur Fortsetzung des Krieges in Sachsen und Schlesien aufgestellt und ausgerüstet werden sollte. Schon am 29. März 1813 marschirten 3 neu organisirte Infanteriebataillone mit einer Fußbatterie unter Kommando des Generalmajors Karl v. Stockhorn aus. Ihnen folgte ein Dragonerregiment, und im August stand das badische Corps wieder mit 7 Bataillonen, 5 Eskadronen und 2 Batterien im Feld. Die mörderischen Kämpfe vor und in der Schlacht bei Leipzig, 17.—19. Oktober, richteten dieses Corps abermals bis auf ein Dritttheil seiner Stärke zu Grunde und hiermit den größten Theil des Kriegsmaterials. Zum zweiten Male und wiederum in der kurzen Frist von zwei Monaten mußte das badische Corps reorganisirt und retablirt werden und wiederum brachte es die erstaunenswerthe Thätigkeit des badischen Kriegsministeriums dahin, daß das badische Corps, 8 Bataillone Infanterie, 8 Landwehrbataillone, 2 Kavallerieregimenter, 1 freiwilliges reitendes Jägerregiment und $2^1/_2$ Batterien stark, in den ersten Tagen des Monats Januar 1814 am Kriege gegen Frankreich Antheil nehmen konnte, während noch immer das 4. badische Infanterieregiment in Spanien focht. Während dieser ganzen Zeit war Generalmajor Joseph v. Stockhorn der oberste Leiter des Kriegsministeriums. Nach hergestelltem Frieden wurde im August 1814 der frühere nassauische Generallieutenant v. Schäffer zum Kriegsminister ernannt. Da dieser aber gleich darauf als Gesandter zum Kongreß nach Wien geschickt wurde und bei dem abermaligen Ausbruch des Krieges nach der Rückkehr Napoleons von Elba im März 1815 das oberste Kommando des badischen Armeecorps erhielt, ruhte die Last der Geschäfte des Kriegsministerial-Chefs fortwährend auf dem Generalmajor v. Stockhorn. Durch außerordentliche Anstrengung gelang es, für den Feldzug 1815 gegen Frankreich die für Baden bedeutende Truppenmacht von 10 Infanteriebataillonen à 6 Kompagnien, 12 Landwehrbataillonen à 4 Kompagnien, 1 Garde du Corps à 2 Eskadronen, 2 Dragonerregimentern à 5 Eskadronen und 4 Batterien, im Ganzen 20,000 Mann, aufzustellen und auszurüsten. Nach dem zweiten Pariser Frieden übernahm Generallieutenant

v. Schäffer, aus dem Felde zurückgekehrt, die Leitung des Kriegsministeriums nunmehr selbst. Mit jener Bescheidenheit und Pflichttreue, welche persönlichen Ehrgeiz dem Wohl des Ganzen unterordnet — Charaktereigenschaften, wie sie v. Stockhorn in seltenem Grade besaß — fuhr er fort, nun als Chef der I. Sektion des Kriegsministeriums sich den rein militärischen Geschäften dieser Abtheilung zu widmen, bis ihn das hohe Alter von 78 Jahren nöthigte, in den Ruhestand zu treten, der ihm, nach 27jähriger Dienstleistung im bad. Kriegsministerium und 47 Dienstjahren im Ganzen, mit der Beförderung zum Generallieutenant am 6. April 1832 bewilligt wurde. Nur wenige Jahre war es ihm noch vergönnt, den Ruhestand zu genießen. Er verschied sanft und schmerzlos in einem Alter von 80 Jahren 5 Monaten und 11 Tagen in Karlsruhe am 28. August 1834, den Ruf eines Mannes hinterlassend von seltener Pflichttreue, großer Herzensgüte und ungeheuchelter, wahrer Frömmigkeit. ✲

Joseph Freiherr Stockhorner von Starein

wurde den 20. Januar 1794 zu Karlsruhe geboren als ältester Sohn des Generallieutenants Freiherrn Joseph Ernst v. Stockhorn (s. oben). Die Keime wahrer Humanität und ächten Hochsinns, Eigenschaften, die er während seines späteren Lebens auf allen Gebieten des Wahren, Edlen und Schönen in so thätiger Weise entfaltete, wurden ihm schon im Elternhause mit liebender Sorgfalt eingepflanzt. Wer den streng-religiösen Vater kannte, sich besonders jener täglichen Hausandachten erinnert, die der ergraute Feldsoldat persönlich mit dem Orgelspiele begleitete, dem liegt das Verständniß nahe, wie unter solchen Eindrücken sich ein solcher Charakter entwickeln konnte. Den Grund seiner wissenschaftlichen Ausbildung legte er in dem Lyceum zu Karlsruhe. 1812 besuchte v. Stockhorn die Universität zu Heidelberg. 1815 trat er als Rechtspraktikant in den Staatsdienst. 1819 als Kreisassessor von Durlach nach Mannheim versetzt, wurde er 1823 zum Kreisrath in Rastatt, neun Jahre später zum Regierungsrath, 1841 zum Geheimen Regierungsrath ernannt. Seit 1845 lebte er ununterbrochen in Karlsruhe. 1855 schied Freiherr v. Stockhorn wegen vorgerückten Alters nach vierzigjähriger Dienstzeit aus dem aktiven Staatsdienste, in welchem er sich während der Regierung vierer Großherzoge als pflichttreuen, gewissenhaften Beamten bewährte. Schon 1836 fanden seine Verdienste durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden öffentliche Anerkennung. Eine hervortretende Seite seines segensreichen Wirkens war jedoch die nie ermüdende Ausübung der Mildthätigkeit. Hier fand der hervorstechendste Zug seines lauteren Charakters — die Herzensgüte — ein weites Gebiet; die Wohlthätigkeit war ihm gleichsam ein zweiter Beruf. Wo Noth und Dürftigkeit herrschten, war der Verewigte ein unermüdlicher Rathgeber und edler Spender. Wie im Verborgenen sein zarter Sinn tagtäglich Gaben ausstreute, wobei nach dem Worte der Schrift die linke Hand nicht wußte, was die Rechte that, so auch im öffentlichen bewegten Leben. In den Komité's vieler Wohlthätigkeitsanstalten war er als eifrig thätiges Mitglied geschätzt. Die rastloseste Thätigkeit entwickelte er, wenn allgemeine schwere Nothstände eintraten. In Vieler Gedächtniß leben die außerordentlichen Leistungen fort, die der wackere Patriot in Gemeinschaft mit andern Menschenfreunden entfaltete, als die Kriege 1859, 1864, 1866, 1870 und 1871 so manche schwer zu heilende Wunde den Herzen gebeugter Wittwen und Waisen schlugen. Wem wären die von ächt christlicher Liebe durchwehten Aufrufe entgangen, die Joseph v. Stockhorn bei Ausbruch der finnländischen und ostpreußischen Uebelstände erließ? Aus aufrichtiger Liebe zum Volke, und namentlich zur Kinderwelt, zu der er eine unbegrenzte Zuneigung besaß, stiftete er in vielen Gemeinden Badens »Volksbibliotheken«, deren Zahl im Lauf der Jahre 170 überstieg. Er hat sich damit

ein bleibendes Verdienst um die Volksbildung erworben. Der Großherzog verlieh dem bereits Hochbetagten an seinem fünfundsiebenzigsten Geburtstage das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens. Seinem Fürstenhaus, in dessen Hofdienste v. Stockhorn während 65 Jahren als Page, Hof- und Kammerjunker und seit 1830 als Kammerherr stand, war er in unwandelbarer Treue ergeben. Er hatte namentlich in den Jahren 1848 und 1849 Gelegenheit, diese Treue im Feuer zu erproben. Er war in jenen schweren Zeiten Wehrmann der treuen Karlsruher Bürgerwehr und war unter den Wenigen, welche die Großherzogliche Familie auf der Flucht aus der Residenz über den Rhein mit der Batterie Großmann begleiteten. Sein häusliches Leben sollte nicht ohne trübe Ereignisse bleiben. Seine erste Gattin, geborene Freiin v. Watter, starb nach kurzer Ehe. Neue Schicksalsschläge trafen das liebevolle, treue Vaterherz, als der Tod ihm zwei hoffnungsvolle Kinder entriß. Als ächter Christ überwand er diese Heimsuchungen. Mit seiner zweiten Gattin, geborene Freiin v. Mettingh, im Kreise lieber Kinder und Enkel, erreichte er ein hohes Alter. Nach kurzem Krankenlager verschied er am 20. Februar 1876 zu Karlsruhe. Mit ihm verlor Karlsruhe, eine ihrer populärsten Persönlichkeiten, einen Mann, dessen Name von der heutigen Generation lange noch mit achtungsvoller Sympathie genannt werden wird und der in Karlsruhe bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig gleich beliebt als Kinder- und Armenfreund, und geschätzt als trefflicher Mitbürger war. *

Ludwig Stüber

wurde zu Karlsruhe am 6. Juli 1814 geboren. In bescheidenen Verhältnissen auferzogen, durfte es ihn in späteren Jahren mit gerechtem Stolz erfüllen, aus eigener Kraft das geworden zu sein, was er gewesen. Nachdem er das Lyceum zu Karlsruhe absolvirt, hierauf an der Universität Heidelberg und auf dem Polytechnikum seiner Vaterstadt während dreier Jahre dem Studium der Kameralwissenschaften obgelegen und sodann mit Auszeichnung die Staatsprüfung bestanden hatte, trat er um die Mitte der dreißiger Jahre zunächst als Praktikant in den Dienst der badischen Staats-Finanzverwaltung. Schon damals bekundete er jenen leicht beweglichen Geist und praktischen Sinn, der ihm durch seine ganze Berufslaufbahn hindurch in seltenem Maße eigen war. So konnte es nicht fehlen, daß sich bald dem begabten und strebsamen jungen Manne die Aufmerksamkeit der höheren Behörde zuwandte und er in raschem Laufe auf dem gewählten Berufswege von Stufe zu Stufe aufstieg. Seine erste Anstellung mit Staatsdiener-Eigenschaft erlangte er im Jahre 1843 durch seine Ernennung zum Sekretär bei der damaligen Direktion der Forstdomänen und Bergwerke; schon ein Jahr darauf wurde er mit dem Titel Finanzassessor in das Kollegium der Hof-Domänenkammer berufen, 1849 zum Domänenrath, 1864 zum Geheimen Finanzrath und 1866 zum Ministerialrath bei Großherzoglichem Finanzministerium befördert. So dankbar er diese letztere ehrenvolle Berufung erkannte, so bewog ihn doch in kurzer Frist seine Vorliebe für das Domänenwesen, um seine Rückversetzung zur Domänendirektion nachzusuchen, welcher Bitte im Frühjahr 1868, wie ungern auch man ihn aus dem Ministerialkollegium scheiden sah, durch seine Ernennung zum vorsitzenden Rath bei erstgedachter Stelle entsprochen wurde. Den Gipfel seiner Beamtenlaufbahn erstieg der eben so erfolgreich wie rastlos thätige Mann im Sommer des Jahres 1877, indem er durch Uebertragung der damals in Erledigung gekommenen Vorstandsstelle seines Kollegiums unter Ernennung zum Domänendirektor ausgezeichnet wurde. Daß seinem verdienstvollen Streben und Wirken auch die allerhöchste Anerkennung nicht fehlte, bedarf wohl kaum der Andeutung. Leider war es ihm nicht beschieden, auf dem zuletzt von ihm eingenommenen Dienstposten den reichen Schatz seiner Kenntnisse und

Erfahrungen noch längere Zeit zu verwerthen. Ein Herzleiden, das seit geraumer Frist sich bemerklich machte, setzte seinem thätigen Leben, das er auf nicht ganz 66 Jahre gebracht, durch jähen Schlag in der Frühe des 30. Januar 1879 ein allzu frühes Ende. Das Einzige, was seinen vielen Freunden von ihm geblieben, ist das herzerwärmende freundliche Bild des theueren Heimgegangenen, wie es sich ihrem leiblichen und geistigen Auge eingeprägt hat. Ein Biedermann im vollsten Sinne des Wortes; in seinem Wesen von seltener Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, stets heiteren und bis in die jüngste Zeit lebensfrohen Sinnes, und doch dabei ein Mann ernsten Strebens und von gewissenhafter Berufstreue; einfach und schlicht, empfänglich für alles Gute und Schöne; tief entrüstet, wo Erbärmlichkeit oder gar Gemeinheit sich ihm offenbarte; begeistert für seines Vaterlandes Größe wie für die Person der Heldengestalten, die es geschaffen; ein Freund von zweifelloser Geradheit und unerschütterlicher Treue; mit einem Wort ein edler Mensch vom Scheitel bis zur Sohle. So steht er im Bilde vor Denen, die ihn kannten und schätzten, sie werden seiner nicht vergessen. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 34 Beilage.)

Ernst Friedrich Sturm

war am 23. März 1829 in Hüfingen im Wiesenthal geboren. Im siebten Jahr verlor er die Mutter, im dreizehnten den Vater, und seinen Verwandten, insbesondere einer noch lebenden älteren Schwester, fiel die Pflicht seiner weiteren Ausbildung zu. Diese Pflicht wurde redlich erfüllt. Nach mehrjährigem Besuch der heimathlichen Dorfschule, deren Lehrer Fischer er bis zu seinem Tod in dankbarer Erinnerung behielt, trat er 1841 in die Schopfheimer Bürgerschule, 1843 in das Basler Gymnasium und 1846 in das dortige Pädagogium ein. Nachdem er im Frühling 1847 in die Prima (damals Sexta) des Freiburger Lyceums aufgenommen worden, riß ihn der Drang der Zeit in den 1848er Aufstand hinein. Er war Anführer der Hüfinger und fand als solcher stets seine Hauptaufgabe darin, daß er seine Leute von Ausschreitungen zurückhielt. Nach dem Mißlingen des Aufstandes ging er in die Schweiz und war bis 1851 als Student der Theologie und Philologie in Bern immatrikulirt, studirte aber hauptsächlich Philosophie und Aesthetik, altdeutsche Grammatik und Physik; seinen Unterhalt erwarb er sich zum Theil durch Privatstunden. 1851 stellte er sich freiwillig zur Konskription, wurde zwar wegen Kurzsichtigkeit vom Heerdienst befreit, aber als Freischärler verhaftet. Sechs Wochen später wurde er gegen eine von seinem Schwager gestellte Kaution entlassen und im Mai 1851 vom Oberhofgericht in Mannheim für verdachtlos erklärt. Er studirte nun noch ein Jahr in Freiburg Philologie und war einer der Stifter der »Teutonia«. 1852 ging er nach Lausanne und bald darauf nach Nizza. Dort fand er, vermöge seiner Kenntnisse und seiner reichen Bildung, Schüler und Schülerinnen aus den hervorragendsten Familien. Seine Anstellung als Professor am Lycée impériale sicherte ihm ein festes Auskommen und ermöglichte ihm die Gründung eines eigenen Herdes. Seit 1859 verheirathet, verlebte er in Nizza eine Reihe glücklicher Jahre. Nach den Ereignissen des Jahres 1870/71 erschwerte man ihm seine Stellung in so gehässiger Weise, daß er sich entschloß, endlich dem Drang seines Herzens nachzugeben und seinen Wohnsitz in Deutschland aufzuschlagen. Er wirkte nun dritthalb Jahre an der Töchterschule in Wiesbaden; 1874 wurde ihm die durch Zipps Tod erledigte Stelle eines Professors der französischen Sprache am Gymnasium zu Freiburg übertragen. Jetzt hatte er sein Ziel erreicht, er hatte in der Heimath einen bescheidenen Wirkungskreis, in dem er vor Sorgen geschützt war und sich behaglich und glücklich fühlte. Da ereilte ihn ein jäher Tod in der Blüthe der Jahre; nach einstündigem schwerem Todeskampf starb er in der Nacht des 10. Januars

1876. Sturm war von Jugend an ein durch und durch ideal angelegter Mensch, der für alles Hohe und Herrliche empfänglich war und dem Gemeinen und Verkehrten überall offen und ehrlich in den Weg trat. Seine Aufgabe als Vater seines Hauses und Lehrer seiner Schüler erfüllte den ganzen Mann, und wie er im Verein mit seiner vortrefflichen Gattin seine Kinder zu guten Menschen erzog, so hat er es auch verstanden, in den Herzen seiner Schüler den Keim einer edlen Bildung zu pflanzen und zu pflegen. War doch seine Persönlichkeit in ganz seltener Weise dazu angethan, den jugendlichen Gemüthern ein leuchtendes Vorbild zu sein. (Karlsruher Zeitung 1876, Nr. 18.)

Johann August Sutter,

der berühmte »Pionier« Kaliforniens, ist in Kandern am 18. Februar 1803 geboren; sein Großvater war Pfarrer in Lörrach, er selbst kam aber schon früh nach der Schweiz, von wo er 1834 nach Amerika auswanderte. Er hatte in der Offiziersschule in Thun eine militärische Bildung erhalten und war als Hauptmann einem bernischen Bataillon zugetheilt gewesen, dann hatte er in Burgfeld ein Handelsgeschäft betrieben, ohne Glück zu haben, und war zunächst unter Zurücklassung seiner jungen Familie, die später Freud und Leid mit ihm theilte, 1834 nach St. Louis gekommen. Hier schloß er sich nun sogleich mit charakteristischer Entschlossenheit den kühnsten Zügen nach dem damals noch so gut wie unbekannten spanischen Westen an. 1835 oder 1836 ging er mit einer Karawane nach Santa Fé (Neu-Mexiko), wo er in gewinnreichen Handelsgeschäften einige Zeit verbrachte. 1838 finden wir ihn bei einer Karawane der amerikanischen Pelzgesellschaft, mit welcher er bis Vancover am Stillen Meere kam. Nicht zufrieden mit den Ländern, die er gesehen, und dem Gewinn, den er gemacht, ging er von hier aus nach Russisch-Amerika und den Hawaii'schen Inseln und landete endlich in Monterey, dem damals bedeutendsten Hafen des fast noch unbekannten Kalifornien. Seinen Plan, eine Kolonie am mittleren Sacramentofluß anzulegen, welcher, wie man sagt, zuerst durch die Erzählungen der Pelzjäger von dem Reichthum und der Schönheit dieser Gegend in ihm aufgetaucht war, führte er nun durch. Zuerst gründete er eine befestigte, von zwölf Kanonen vertheidigte Niederlassung Nueva Helvetia, 26 d. M. oberhalb San Francisco, später wurde ein Komplex großer Weideplätze, Ställe ꝛc. 6 d. M. von hier, am Einfluß des Federflusses in den Sacramento angelegt, wo der Viehstand Sutters sich Anfangs der 40er Jahre auf 20,000 Stück belaufen haben soll. 1844 legte er den Grund zu Sutterville, dem späteren Sacramento. Die Sutter'schen Gründungen wurden der Kern großartiger ackerbaulicher und gewerblicher Anlagen. Brennereien, Mühlen, eine Gerberei wurden errichtet und soviel Land unter Kultur gebracht, daß Sutters Weizenernte in manchem Jahre zu 40,000 Bushel (32,5 Liter) geschätzt wurde. Als Sohn des Markgräflerlandes beeilte er sich, Weinberge zu pflanzen. Die Arbeiter und Hirten waren zumeist Indianer, welche er organisirt und sogar militärisch gedrillt hatte, die Aufseher waren Deutsche, Nordamerikaner oder Mexikaner. Ein reger Handel wurde hier mit Pelzjägern und Indianern betrieben und als Mitte der 40er Jahre, erst nur leise, der Einwandererstrom anzusetzen begann, waren Nueva Helvetia und Sutterville die ersten Zielpunkte desselben auf der pacifischen Seite. Auch in politischer Beziehung wußte sich Sutter eine Stellung zu verschaffen, welche Zeugniß ablegt für seine Klugheit und Thatkraft. Schon die erste Landverleihung seitens des Statthalters Alvarado war ihm unter sehr günstigen Bedingungen zugetheilt worden. Später wurde er zum Stellvertreter der Regierung im nördlichen Kalifornien und 1842, als er sich in dem Kampfe zwischen Santa Anna und Bustamante Jenem angeschlossen hatte, von Diesem, als er siegreich wurde, zum

General ernannt und erhielt eine neue Landverleihung, welche seinem Besitze die Ausdehnung eines Fürstenthums verlieh. Als die Vereinigten Staaten 1846 von Kalifornien Besitz nahmen, erklärte sich Sutter sofort für dieselben und wurde mit mehreren Aemtern von der neuen Regierung betraut, unter welcher er eine größere Blüthe als zuvor für seine Niederlassungen hoffen durfte. Aber die Goldentdeckungen, welche vom Januar 1848 an im Sacramento und seinen Zuflüssen gemacht wurden, zogen einen dicken Strich durch alle seine Pläne. Er verlor seine Arbeiter und konnte neue nicht gewinnen. Das »Goldfieber« war in der krassesten Form ausgebrochen. Alles eilte, Gold zu waschen, kein Landbau, kein Gewerbe konnte mehr betrieben werden, denn die Arbeitslöhne waren in's Unerschwingliche gesteigert. Aber nicht genug damit: es gab keinen Besitztitel mehr, den die Tausende von Abenteurern achteten, welche von allen Seiten herzuströmten, und das Unglück wollte, daß selbst das Bundesgericht einige der Sutter'schen Besitztitel nicht anerkannte. Unbefragt ließen sich Fremde auf seinem Lande nieder und solche, die von den ihm später abgesprochenen Ländereien gekauft hatten, mußte er entschädigen. Prozesse, Vermessungen und Entschädigungen sollen ihn in wenigen Jahren über 300 000 Dollars gekostet haben. Die Zeit kam, wo er nichts von seinem Besitze mehr halten konnte und froh sein mußte, von der Regierung Kaliforniens eine Pension zu erhalten. Seine Ansprüche an die Union und an den Staat Kalifornien scheint er nicht weiter verfolgt zu haben. Seit 1865 hatte er Kalifornien verlassen und lebte seit 1873 in Pennsylvanien. Er starb zu Washington in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1880. Sein Name wird immer verschwistert sein mit der Geschichte der wunderbaren Entwickelung des pacifischen Goldlandes; so reich dieselbe an märchenhaften Zügen ist, das tragische Schicksal Sutters, den das auf seinem eigenen Grunde gefundene Gold zu Grunde richtete, bleibt eines der ergreifendsten. Und ist es nicht auch ein merkwürdiges Schicksal, daß zwei Badener, Astor (vgl. Bad. Biogr. I., 13) und Sutter, die leitenden Rollen in der Geschichte der so unendlich folgenreichen Festsetzung der Vereinigten Staaten am Stillen Meere gespielt haben? Wir nehmen es als ehrenvoll hin, aber nicht ohne in der Stille zu sagen: daß sie doch für Deutschland ihre schweren Kämpfe gekämpft, ihre schönen Gaben verwandt hätten! (Friedrich Ratzel in der Literarischen Beilage der Karlsruher Zeitung 1881 Nr. 5.)

Alois Vogel,

geboren den 1. Dezember 1800 in Ettlingen als Kind bürgerlicher Eltern, besuchte die dortige Lateinschule, sodann 1816—1821 das Lyceum in Rastatt, studirte 1821—24 Theologie in Freiburg. 1823 hatte die theologische Fakultät zur Preisbewerbung die Frage gestellt: Welche Spuren des Christenthums findet man in dem diesseits des Rheins gelegenen Teutschland vor der großen Völkerwanderung; wo, von wem und durch welche Mittel wurde das Christenthum nach der großen Völkerwanderung bis zum Tode Karls des Großen ausgebreitet? Die Bearbeitung Vogels erhielt den Preis und wurde die Veranlassung, daß der Verfasser in späterer Zeit noch in empfehlender Erinnerung bei der Fakultät geblieben war. Nach vollendetem Seminarskurs wurde Vogel (am 24. September 1825) zum Priester ordinirt, trat in die praktische Seelsorge zuerst als Vikar in Rothenfels, dann in Baden, wo er zugleich als Lehrer am Pädagogium thätig war. Im Jahre 1831 wurde ihm die mit der Schulvisitatur verbundene Pfarrei Salem verliehen; in dieser Stellung wirkte Vogel als sehr geachteter Pfarrer und Schulmann mit segensreichem Erfolg; 1834 mußte er provisorisch die Vorstandsstelle des Seminars in Freiburg übernehmen und im folgenden Jahre außerdem die durch Klenklers Tod (s. oben S. 66) vacant gewordene Kirchengeschichte suppliren.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Im Herbste 1836 erfolgte die definitive Ernennung als Professor ordinarius für dieses Lehrfach. Der Lehrstuhl der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg war seit dem Abgang des Professors Schinzinger (1824 bis 1835) nicht weniger als viermal in Erledigung gekommen und die Wiederbesetzung desselben mit besonderen Schwierigkeiten verbunden gewesen, so daß es der Fakultät sehr erwünscht sein mußte, eine geeignete Persönlichkeit in nächster Nähe und auf selbstgemachte Beobachtung hin zu erhalten. Als solche hatte sich Vogel durch seine Amtsführung in der Leitung des Seminars zu empfehlen gewußt; mit dem größten Eifer ließ er da sowohl die praktische Ausbildung wie auch die wissenschaftliche Weiterbildung der Alumnen sich angelegen sein; ebenso entsprachen seine Leistungen als Supplent den Wünschen der Fakultät. Es war allerdings eine schwere Aufgabe, ohne längere eingehende Vorbereitung ein so reiches und ausgedehntes Lehrfach anzutreten für einen Mann, der seit zehn Jahren in einem praktischen Berufe gewirkt hatte; er stand noch im kräftigsten Lebensalter, und, in gutem Sinne genommen, bewahrheitete sich an Vogel der Satz: Improbus labor omnia vincit. Mit fast übermäßigem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer, mit aller Wärme und Begeisterung suchte er seiner Aufgabe gerecht zu werden. Dankbare Anerkennung Seitens der Zuhörer und der Beifall der Urtheilsfähigen konnte einem solchen hingebenden Wirken nicht ausbleiben, um so mehr, als Vogel auch im persönlichen Verkehr mit den Studirenden diesen gerne mit Rath und That entgegenkam. Daß er für die gewissenhaft und sorgsam vorbereiteten Vorlesungen die Möhler'schen Hefte benützte, konnte gerade ihm um so weniger mißdeutet werden, als dies in jener Zeit bekanntlich auch andere Lehrer dieses Faches gethan, ja die Möhler'schen Diktate selbst zur »Grundlage« ihrer gedruckten Lehrbücher gemacht haben. (Vgl. die Vorrede Alzogs zur ersten Auflage seiner Kirchengeschichte.) Daß Vogel in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich gründlich mit dem ausgedehnten Lehrstoff der Kirchengeschichte vertraut und namentlich in didaktischer Hinsicht den für den akademischen Lehrer richtigen Weg gefunden hatte, beweist die sehr eingehende, mitunter scharfe, aber zutreffende Beurtheilung, welche er dem Alzog'schen Lehrbuch bei seinem ersten Erscheinen angedeihen ließ (Freiburger Zeitschrift für Theologie 6,303—342). In Folge der Ueberanstrengung war aber die Gesundheit Vogels erschüttert worden; er sah sich genöthigt, wiederholt längeren Urlaub zu nehmen, und zuletzt machte sich nach ärztlichem Gutachten die Vertauschung des Lehramtes mit einer minder beschwerlichen Seelsorgerstelle räthlich. Eine solche wurde ihm in der Pfarrei Hofweier zu Theil, welche er am Schlusse des Wintersemesters 1845 bezog und bis zu seinem am 1. Mai 1865 erfolgten Tode verwaltete. Sein Testament bestimmte dem Kirchenfond zu Hofweier ein sehr ansehnliches Vermächtniß. — Vogel lieferte viele Anzeigen und Recensionen in die von ihm mitbegründete Freiburger Zeitschrift für Theologie; größere Beiträge sind: die Abhandlung über Vincenz von Beauvais in Bd. 10 (Prorektoratsprogramm); über Ellendorf und seine Schriftstellerei in Bd. 6.

König.

Karl Wilhelm Ludwig Waag

wurde in Karlsruhe am 21. Februar 1812 als der zweitälteste Sohn des im Jahre 1833 verstorbenen Großh. General-Staatskassiers Waag geboren. Nach empfangener Schulbildung im Lyceum und Polytechnikum wurde er, bei seiner entschiedenen Neigung zum Berufe des Soldaten, am 1. November 1826 in das Kadettencorps aufgenommen und unterm 17. Oktober 1828 im Alter von noch nicht 17 Jahren zum Secondelieutenant in der Leib-Grenadiergarde ernannt. Im Jahre 1835 erfolgte die Beförderung zum Premierlieutenant im Leib-Infanterieregiment. Im November 1836 wurde Waag unter Versetzung zum

Generalstab, als Adjutant zu dem Markgrafen Wilhelm kommandirt, erhielt im September 1840 den Charakter als Hauptmann und trat im April 1846, unter Enthebung von der Stellung als Adjutant, in das Leib-Infanterieregiment ein. Im August 1849 zum Infanteriedepot Nr. I. befehligt, wurde er im März 1850 zum Major und Kommandanten des 9. Infanteriebataillons, im Oktober 1852 zum Kommandanten des 1. Füsilierbataillons unter Beförderung zum Oberstlieutenant und im September 1856 zum Oberst ernannt. Im Januar 1859 erfolgte seine Ernennung zum Kommandanten des 4. Infanterieregiments, im Mai die Uebertragung der Führung der 3. Infanteriebrigade, im November die Ernennung zum Kommandanten der 1. Infanteriebrigade neben der Zutheilung der Garnisonskommandantschaft Mannheim. Im Juni 1860 trat die Beförderung zum Generalmajor ein. Im Mai 1865 zum Kommandanten der Infanterie ernannt, unter Uebertragung der Garnisonskommandantschaft Karlsruhe, und im Juni 1866 bei Beginn des Feldzugs zum Generallieutenant befördert, ist Waag an den Tagen des 23., 24. und 25. Juli in den Gefechten bei Hundheim, Werbach und Gerchsheim gestanden und wurde im Dezember 1866 durch Verleihung des Kommandeurkreuzes I. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet. Im April 1867 erfolgte seine Ernennung zum Gouverneur der Festung Rastatt. Im Juli 1868 überkam ihm der hohe Auftrag, die Enthüllungsfeier der Denkmäler bei Hundheim und Werbach für die im Feldzuge 1866 Gebliebenen zu leiten. Zum 9. September 1869 traf die Verleihung des Großkreuzes des Zähringer Löwenordens mit Schwertern ein. Nach Beendigung des Krieges 1870/71, welcher auch für den Platz Rastatt schwere Zeiten gebracht hatte, wurde ihm am 1. April 1871 das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen mit Schwertern und der goldenen Kette verliehen und unterm 30. Mai 1871 für die wirksame Thätigkeit der Festungsbehörden unter seiner Leitung der besondere Dank Seiner Majestät des Kaisers und Königs zu erkennen gegeben. Nachdem er im Juli 1871 unter Belassung als Gouverneur in den Verband der preußischen Armee aufgenommen worden, erfolgte im März 1873 in Genehmigung des Abschiedsgesuches nach mehr als vierzigjähriger Aktivität die Stellung zur Disposition mit dem Charakter als General der Infanterie, unter Verleihung des Königlichen Kronenordens I. Klasse mit dem Emailleband des Rothen Adlerordens. Eine besondere hohe Auszeichnung wurde aber in der im Dezember 1870 erfolgten allerhöchsten Ernennung zum Mitglied der I. Kammer für die außerordentliche Ständeversammlung erkannt. Den Bund der Ehe hat Waag den 3. Dezember 1844 mit Julie von Preen, der zweitältesten Tochter des im Jahre 1832 verstorbenen Großh. Oberstlieutenants von Preen, geschlossen. Erfreut durch die Geburt eines Sohnes und einer Tochter gestaltete sich ein glückliches Familienleben in gegenseitiger Liebe und Sorge. Mehr als zwanzig Jahre hatte dieses Glück gedauert, als ein unheilbares Leiden die Gattin und Mutter ergriff und ein allzufrühes Ende herbeiführte. Im Oktober 1869 wurde das theuere Leben hinweggenommen und auf dem Friedhofe zu Rastatt schloß sich das Grab über seinem, über ihrem Glücke. Dem trauernden Gatten war aber noch beschieden, den geliebten einzigen Sohn Hermann, Premierlieutenant und Regimentsadjutant, als eines der Opfer des Tages von Nuits, zur Seite der Mutter im Dezember 1870 zur Erde bestatten zu sehen an der Stätte, die er für sich selbst bestimmt hatte. Nun galt es in erhöhtem Grade, der dem sorgenden Vater allein noch gebliebenen Tochter zu leben, deren Vermählung im Frühjahre 1870 mit dem damaligen Premierlieutenant, nun Hauptmann und Batteriechef Hanewinkel einen Lichtpunkt gebildet hatte, und dankerfüllt wurde die glückliche Rückkehr des jungen Gatten aus dem schweren Kriege gepriesen. Im Frühjahre 1873, als dem ermüdeten Gouverneur die nachgesuchte Enthebung

von seinem Posten in ehrendster Weise zu Theil geworden, wurde die Vaterstadt Karlsruhe zum Wohnsitze gewählt und der Verewigte hatte das Glück, wenigstens einige Jahre das Hauswesen der Tochter am gleichen Platze zu besitzen. Neben dem geselligen Verkehr in befreundeten werthen, hohen und höchsten Kreisen gaben Reisen und längere auswärtige Aufenthalte die erwünschte Gelegenheit zur Bereicherung der Lebenskenntniß sowie zur Erholung und Stärkung der Gesundheit. Noch im Herbste 1878 besuchte Waag die Welt-Ausstellung in Paris, wie früher jene in Wien. Der Badeort Gastein hatte schon wiederholt die gewünschte Kräftigung gebracht und so begab er sich auch nach Pfingsten 1879 zu dem wohlbekannten Orte. Keine Befürchtungen eintretender Störungen durch den Kurgebrauch waren vorhanden, als ihn plötzlich am zehnten Tage des Aufenthalts, Sonntag den 15. Juni des Vormittags 11 Uhr, ein Gehirnschlag in Bewußtlosigkeit versetzte. Mit Unterbrechung weniger heller Augenblicke dauerte dieser wohl fast schmerzlose Zustand fort bis zur Erschöpfung der Lebenskräfte, und am Donnerstag den 19. Juni, des Vormittags 11 Uhr, trat der Tod ein. Es hat sich damit ein reiches Leben geschlossen, das Leben eines treuen Dieners seines Landes- und Kriegsherrn, viel belohnt durch hohes Vertrauen und ehrende Auszeichnung, das Leben eines Soldaten in strenger Pflichterfüllung, in ernstem Streben nach gründlichem Wissen und kräftiger Führung, das Leben eines treuen Gatten und Vaters, eines zärtlichen Großvaters, dessen zwei Enkelkinder seine besondere Freude waren. Waag war aber auch ein treuer Sohn und Bruder in dem großen Familienkreise, anhänglich an Alle, die mit ihm durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden waren. Aufrichtig in der Kameradschaft ist er sich stets gleichgeblieben in offenem und anspruchslosem Wesen. Aufmerksam in allen Lebensverhältnissen, hat sein Wort, seine That, wo eine Freude, ein Leid zu theilen war, nie gefehlt. Wie sehr Waags Wirksamkeit in der sechsjährigen Stellung als Gouverneur geschätzt wurde, davon gab ein Zeugniß die Stiftung eines werthen Andenkens aus den militärischen Kreisen und die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Rastatt. Und der Friedhof dieser Stadt sollte auch die Leiche des an fernem Orte Dahingeschiedenen nach dessen früherem Wunsche aufnehmen. Am Dienstag den 24. Juni 1879 Nachmittags 3½ Uhr bewegte sich der Leichenzug vom Bahnhofe zu Rastatt aus nach der letzten Ruhestätte. In sinniger Weise knüpfte die Rede des Geistlichen an die Grabschriften an, welche der Verewigte seinem Sohne und seiner Gattin gewidmet hat: »Sei getreu bis in den Tod« und »Die Liebe währet immerfort.« Ergreifend verlief so die ernste Handlung und im Liede ertönte der letzte Gruß. (Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 153 Beilage.)

Theodor Leopold Weller

wurde am 29. Mai 1802 zu Mannheim geboren als der zweite Sohn des kurfürstlichen Kanzleiraths Franz Weller und seiner Gattin Johanna, einer Tochter des aus der pfälzischen Gelehrtengeschichte wohlbekannten Hofraths Lamey. Im Elternhause sorgfältig erzogen, gleich seinen Brüdern, Ludwig und Heinrich, zum Juristen bestimmt, welchem Beruf auch Vater und Großvater angehörten, besuchte Weller bis zu seinem sechzehnten Jahre das Lyceum seiner Vaterstadt. Schon während der Schulzeit war eine mächtige Liebe zur Kunst in Theodor wach geworden und seine Studiengenossen erfreuten sich gern der hübschen Zeichnungen, mit denen er seine Schulhefte zu zieren pflegte. Die Unterrichtsstunden seines Lehrers Bissell, Feiertage und Ferienzeit nützte er fleißig zu Zeichenübungen; in den Sommermonaten brachte er die Morgenstunden bis 8 Uhr in der Mannheimer Galerie und Gypssammlung in emsigem Studium zu. Wellers Wunsch, die Kunst als Lebensberuf zu wählen, fand anfänglich in der Familie Widerspruch;

allein seiner Beharrlichkeit und seinem ausgesprochenen Talent gelang es endlich, die Zustimmung des Vaters zu erlangen, besonders nachdem auf seiner Durchreise durch Mannheim der König Max Joseph von Baiern, vom Herzenswunsch und von den Anlagen des Jünglings unterrichtet, demselben seine Protektion zugesagt hatte. Bei den vielfachen Beziehungen zwischen Mannheim und München, welche aus der Zeit der Uebersiedelung Karl Theodors und seines Hofes dorthin datirten, fehlte es Weller, als er 1818 die Münchener Malerakademie bezog, nicht an Empfehlungen an pfälzische Familien, wie die v. Kobell, v. Stengel und andere. Die Liebe seiner Lehrer, namentlich des Direktors P. v. Langer, erwarb er sich durch Fleiß und ernste Studien, die besondere Gunst Langers auch noch dadurch, daß er die damals aufkommende Mode der Künstlervollbärte seines noch jugendlichen Alters halber noch nicht mitmachen konnte. Nachdem die Lehrjahre mit Zeichnen und Malen nach der Antike und dem lebenden Modell absolvirt waren, wobei er schon 1820 mit einer Aktstudie sich öffentliches Lob errungen hatte, wandten sich seine ersten selbständigen Versuche der Historienmalerei zu. Sie war damals die unbedingt herrschende Richtung sowohl der Akademie als der zahlreichen Schüler des gewaltigen Cornelius, der im Herbst 1819 zum erstenmal in München erschienen war, um seine Glyptothekfresken zu beginnen. Aber weder der trockene Klassicismus Langers noch die Cornelianische Richtung vermochten Weller dauernd zu fesseln. Das Kunstgebiet der Schilderung des Volkslebens, welches, wie Reber (»Geschichte der neueren deutschen Kunst« S. 484) sagt, »als eine Art Contrebande gleichsam im Verborgenen und ohne akademische Unterstützung sich den Weg erst suchen mußte«, war es, was ihm als Ideal vorschwebte. Seine Liebe zur Naturbeobachtung befähigte Weller vorzugsweise, diese in München fast noch gar nicht vertretene Richtung einzuschlagen, »einfach und anspruchslos des Daseins liebliche Gewohnheit vorzuführen«. Nur zwei Gesinnungsgenossen und Freunde, Ernst Meyer von Altona und der gleichalterige Heinrich Bürckel, gingen mit ihm den gleichen Weg, den Weller energisch und mit wachsendem Erfolge, namentlich seit seiner Uebersiedelung nach Rom im Herbst 1825, betrat. Mit seinem Landsmann, dem trefflichen Landschafter Ernst Fries, hatte er die Alpen überschritten. Von der römischen Künstlerkolonie, Reinike dem Dichter, Rottmann, Preller, August Riedel, Jakobs und Anderen, freundschaftlich aufgenommen, brachte es Weller rasch dahin, sich einen geachteten Namen in der Kunstwelt zu erringen. Seine schlichten, wahren und farbenfrohen Schilderungen des italienischen Volkslebens fanden Anklang und Käufer, und als er 1828 seine Gauklerbande vor dem Marcellustheater (jetzt im Museum zu Kopenhagen) zur öffentlichen Ausstellung auf dem Kapitol gebracht, hatte er sich einen unbestritten hochstehenden Platz unter der römischen Künstlerschaar erobert. In schneller Folge kam nun Auftrag auf Auftrag für Fürstlichkeiten, Kunstmäcene und Kunsthändler, für deren Ausführung es bei der sorgfältigen Malweise, worin er sich Peter Heß zum Vorbilde gewählt hatte, Wellers angestrengtester Thätigkeit bedurfte. In den Mußestunden durchstreifte er mit den Freunden die herrliche Umgebung Roms, die Campagna und die Gebirge, wo dann die berühmt gewordene Casa Baldi zu Olevano den geselligen Mittelpunkt bildete. Mit reicher Ausbeute an landschaftlichen und figürlichen Charakterskizzen, oft von sorgfältigster Ausführung, füllten sich bei diesen Wanderungen, welche sich über Neapel hinaus erstreckten, Mappen und Skizzenbücher. Noch heute gewähren diese von Weller sorglich gesammelten, nach vielen Hunderten zählenden Studien und Entwürfe durch die Lebendigkeit der Auffassung, Sorgfalt der Zeichnung und Gluth der Farbe reichen Genuß. Eines der letzten während des damaligen Aufenthalts in Rom entstandenen Gemälde: »Durch das Cyklopenthor von Segni heimkehrende Landleute« hat in der Pinakothek zu München den

verdienten Ehrenplatz erhalten; anderes, wie der mehrfach variirte »Sonntagmorgen« (vom Bildhauer Rauch in Berlin erworben; ein anderes Exemplar im Besitze des Anwalts Engelhorn in Heidelberg), »der improvisirende Schuster« (im Besitze der württembergischen Königsfamilie auf Schloß Rosenstein), »die Mutter in der Weinlaube den Kindern Trauben vertheilend« (1828 an den Prinzen Wilhelm von Preußen verkauft), »Bettelmönch von einer ländlichen Familie bewirthet« und viele andere schöne Werke, sind sofort nach Vollendung in den Besitz hervorragender Kunstfreunde gelangt. Im Jahr 1833 kehrte Weller vorübergehend in seine Vaterstadt zurück und besuchte von hier aus Düsseldorf und Paris. Hier entstand die in der Karlsruher Kunsthalle jetzt befindliche »Wahrsagerin« und »die Italienerin ihren gefangenen Mann am Kerkerfenster besuchend« (Eigenthum der Frau Bork in Mannheim), welch letztere durch Stich und Lithographie vielverbreitete Komposition er bald darauf für den Konsul Wagner in Berlin wiederholen mußte; jetzt ist das Bild eine Zierde der Nationalgalerie. Nach Erledigung vielfacher anderer Aufträge in den Jahren 1834 und 1835 vermählte sich Weller 1836 mit Clara Mohr, eines aus Italien (ursprünglich hieß der Name del Moro) stammenden Kaufmanns Tochter, und siedelte mit seiner jungen Frau nach München über. Zwei Söhne hatte ihm die junge Gattin geschenkt; mit ihnen zog Weller 1839 wieder über die Alpen hinunter, in das Land seiner Sehnsucht, dessen Schönheit die rege Künstlerphantasie zu stets neuen Schöpfungen begeisterte. Dem liebenswürdigen Volk in seiner Schlichtheit, Harmlosigkeit und Grazie weiß er immer wechselnde Züge abzulauschen. In wachsender Zahl sind die Schöpfungen seines anmuthigen und dabei doch so sorgfältig gewissenhaften Pinsels von der Staffelei hinausgewandert in aller Herren Länder bis übers Weltmeer; Kaiser, Könige, Fürsten und Edelleute, die Kaufherren von Hamburg, Frankfurt und London theilten sich in seine ansprechenden Schilderungen eines unter freundlicher Sonne glücklich dahinlebenden Volkes. Mit dem größten Stolz hat es aber Weller erfüllt, wie er wiederholt äußerte, daß bedeutende Künstler, wie Rauch, Thorwaldsen, Klenze, als Käufer seiner Bilder erschienen. Sein eigenes Familienglück, in Rom noch durch die Geburt zweier Töchter vermehrt, die verdiente Anerkennung und Beliebtheit bei allen Kollegen, die eigene Befriedigung spiegelt sich in den vielen Bildern unverkennbar wieder, welche er in den glücklichen schaffensreichen Jahren 1840 bis 1848 auszuführen hatte. Eines seiner umfang- und figurenreichsten Gemälde, den »Karneval von Rom« (jetzt in der bleibenden Sammlung des Kunstvereins in Mannheim im großherzoglichen Schlosse), brachte Weller aus der Siebenhügel-Stadt mit, als er im Frühjahr 1848, durch die beginnenden politischen Unruhen und die Sorge veranlaßt, den heranwachsenden Kindern eine gediegene deutsche Erziehung geben zu können, dauernd nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Schon früher in gerechter Würdigung seiner Stellung als Künstler zum großherzoglich badischen Hofmaler ernannt, folgte er 1851 einer ehrenvollen Berufung zum Galeriedirektor in Mannheim. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit kam er den Pflichten dieses neuen Amtes nach und ordnete und katalogisirte die ihm anvertrauten Sammlungen der Gemäldegalerie und des Kupferstich-Kabinets auf das Sorgfältigste. Neben der Sorge für seine Familie, seiner eigenen künstlerischen und seiner Berufsthätigkeit fand er noch Zeit, auch im Kunstverein seiner Heimathstadt eine ersprießliche Thätigkeit zu entfalten. Dreiundzwanzig Jahre im Vorstande, zuletzt als Konservator, förderte er dessen Bestrebungen nach besten Kräften und vertrat den Verein Mannheim regelmäßig in den Versammlungen der Vorstände der Verbündeten rheinischen Vereine. In den Mußestunden führte der künstlerische Schaffensdrang, wenn auch allmählich Hand und Auge dem energischen Willen den Gehorsam zu verweigern anfingen, den Meister immer wieder zur Staffelei.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ab und zu streifte er jetzt auch einmal andere Gebiete; doch kehrte er mit Vorliebe stets zu den italienischen Motiven zurück, welche ihm eine unerschöpfliche Fundgrube malerischer Produktion blieben. Ein Rückblick auf diesen Gestaltungskreis zeigt uns, wie heimisch er uns alle jene typischen Erscheinungen, »den öffentlichen Schreiber«, »die Wahrsagerin«, »Improvisatoren und Bettelmönche«, »die Fischer am Meeresstrande«, »die Räuber aus den Gebirgsnestern«, »die Pifferari«, »die ländlichen Schönen am Brunnen«, »die fröhlichen Karnevalsmasken«, »das Landvolk in seiner malerischen Tracht«, gemacht hat und welche Fülle von Verständniß und eigener Empfänglichkeit für Freud' und Leid dieses schlichten Volkes, welche eigene Gemüthstiefe, welch liebenswürdigen Humor Weller in seine Darstellungen zu legen wußte. Gleich ansprechend und sympathisch bleibt uns dieses Volk wie es zur Arbeit fröhlich auszieht oder vom Tagewerk ruhend dem Märchenerzähler lauscht, wie es zur Madonna betet, wie es sich der mannigfaltig frohen Spiele der Kinder freut oder seine kleinen Leiden still und ergeben trägt; sympathisch aber auch der Künstler, dessen sämmtliche Bilder das eigene einfache, gemüthvolle, heiter-freundliche Wesen wiederspiegeln. Für seine Vaterstadt Mannheim war Weller als künstlerische Autorität auch sonst noch mehrfach in der Lage, mit Rath und That einzutreten: bei Errichtung der Schillerstatue wie des Kriegerdenkmals hörte man seine verständige Stimme; bei letzterem hat eine von ihm vorgelegte Skizze ausschlaggebend für Feststellung des Entwurfs eingewirkt; in der trauernden Mannhemia, welche den Lorbeer auf den Sarkophag niederlegt, hat der Künstler dem eigenen Schwiegersohn, der auf dem Felde der Ehre zu Nuits für das Vaterland gefallen, ein ehrendes Denkmal gesetzt. Von seinen Mitbürgern hochgeachtet und seines makellos-rechtschaffenen, biedern und freundlichen Charakters wegen allgemein beliebt, von seinem Fürsten auch mit den äußeren Zeichen des Vertrauens und der Gunst geehrt, bei den Kunstgenossen durch sein neidloses und stets hilfsbereites Wesen in bestem Andenken stehend, ist Theodor Weller am 10. Dezember 1880 im hohen Alter von 78 Jahren aus einem an Thätigkeit und Erfolgen reichen Leben abberufen worden. Er erlag schmerzlos einem Schlaganfalle, der ihn in einer Kunstvereins-Sitzung 36 Stunden zuvor betroffen, da er gerade im Begriffe stand, über die Verhandlungen des letzten rheinischen Centralkomité's Bericht zu erstatten. Er hinterließ seine treue Lebensgefährtin tiefgebeugt, zwei Söhne in angesehener Lebensstellung und zwei Töchter, deren eine an der Seite eines vielbeschäftigten Arztes in Wiesbaden eine blühende Familie gegründet. Mit diesem Familienkreise, dessen bis ins hohe Alter körperlich rüstiger und geistesfrischer, verehrter und geliebter Mittelpunkt Weller gewesen, betrauern Alle, die ihn gekannt, den liebenswürdigen Künstler und Menschen. »In seinen Bildern,« so urtheilt Nagler (Lexikon 21, S. 474) über Wellers Bedeutung als Künstler, »erfaßte Weller das Leben von seiner liebenswürdigen naiven Seite und entwickelte ein hervorragendes Talent für idyllische Darstellung. Seine Gestalten bewegen sich in mäßiger Freude oder geben sich gemüthlicher Ruhe hin. Er weiß wohl auch das Gemüth zu rühren, ist aber eben so fern von pikantem Witz wie von erschütternder Tragik. Stets hält er die liebenswürdige Mitte, ohne der psychologischen Wahrheit der Darstellung zu ermangeln. Sein edler Sinn bewahrte ihn vor dem Trivialen und Gemeinen. Einen besonderen Reiz verleiht seinen Bildern die blühende lebenswarme Färbung und die ungekünstelte Meisterschaft des Vortrags.« Man hat mehrfach zwischen Weller und Leopold Robert, dessen Blüthezeit ja in Wellers ersten Aufenthalt in Rom fällt, eine Parallele gezogen. Einmal hat auch Weller thatsächlich und, wie mir scheint, glücklich mit Robert rivalisirt, da er 1838 für einen Straßburger Kunstfreund als Pendant zu einem Robert'schen Bild eine neapolitanische Fischerfamilie zu malen hatte. Allein wenn auch Beiden die Lust an der Farbenpracht des Südens

und der südländischen Typen gemeinschaftlich ist, so liegt doch die Bedeutung Roberts, wie der Aesthetiker Vischer sagt, darin, daß er in großartiger Weise »das Genre bis zur Wirkung des Heroischen und Historischen erhöht hat«, während Weller seinerseits streng die Grenzen des Sittenbildes festgehalten; andrerseits ist bei vielfacher Aehnlichkeit der Vortragsweise doch der Charakter der Auffassung bei Beiden grundverschieden: bei Weller ist die gesunde, heitere, fast optimistische Grundstimmung vorherrschend, wogegen die Bilder Roberts unverkennbar den Zug der Melancholie verrathen, welche den mitten in seinen Triumphen an der Welt und an seiner Kunst Verzweifelnden zum Selbstmorde trieb. Die jüngere fortgeschrittene Kunst mag vielleicht in berechtigtem Selbstgefühl nicht mehr geneigt sein, die älteren Meister auch nur mit dem Maßstab der vergangenen Zeit zu messen; aber anerkennen wird sie immer an Weller, daß er zu den Mitbegründern der deutschen Genremalerei und zu deren bedeutendsten Vertretern in der älteren Münchener Schule gezählt werden muß. (Dr. Nieser in der »Allgem. Zeitung« 1881, Nr. 40 Beilage.)

Franz Xaver Werk

wurde den 26. Mai 1769 zu Steinbach bei Bühl, als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache erhielt er in seinem Heimathsorte, besuchte dann mehrere Jahre das gut geleitete Gymnasium des Prämonstratenser-Klosters Allerheiligen und studirte hierauf Philosophie und vier Jahre Theologie in Straßburg, wo er auch das Doktorat der Philosophie erwarb. Im Herbst 1791 wurde er Lehrer am Gymnasium in Baden; am 2. Juli 1792 zum Priester ordinirt, trat er 1795 auf einige Jahre in die praktische Seelsorge. Eine gelehrte Kontroverse über die Kantische Philosophie, welche Werk in einer Salzburger Zeitschrift mit Gewandtheit durchführte, leitete die Aufmerksamkeit des Markgrafen Karl Friedrich auf ihn, so daß er (November 1800) als Professor nach Baden berufen und zugleich Canonicus am dortigen Kollegiatstift wurde, mit der Verbindlichkeit, theologische Encyklopädie, Moral und Pastoraltheologie zu lehren an der mit dem Stift Baden verbundenen, neu organisirten philosophisch-theologischen Lehranstalt, welche 1803 den Namen Lyceum erhielt und 1808 als solches nach Rastatt verlegt wurde. Nachdem in Folge des Lüneviller Friedens mit der Pfalz auch die Universität Heidelberg an das Kurfürstenthum Baden gekommen war, wurde das theologische Studium der altbadischen Kandidaten an die dortige katholisch-theologische Fakultät verlegt und Werk durch kurfürstliche Resolution vom 27. August 1804 als ordentlicher Professor der Moral und Pastoral nach Heidelberg berufen. Bei der 1806 erfolgten Vereinigung der zwei katholisch-theologischen Fakultäten siedelte er im Frühjahr 1807 mit drei weiteren Kollegen nach Freiburg über, wo er von da an volle 40 Jahre als Lehrer der praktischen Theologie wirkte. Er docirte nach den damals geltenden Lehrbüchern: die Pastoral nach Schenkl, Fingerlos, später nach Reichenberger; die Katechetik nach Winter. Eine Reihe von Jahren (bis zur Berufung Staudenmaiers) lehrte er auch die theologische Encyklopädie nach Thanner. Werk war eine vorherrschend praktisch angelegte Natur, ein Mann von scharfem Verstand, fester Willensrichtung, im Besitze eines vielseitigen Wissens, und durch dies Alles für den ihm gewordenen Lebensberuf gut qualifizirt; aber es ging ihm ab, was gerade dem Lehrer der Pastoral fast unentbehrlich ist, die durch eigenes längeres Wirken in der Seelsorge gewonnene Erfahrung. In der Verwaltung der akademischen Nebenämter fand er reichliche Gelegenheit, sein nicht gewöhnliches Geschäftstalent zum Wohl und Nutzen der Universität zu bethätigen; er war viele Jahre Direktor der Wirthschaftsdeputation und Mitglied der Kommission für die zahlreichen akademischen Stiftungen. In letzterer Stellung

erwarb er sich ein großes, bleibendes Verdienst durch die von ihm veranlaßte erstmalige Drucklegung der Stiftungsurkunden, welche bis dahin für Exekutoren und Stipendiaten nur schwer zugänglich gewesen; die 1842 bei Wagner erschienene Ausgabe ist anerkanntermaßen mit der größten Treue und Akribie besorgt. Eine andere, im Gesammtinteresse der Universität von Werk verfaßte Schrift: »Ueber theologische Spezialschulen«, war 1818 erschienen, anläßlich der damals befürchteten Gefahr, die Universität Freiburg könnte aufgehoben und die theologische Fakultät zu einer Spezialschule isolirt werden (ein bei diesem Anlaß von Werk an Oken geschriebener interessanter Brief ist neuestens erst bekannt geworden; s. die Schrift Eckers über Oken S. 152). Nach seinem Wunsche erhielt Werk am 1. März 1847 seine Pensionirung; die Geschäfte als Wirthschaftsdirektor und Stiftungskommissär besorgte er bis 1855. Er starb im 87. Lebensjahre am 26. Dezember 1856.

König.

Eduard Willmann,

geboren in Karlsruhe den 22. November 1820 als Sohn des Kriegsbibliothekars Alexander Willmann, war frühzeitig durch sein eminentes Zeichentalent eine Zierde der Schule des Galeriedirektors Frommel, unter dessen Leitung er seine Studien begann. Schon in seinem 19. Jahre versuchte er in Darmstadt selbstständige kleine Arbeiten und erwarb sich dort Freunde, die ihm durchs Leben herzlich zugethan blieben. Von Darmstadt ging Willmann nach London und widmete sich eifrig dem Studium seiner Kunst. Dort war es hauptsächlich das Haus des gelehrten Bunsen, in welchem der junge Künstler gern seine Mußestunden zubrachte. Zahlreiche Briefe beweisen, in welch' herzlichem und freundlichem Verkehr Willmann mit dem großen Gelehrten stand, in dessen Hause er wochenlang als Gast verkehrte und bedeutende Männer kennen lernte. Von London siedelte Willmann nach Frankreich über, Paris ward ihm von dieser Zeit an eine zweite Heimath, ein reiches künstlerisches Leben erschloß sich ihm hier. Er begann seine Thätigkeit mit einem Cyklus landschaftlicher Kompositionen zu einer Ausgabe von Berangers Liedern. In diese Jahre fallen auch seine ernstlichen musikalischen Studien und der Eintritt in die Gesangklasse des kaiserlichen Konservatoriums, wo er gleichzeitig mit Roger um den Preis wetteiferte und Sieger blieb. Seine vielen Freunde Auber, Meyerbeer, Halevy, Adolf Adam und Andere waren von der Schönheit seiner Baßstimme und der Trefflichkeit seines musikalischen Talents so entzückt, daß sie wünschten, Willmann an der großen Oper beschäftigt zu sehen; doch konnte der für seine Kunst begeisterte junge Mann sich nicht entschließen, die glänzenden Anerbietungen anzunehmen. Er trat aber in die kaiserliche Sängerkapelle in den Tuilerien ein und blieb einige Jahre aktives Mitglied derselben. In diese Zeit fallen zwei Landschaften nach französischen Meistern; auch eine große, schwierige Arbeit beschäftigte Willmann damals längere Zeit: Paris aus der Vogelperspektive, von einem ideellen Höhenpunkt, in der Nähe der kleineren Seineinsel aufgenommen. Diese staunenswerthe Arbeit wurde von Willmann während der bekannten Wirksamkeit des Bürgermeisters Haussmann ausgeführt. Die unvergleichliche Ausführung des Stichs brachte ihm auf der Pariser Kunstausstellung von 1860 die goldene Medaille ein. Die große Platte von Paris ging später in den Besitz des kaiserlichen chalkographischen Instituts über, als ein würdiges Denkmal des glänzenden Umbaues von Paris unter der Regierung des Kaisers. Die städtische Verwaltung von Paris beauftragte den Künstler bald darauf mit dem Stiche von zwei Deckengemälden in den Sälen des Stadthauses nach Coignet: griechischen Landschaften mit Staffage, welche dem Künstler neuen Ruhm verschafften. Ein ehrenvoller Auftrag ward ihm in Folge dessen zu Theil mit der Gesammtansicht der Havana, welche nach

photographischen Bruchstücken von Naturaufnahmen ausgeführt werden mußte. Eine schöne Palmengruppe in der Mitte des Stichs erhöht den künstlerischen Reiz des Bildes. Ein an Alexander von Humboldt übersandter Abdruck fand bei dem großen Gelehrten begeisterte Aufnahme. Allgemein bekannt ist ferner der prächtige Stich: »Heidelberg«, der des Künstlers Name in alle Welttheile getragen. Dann nennen wir den »Frühling« nach Knaus und das reizende Pendant, der »Herbst«, nach einem Wiener Meister, die wunderbar poetischen Stiche nach Maraks Kohlenzeichnungen, die vier Jahreszeiten, sowie die vier Tageszeiten. Die Ansichten von Wien, Baden-Baden, Freiburg und Stuttgart sind zu bekannt, um besonders gerühmt zu werden. Zu Willmanns besten Arbeiten nach französischen Meistern sind noch die Lieblingshunde Ludwigs XV. nach Desportes, sowie die auffliegenden Fasanen zu nennen. Als Anerkennung seiner künstlerischen Verdienste erhielt Willmann von seinem Landesfürsten, dem Großherzoge von Baden, die Ernennung zum Hof-Kupferstecher und Professor an der emporblühenden Kunstschule in Karlsruhe. Doch konnte er sich lange nicht entschließen, Frankreich ganz zu verlassen, in welchem er so vielen Beifall gefunden. Trotz der dringenden Bitten seiner Freunde und der großartigen Anerbietungen (ihm war die Stelle eines Direktors der kaiserlichen Kupferstich-Schule zugedacht) wollte Willmann sich jedoch nicht naturalisiren lassen, er war mit ganzer Seele ein Badener geblieben, der über Alles das badische Land liebte, wo seine Angehörigen lebten. Mit dem Kriege von 1870 siedelte er ganz nach Karlsruhe über, zum großen Leidwesen seiner vielen Pariser Freunde, mit denen Willmann im regsten Briefwechsel blieb. Trotz aller mißlichen politischen Verhältnisse erhielt er in den letzten Jahren die ehrenvollsten Aufträge von Frankreich. Ein Blatt nach dem bekannten Meister Alma Tadema: »Junge Mädchen, Blumen pflückend«, konnte er nicht mehr beginnen, da eine größere Arbeit, »die Waldeinsamkeit«, die letzten Jahre seiner Thätigkeit in Anspruch nahm, und dieses Werk konnte leider erst 14 Tage nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden, so daß mit Recht Viktor von Scheffel, der den Text zu den poetischen Stimmungsbildern geliefert, in seiner Vorlesung im Rathhause zu Karlsruhe dem Freunde folgende Worte widmen konnte: »Früher, als Dichter und Zuhörer es ahnen konnten, ist der Wunsch des Nachworts: »Gott geb' ihnen all' nach den Mühen der Zeit die himmlische Künstlerglückseligkeit!« bezüglich Eines, und zwar des thätigsten Mitarbeiters an der Waldeinsamkeit in Erfüllung gegangen. Dem eben so begabten als fleißigen Urheber der zwölf schönen Kupferstiche, Professor Eduard Willmann, war nur noch die erste der wahren Künstlerfreuden, ein mühsames Werk nach jahrelanger Arbeit glücklich vollendet zu sehen, vergönnt. Die zweite, dessen fröhlichen Gang durch die Welt mitzuerleben und sich der Weinachtsfreude, die er Andern bereiten wird, selbst mitzuerfreuen, hat ihm der unerwartete und unerbittliche Tod versagt. Lassen Sie mich den heutigen Vortrag als einen Ehrenkranz betrachten, den ich mit Ihrer Zustimmung auf das Grab eines hochverdienten vaterländischen Künstlers und Lehrers an der hiesigen Kunstschule niederlegen darf.« Die »Campagna von Rom« nach Schirmer blieb ebenfalls unvollendet; Willmanns begabtestem Schüler, Adler Mesnard, war es vergönnt, die Arbeiten zu vollenden oder zu übernehmen. Einen Stich nach Ruisdaël, sowie einen Cyklus dekorativer Bilder nach Hoffmann in Wien sollte Willmann übernehmen, mußte sie aber, durch sein beginnendes Herzleiden daran gehindert, verschieben; so traf ihn der Tod. — Mit ihm ist ein seltenes, reiches Künstlerleben zu Grabe getragen worden. An seiner Bahre sprach im Namen der Künstlerschaft Direktor Riefstahl folgende Worte: »Auf diesen Sarg legen wir, die Genossen des Entschlafenen, den Lorbeerkranz, das alte Symbol des Künstlerruhms, und erheben die Klage um den todten Freund, der uns entrückt ward

mitten aus rüstigem Schaffen, eben noch voll herzlichen Antheils an dem Leben, das ihn umgab. Wohl mögen wir ihn preisen als einen auserlesenen Künstler, als einen Mann von seltenem Gleichgewicht aller Gaben, die den Menschen liebenswerth machen, von einer Harmonie des inneren und äußeren Lebens, die Jeden beglückte, dem er nahte. Denn wir Alle standen unter dem Zauber seines von ächter Herzensgüte strahlenden Auges, der feinen, hinreißenden Erregbarkeit seines Herzens und der vollen Manneswürde, wo es Wahrheit und Ueberzeugung galt. Wie diese beglückende Lebensäußerung auf ihn selber zurückstrahlte, indem sie ihm alle Herzen gewann, wurde seiner künstlerischen Tüchtigkeit jegliche Anerkennung zu Theil, sowohl in der Heimath durch seinen hochverehrten Fürsten, als auch in jenem Lande, dem er als seiner zweiten Heimath mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit ergeben war; wo ihm seine Meisterschaft, die Lauterkeit seines Charakters und die erobernde Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens Ruhm, Gut und Freunde für's Leben gewannen. Vor Allem in seiner eigenen Kunst, deren beste Meister ihn ehrten und liebten als den Ihrigen — hier in seiner stillen Werkstatt sind wir umgeben von den Zeugnissen dieses achtungsvollen und herzlichen Verkehrs. Und weit über jene kollegialen und freundschaftlichen Kreise hinaus wurden Werth und Streben unseres Freundes hochgeschätzt. Die französische Regierung, die Municipalität von Paris und künstlerische Körperschaften ehrten ihn durch Auszeichnungen und Aufträge, mit Stolz zählten sie ihn Alle zu den Ihrigen. Und doch, welch' treue Liebe hatte er sich für seine Heimath bewahrt, wie war er ganz der Unsere! So wurde denn der Ring geschlossen, hier in dieser seiner Vaterstadt, wo er zuerst den Grabstichel führen lernte, schuf er sein letztes schönes Werk »Waldeinsamkeit«, und dann entfiel das Werkzeug seiner sichern, fleißigen Hand. Uns aber, den Ueberlebenden, bleibt die ungetrübte Erinnerung an einen lieben, edlen Menschen, einen unvergeßlichen Freund und einen Künstler von Gottes Gnaden.« — (Zeitschrift für bildende Kunst, herausgegeben von C. v. Lützow, 13. Band 1878. Kunstchronik Nr. 45.)

Hermann Winnefeld

war am 21. Januar 1823 zu Rastatt geboren, ein Sohn des Professors Winnefeld, Lehrers der Philosophie am dortigen Lyceum. Seine Mutter verlor er im 6., den Vater, der sich wieder verehelichte, im 16. Lebensjahr. Dankbar hat er stets des damaligen ausgezeichneten Vorstandes des Rastatter Lyceums, Geh. Raths Loreye, und des Professors Grieshaber gedacht, die sich liebreich des Vaterlosen annahmen. Mit glänzendem Zeugniß über vollendete Lycealstudien bezog Winnefeld im Jahr 1840 die Universität, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; 1845 trat er nach bestandener Staatsprüfung in die Praxis ein. Als 1849 die mißlungenen Bestrebungen für Gründung eines Deutschen Reiches in einzelnen Staaten und namentlich bei uns in offene Auflehnung gegen die Staatsgewalt ausarteten, war Winnefeld bei dem Bezirksamte Blumenfeld beschäftigt. Sein Chef, Oberamtmann Dreyer, ließ sich von den revolutionären Gewalthabern die Direktion der Regierung des Seekreises übertragen und Winnefeld übernahm ohne Ermächtigung von Seite der legitimen Gewalt die Verwaltung des Bezirksamts Blumenfeld. Das ihm bald darauf von den revolutionären Führern angebotene Bezirksamt Rastatt lehnte er zwar ab, aber in einem Schreiben, worin er sich zu den Zielen der Revolution bekannte. Es war dies eine Verirrung, aber eine mit Rücksicht auf die Zeit, in die sie fiel, verzeihliche Verirrung. In der ersten Zeit der mit der Niederwerfung der Revolution eingetretenen Reaktion wurde dem Irrgegangenen jede Beschäftigung im Staatsdienste bis auf weiteres untersagt; im Juli 1851 wurde aber auf Grund der über sein neuerliches Verhalten allerseits ausgestellten günstigen Zeugnisse seine Suspension aufgehoben

und ihm eine Praktikantenstelle bei dem Bezirksamte Waldshut übertragen. Im Jahre 1854 bestand er die zweite juristische Staatsprüfung und die Zeugnisse über seine dienstlichen Leistungen, wie über sein Verhalten lauteten fortwährend sehr günstig; dennoch gelangte er erst zu Ende des Jahres 1858 zu einer Anstellung als Sekretär bei dem Hofgericht zu Konstanz. Im Jahr 1860 erreichte mit dem Ministerwechsel, der durch die Verwerfung der Konvention mit dem päpstlichen Stuhle von Seite der Kammern veranlaßt wurde, die Reaktionsperiode ihr Ende, und von nun an war Winnefelds dienstliche Laufbahn eben so glücklich, wie sie vorher unglücklich gewesen war. Er wurde 1861 Assessor bei der Kreisregierung zu Freiburg, 1862 Amtsvorstand zu Ueberlingen, 1864 Ministerialrath bei dem Ministerium des Innern und 1877 Präsident des Katholischen Oberstiftungsraths. In allen diesen Aemtern rechtfertigte er vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen; im Ministerium des Innern wurden ihm wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Gemeindegesetzgebung übertragen; in seinem letzten Amte wußte er die an sich schwierige Aufgabe, zweien Herren zu dienen, mit sicherem Takte zur vollen Zufriedenheit nicht bloß der Großh. Staatsregierung, sondern auch der erzbischöflichen Kurie zu lösen. Als Mensch erwarb sich Winnefeld die Zuneigung Aller, die ihm näher traten. Von edler Gesinnung und lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute verband er mit einem weichen Gemüthe ein seltenes Zartgefühl. Im Jahr 1861 schloß er eine glückliche Ehe mit einer Tochter des damaligen Hofrichters, späteren Kreis- und Hofgerichts-Präsidenten Prestinari; der Erziehung des hoffnungsvollen Sohnes, mit dem sie gesegnet wurde, widmete er die liebevollste Sorgfalt. Aber das Mißgeschick, das ihn während der ersten kleineren Hälfte seiner dienstlichen Laufbahn verfolgt hatte, warf noch Schatten in die zweite glückliche Hälfte. Die ungewöhnlich lange Dauer seiner Praktikantenzeit hatte in dem strebsamen jungen Manne eine nachhaltige Verstimmung erzeugt, die zuletzt an Schwermuth grenzte und selbst in der späteren glücklichen Zeit nicht spurlos verschwand. In seinen letzten Jahren klagte Winnefeld über Nervenbeschwerden, die nach und nach zunahmen und in der ersten Hälfte des Februar 1881 zu einer so heftigen Aufregung führten, daß ihm dringend empfohlen werden mußte, in einer Heilanstalt für Nerven- und Gemüthskranke Genesung oder doch Erleichterung zu suchen. Er begab sich, so schwer ihm wie den Seinigen die Trennung fiel, nach Kennenburg bei Eßlingen; ehe aber dort über den möglichen Erfolg einer konsequent durchgeführten Kur ein Urtheil gefällt werden konnte, brachte am 7. März eine Gehirnlähmung dem Leidenden die Erlösung. Bei der Leichensektion ergab sich eine schleichende Entzündung der Gehirnhäute. (Karlsruher Zeitung 1881, Nr. 63 Beilage.)

Alfred Woltmann

wurde am 18. Mai 1841 zu Charlottenburg geboren. Die klassische Grundlage seiner Bildung erhielt er auf dem französischen Gymnasium zu Berlin. Gleichzeitig erwachte seine Neigung zum Studium von Kunstwerken durch fleißige Besuche des Museums und durch seine Bekanntschaft mit dem Ober-Finanzrath Sotzmann, einem alten Sammler, in dessen Hause er früh Dürer und Holbein in Kupferstichen und Holzschnitten kennen lernte. Als der junge Gelehrte, noch ehe er sein neunzehntes Lebensjahr beendet, im Jahre 1860 als Studiosus juris auf der Berliner Universität immatrikulirt worden war, führte Sotzmann ihn in den Kreis der Berliner Kunstgelehrten ein, dem G. F. Waagen, F. von Raumer und E. Guhl angehörten. Vor allen Diengen nahm Waagen, der Altmeister unserer wissenschaftlichen Kunstgeschichtsschreibung, sich Woltmanns mit väterlicher Zuneigung an; und es ist daher nur natürlich, daß dieser die Rechts-

wissenschaft bald verließ, um sich ganz in kunstgeschichtliche Studien zu vertiefen. Außer Berlin besuchte er noch die Universitäten München und Breslau. An letzterer promovirte er im Jahr 1863 mit einer Dissertation über Hans Holbeins Geburtsjahr. Rasch erklomm Woltmann jetzt die Höhen der wissenschaftlichen Forschung. In richtiger Erkenntniß einer fühlbaren Lücke und in warmer patriotischer Begeisterung wandte er zunächst der deutschen Kunst seine Kräfte zu. Drei Jahre lang arbeitete er unausgesetzt an dem ersten Hauptwerk seines Lebens, der Geschichte Hans Holbeins und seiner Zeit. Daß er auch Reisen für diese Aufgabe unternahm, daß er außer den deutschen Kunststätten vor allen Dingen England besuchte, versteht sich von selbst. Der erste Theil des Werkes erschien im Jahr 1866 und wurde von der wissenschaftlichen Kritik wie von allen Kunstfreunden sofort als Muster tiefer Forschung und glänzender Darstellung begrüßt. Eine zukünftige Geschichte der Kunstgeschichte wird anerkennen, daß diese Wissenschaft für die christliche Zeit erst in unserem Jahrhundert entschieden in die Bahnen eingelenkt hat, die Winkelmann im vorigen Jahrhundert durch sein bahnbrechendes Werk über die antike Kunstgeschichte eröffnet hatte. Sie wird zugeben, daß die deutsche Forschung auch auf diesem Felde den Vortritt genommen, und sie wird hervorheben, daß Woltmanns »Hans Holbein und seine Zeit« zu den reifsten Früchten der zweiten auf diesem Felde erwachsenen Generation gehört hat. Daß Woltmann aber der Kunst der Gegenwart mit derselben Liebe folgte, wie den großen alten Meistern, bewies er, außer durch eine Reihe von Artikeln, die er für die gerade 1866 gegründete, von C. v. Lützow redigirte »Zeitschrift für bildende Kunst« und für die »Nationalzeitung« schrieb, sofort durch einen Cyklus öffentlicher Vorträge, die er seit dem 7. Februar desselben Jahres über die Kunst der Gegenwart in Berlin eröffnete. Die lebendige Frische der Vortragsweise, die er in diesen Reden bewiesen, führte auch seinen akademischen Vorlesungen sofort einen dankbaren Zuhörerkreis zu, als er sich im Jahre 1867 mit einer (lateinischen!) Antrittsvorlesung über A. Dürer an der Berliner Universität als Privatdozent habilitirt hatte. Gleichzeitig wußte er als thätiges Mitglied des Berliner Vereins für Kunst des Mittelalters und der Neuzeit in jeder Sitzung desselben durch immer neue und immer interessante Vorlagen und Mittheilungen zu überraschen. Im Jahre 1868 erschien der zweite Theil seines Werkes über Holbein, den die Kritik noch reifer und stilistisch vollendeter als den ersten Theil nannte; und in demselben Jahre folgte er einer Berufung zum ordentlichen Professor der Kunstgeschichte an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Hier entfaltete er eine umfangreiche Lehrthätigkeit, die er seit 1871 als Privatdozent auch auf die Heidelberger Hochschule ausdehnte, ohne jedoch seine wissenschaftlichen Forschungen und seine schriftstellerischen Arbeiten darüber zu vernachlässigen. Er fand in der Nachbarschaft der badischen Residenz genug zu thun. Er verfaßte die Kataloge der fürstlich Fürstenbergischen Kunstsammlungen zu Donaueschingen. Er schrieb Aufsätze über die Darmstädter Galerie und über das reizende Rococoschloß zu Bruchsal. Vor allen Dingen aber wandte er der Erforschung der deutschen Kunst im Elsaß seine Thätigkeit zu. Nachdem er diese Forschungen unter dem Titel »Streifzüge im Elaß« in einer langen Reihe von Artikeln in der Zeitschrift für bildende Kunst« veröffentlicht hatte, faßte er sie in Buchform zu einer meisterhaften Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß zusammen, welche freilich erst im Jahre 1876 das Licht der Welt erblickte. Schon vier Jahre früher, im Jahre 1872, hatte er die Früchte seines Berliner Aufenthalts gesammelt, indem er sein Werk über die Baugeschichte Berlins bis zur Gegenwart veröffentlichte. In diesem Jahre erschien auch der fünfte Band der zweiten Auflage von C. Schnaases berühmter Geschichte der bildenden Künste, und Alfred Woltmann war als Mitarbeiter an diesem, den gothischen Stil behandelnden Bande auf dem Titelblatte

genannt. Von seiner rastlosen Thätigkeit während seiner Karlsruher Zeit zeugt auch die Herausgabe von G. F. Waagens »Kleinen Schriften«. Waagen, welcher kurz vor Woltmanns Berufung an die Polytechnische Hochschule Badens am 15. Juli 1868 in Kopenhagen gestorben war, hatte seinem um ein Menschenalter jüngeren Freunde seinen gesammten handschriftlichen Nachlaß kunstwissenschaftlichen Inhalts vermacht. Waagens Wunsch, aus demselben eine Geschichte der Miniaturmalerei bearbeitet zu sehen, konnte Woltmann nicht erfüllen, weil sich kein Verleger für diese Spezialgeschichte fand, aber durch die unter C. v. Lützows und Bruno Meyers Mithilfe vollendete Herausgabe jener »Kleinen Schriften« Waagens, die Woltmann mit einer biographischen Einleitung versah, setzte er seinem oft verkannten Freunde ein Denkmal der Pietät und Wahrheitsliebe. Pietät und Wahrheitsliebe waren überhaupt Grundzüge in Woltmanns Charakter, treue Hingabe an seine Freunde gehörte zu seinen vorzüglichsten Eigenschaften; aber auch gegen Gegner wurde er nur rücksichtslos, wenn er herausgefordert worden war. In Karlsruhe erlebte Woltmann auch noch den Anfang der zweiten Auflage seines Werkes »Hans Holbein und seine Zeit«; und gerade diese zweite Auflage, die in manchen Beziehungen wie ein neues Werk erschien, legte das glänzendste Zeugniß für die Rastlosigkeit seines Forschungstriebs und die Ehrlichkeit und Unbefangenheit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung ab. Denn weit entfernt von der Eitelkeit, eine einmal ausgesprochene Ansicht nicht zurücknehmen zu dürfen, nahm er jetzt alle Ergebnisse der durch die erste Auflage angeregten neueren Holbein-Forschung, auch die von gegnerischer Seite eroberten in sein Buch auf, welches gerade dadurch auf eine noch höhere Stufe der Vollendung erhoben wurde. Welcher Beliebtheit Woltmann sich bei seinen Karlsruher Schülern erfreute, bewies der Fackelzug, welchen dieselben ihm bei seinem Scheiden im Frühjahr 1874 darbrachten. Um diese Zeit übernahm Woltmann die neugegründete kunstgeschichtliche Professur der Universität Prag, und sein vierjähriger Aufenthalt in der böhmischen Hauptstadt war nicht minder reich an wissenschaftlichen Arbeiten und nicht minder reich an lokalen Spezialforschungen, als die vorhergehenden Jahre. In Prag vollendete er zunächst das schon genannte Werk »Deutsche Kunst im Elsaß«. In Prag beschäftigte er sich natürlich vor allen Dingen mit der böhmischen Kunst des 14. Jahrhunderts. Daß diese deutschen Ursprungs sei, hatte kaum jemals Jemand geläugnet. Als Woltmann aber dort einen Vortrag über diesen Gegenstand gehalten, ließen die czechischen Studenten Prags sich durch die angebliche Verletzung ihres Nationalgefühls zu sehr bedauerlichen Demonstrationen und Auftritten gegen den deutschen Professor hinreißen. Natürlich ließ Woltmann sich durch dieselben nicht einschüchtern; den Vortrag veröffentlichte er zu seiner Rechtfertigung unter dem Titel: »Die deutsche Kunst in Prag«. Dann aber, in seinen Forschungen fortfahrend, erwarb er sich durch die rückhaltlose Aufdeckung jener czechischen Fälschungen alter Handschriften aus Miniaturen, welche beweisen sollten, daß die altböhmische Kunst czechischen Ursprungs sei, neue Lorbeeren auf dem Felde der Forschung, aber auch neue Feindschaft im czechischen Lager. Da man die Richtigkeit und Wichtigkeit seiner Entdeckungen aber nicht läugnen konnte, so kehrte man den Spieß um und suchte ihm die Priorität der Entdeckung streitig zu machen. Wie von Karlsruhe, besuchte Woltmann auch von Prag aus im Laufe der Wintermonate wiederholt verschiedene Städte, um öffentliche Vorträge aus dem Gebiete seiner Fachstudien zu halten. Er gehörte zu den beliebtesten Rednern, da er es in seltener Weise verstand, zugleich sachgemäß und feurig zu sprechen; er hatte dadurch Gelegenheit, eine Reihe vortrefflicher populärer kunstgeschichtlichen Aufsätze zu schaffen; und er unterzog sich schließlich der dankenswerthen Aufgabe, dieselben zu sammeln und unter dem Titel »Aus vier Jahrhunderten nieder-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

ländischer und deutscher Kunstgeschichte« in den Schriften des Vereins für deutsche Literatur im Druck erscheinen zu lassen. Hauptsächlich aber arbeitete er während der Zeit seines Aufenthalts in Prag an einer großen, zugleich wissenschaftlich strengen und doch allgemein verständlichen Gesammtgeschichte der Malerei, einem Werke, in dem er den ganzen Schatz seiner reichen Kenntnisse niederlegen und die ganze Fülle seiner schriftstellerischen Begabung entfalten konnte. Seine Wahrheitsliebe und seine Scheu, über Dinge zu sprechen, die er nicht ganz beherrschte, zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder darin, daß er die Geschichte der antiken Malerei nicht selbst zu bearbeiten wagte, sondern diesen Theil seines Buches durch den Verfasser dieses Nachrufes schreiben ließ. Die erste Lieferung dieses Werkes erschien im Jahr 1878. Woltmann hatte für dasselbe noch verschiedene Reisen gemacht, vor allen Dingen jetzt zum ersten Male Italien besucht; gleichwohl sollte er seine Vollendung nicht erleben; die letzte ausgegebene Lieferung trug noch die Jahreszahl 1879 und behandelt die germanische Kunst des 15. Jahrhunderts. Im Herbst 1878 aber ward dem edlen Vorkämpfer für deutsche Kunst noch die Freude zu Theil, ins Deutsche Reich zurückberufen zu werden. Die Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg vertraute ihm ihr kunstgeschichtliches Lehramt an; und Alfred Woltmann siedelte fröhlichen Herzens und voll großer Pläne in die alte Reichsstadt über. Die Arbeit an seiner »Geschichte der Malerei« nahm hier den größten Theil seiner freien Zeit in Anspruch. Doch aber fand er noch Zeit, in Gemeinschaft mit H. Janitschek die Redaktion des von F. Schestag begründeten Repertoriums für Kunstwissenschaft zu übernehmen und verschiedene Artikel für diese Zeitschrift zu schreiben. Allzurastlos nur hatte er gearbeitet und allzuplötzlich nur wurde er aus seiner ganzen reichen Thätigkeit gerissen. Nur während des Wintersemesters 1878/79 konnte er seine Vorlesungen in Straßburg regelmäßig halten. Im Mai 1879 erkrankte er. Vergebens suchte er Hilfe im Schwarzwald, in der Schweiz, in Bordighera und zuletzt in Mentone. Er starb in den Armen seiner einzigen Schwester am 6. Februar 1880. — Alfred Woltmann gehörte trotz seiner achtunddreißig Jahre bereits zu den von Europa anerkannten Koryphäen seiner Wissenschaft; und in Deutschland werden nur wenig Gebildete leben, die seinen Namen nicht gekannt haben. Er war ein feinsinniger Kunstkenner und Gelehrter; aber er war auch ein nicht minder feinsinniger Schriftsteller, der sich in Versen, wie seine im Jahre 1876 in Lützows Zeitschrift veröffentlichte Uebersetzung einiger Gedichte Michel Angelos bewies, nicht minder durchsichtig und flüssig auszudrücken verstand, als in Prosa. Alfred Woltmann war hoch und hager gewachsen, er hatte feine, etwas spitze Züge, blondes Haar und helle, schnelle, braune Augen. Wer ihn sah, mußte fürchten, daß er nicht alt werden würde; aber wer mit ihm sprach, fühlte, daß er mit einem Geiste verkehrte, dessen Wirken nicht mit dem letzten Athemzuge seines Körpers aufhören werde. Für die deutsche Kunstforschung ist sein frühes Hinscheiden ein unberechenbarer Verlust. An trockenen Kunstgelehrten, welche zu der Kunst kein anderes Verhältniß haben, wie der Philologe zu der langweiligsten alten Handschrift, ist kein Mangel. An oberflächlichen Kunstschriftstellern, welche über die Kunst gerade so schreiben, wie über den letzten Ball oder das letzte Wettrennen, fehlt es noch weniger. Liebe zur Sache und gesunder Menschenverstand, die für viele Wissenschaften ausreichen, thun es in der Kunstgeschichte auch nicht. Wer diesem Fache sein wollte, was Alfred Woltmann ihm gewesen, in dem müßte ein angeborener Beruf sich mit tiefem Wissensdrange, durchdringendem Verstande und liebevoller Hingabe vereinigen. Alfred Woltmann verstand die Kunst, weil sie ihm Herzenssache war; und sie war ihm Herzenssache, weil er sie verstand. (K. Woermann in der Literarischen Beilage der Karlsruher Zeitung 1880, Nr. 10.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Heinrich Zöpfl,

der berühmte Nachfolger C. S. Zachariä's auf dem Heidelberger Lehrstuhle des Staatsrechts, wurde am 6. April 1807 als Sohn des Appellationsgerichts-Rathes Johann Baptist Zöpfl zu Bamberg geboren. Den Elementarunterricht genoß er in München, wohin sein Vater als Oberappellationsgerichts-Rath versetzt wurde, den Gymnasialunterricht in Bamberg. Im April 1824 bezog er die Würzburger Universität und verblieb auf derselben bis zu seiner am 28. August 1827 erfolgten Promotion. Am 14. November 1827 wurde er in Heidelberg immatrikulirt, hörte — kurz vor Bangerow — die Berühmtheiten Thibaut, C. S. Zachariä, Mittermaier und habilitirte sich am 17. August 1828 als Privatdozent. Bereits 1831 wurde er in das Spruchkollegium aufgenommen; 1838 zum außerordentlichen, 1842 zum ordentlichen Professor der Juristenfakultät ernannt. Als solcher hat er sechsmal das Dekanat der Fakultät verwaltet: Prorektor war er in dem Universitätsjahr 1849/50. Im Jahre 1850 sandte die Universität Zöpfl als ihren Vertreter in die Erste badische Kammer, welche ihrerseits in dem gleichen Jahre ihn zu ihrem Abgesandten für das Staatenhaus des Erfurter Unionsparlamentes wählte. Es war dies Zöpfl's letztes praktisch-politisches Auftreten. In seinem akademischen Lehrberufe bis Weihnachten 1876 unermüdlich thätig, starb er nach längerer Krankheit zu Heidelberg am 4. Juli 1877 nicht ganz 2 Monate vor seinem 50jährigen Doktorjubiläum. — Zöpfl ist vor Allem Universitätsprofessor gewesen und hat als solcher eine große Zahl juristischer Disziplinen gelehrt, Rechtsencyklopädie, badisches Civilrecht, badischen Civilprozeß, Kirchenrecht, Strafrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, allgemeines und deutsches Staatsrecht, Lehenrecht, Rechtsphilosophie, Völkerrecht. Später hat er seine Vorträge auf die fünf zuletzt genannten Fächer beschränkt. Am berühmtesten und besuchtesten waren seine Vorlesungen über Rechtsgeschichte und Staatsrecht, wie denn auch seine wichtigsten literarischen Werke und praktisch-juristischen Arbeiten sich auf den Gebieten des Staatsrechts, der deutschen Rechtsgeschichte und des mit letzterer enge zusammenhängenden Privat-Fürstenrechtes bewegen. Da nun aber — nach Mohls treffendem Ausspruche — die politische Gesinnung den Publizisten charakterisirt, so gilt es zunächst Zöpfl's politische Grundanschauungen zu erkennen. — Durch Erziehung und Umgebung war Zöpfl eine romantische Vorliebe für das heilige römische Reich deutscher Nation, eine tiefe Anhänglichkeit an die deutschen Dynastieen, ein streng katholisch-kirchlicher, übrigens von Fanatismus gänzlich freier Glaube eingeflößt. Nehmen wir hinzu, daß Zöpfl's Horizont weit genug war, um Deutschland zu umspannen, daß er als Deutscher von entschieden süddeutschem Gepräge fühlte, so ist hiermit wohl der Schlüssel zum Verständniß seiner politischen Gesinnung gegeben. Ein deutsch-fühlender Mann, dem sein katholischer Glaube in prinzipiellen Fragen des Rechtslebens als Leitstern diente, konnte sich mit einer wesentlich historischen Rechtsauffassung begnügen und diese mußte — der deutschen Vergangenheit zu Folge — subjektiv-individualistisch sein, den Begriff des erworbenen Rechtes voranstellen und weit ausdehnen, die landständische Monarchie als die vollkommenste Verkörperung des Staatsgedankens betrachten. Wohl huldigte also Zöpfl jener Grundanschauung hinsichtlich der Organisation des Staats, welche man im Vormärz als die Aufrechthaltung des monarchischen Prinzips bezeichnete, aber andererseits war er doch kein Anhänger absoluter Fürstengewalt, sondern erachtete dieselbe für beschränkt durch die auf historischer Tradition beziehungsweise neuerer fürstlicher Verleihung beruhenden erworbenen Rechte der Kirchen oder sonstigen Korporationen und der Unterthanen. Daß neuere Rechtsverleihungen der Fürsten ihm desto

sympathischer waren, je mehr sie den Forderungen der katholischen Kirche entsprachen, daß in dem katholischen Fürsten sich ihm der Staat am vollkommensten darstellte, ist nach dem früher Erwähnten wohl selbstverständlich. Von den im deutschen Bunde vereinigten Staaten war daher Zöpfl die Präsidialmacht Oesterreich der weitaus sympathischste; eine engere als völkerrechtliche Einigung dieser Staaten aber erschien ihm — weil nur mit Zustimmung aller Bundesglieder rechtlich zulässig — thatsächlich unmöglich. Die Verfassung des weiland deutschen Bundes hat daher nicht nur keinen gelehrteren, sondern auch keinen von ihrer prinzipiellen Existenzberechtigung überzeugteren Kenner gehabt als Heinrich Zöpfl; der Bund war ihm zugleich eine Art Prototyp künftiger völkerrechtlicher Entwickelung. Gerade daß Zöpfl's »Grundsätze des allgemeinen und konstitutionell-monarchischen Staatsrechts in Deutschland, nebst einem Abrisse des Bundesrechts« (erste Auflage 1841, fünfte Aufl. 1863), aus diesen Grundanschauungen heraus geschrieben sind, verleiht dem Werke nach Ansicht des Unterzeichneten seinen historischen Werth. Denn Zöpfl's geschilderte Ansichten waren zu Bundeszeiten auf deutscher Erde — selbst in Berlin bis 1861 — die an maßgebender Stelle vorherrschenden. Zöpfl's Buch, zu welchem als Quellenwerk G. von Meyer's Corpus juris confoederationis germanicae, dessen dritte Auflage Zöpfl besorgte, benützt werden kann, gibt uns also das treueste Bild der wirklichen damaligen deutschen Staats- und Rechtszustände, wie denn auch Zöpfl's juristische Autorität eine in Bundestags-Kreisen allgemein anerkannte und häufig in Anspruch genommene war. Uebrigens ist Zöpfl, der Mann gemäßigter und mit feinem praktischen Blicke verbundener konservativer Gesinnung, juristischer Beirath nicht nur der Bundestags-Kreise, sondern des deutschen, ja zum Theile auch des außerdeutschen hohen Adels gewesen. Denn wie das Bundesrecht, so hatte auch das durch die neueren, insbesondere deutschen Verfassungen in seiner Fortdauer garantirte Privat-Fürstenrecht in unserer Zeit keinen gründlicheren und gelehrteren Kenner als Zöpfl, ja man darf wohl neben Joh. Jak. Moser Zöpfl als den größten und autoritativsten Kenner dieses Rechtszweiges bezeichnen. Zeugniß von dieser Gelehrsamkeit gibt insbesondere die 1853 erschienene Schrift: »Ueber hohen Adel und Ebenbürtigkeit nach dem deutschen Reichs-Staatsrecht«. Daher wird auch auf dem Gebiete des Privat-Fürstenrechts Zöpfl's Name am längsten genannt, von seinen Ansichten am längsten praktischer Gebrauch gemacht werden. — Zöpfl hat selbst ein vollständiges Verzeichniß über die von ihm in den Jahren 1830 bis 1876 ertheilten nach hunderten zählenden und nur zum Theile gedruckten Gutachten geführt, welche fürsten- und staatsrechtliche, adelige und fideikommissarische Verhältnisse betreffen. Es mag genügen zu erwähnen, daß unter den Extrahenten dieser zum Theil in fremde Sprachen übersetzten Gutachten, das badische, hessische und oldenburgische Fürstenhaus, die spanische Königsfamilie, eine große Anzahl deutscher Standesherren, z. B. die vielgenannten Reichsgrafen Bentinck, ferner die Stadt Frankfurt, sowie Bischöfe und Erzbischöfe sich befanden. Neben ihrem privatfürstenrechtlichen haben aber die genannten Gutachten noch einen allgemeineren Werth für die Erkenntniß des thatsächlichen Umfanges und der thatsächlichen Bedeutung des Begriffes »erworbenes Recht« zur Zeit ihrer Abfassung. Referent muß sich versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen: aber das drängt es ihn zu bemerken, daß die Unantastbarkeit, welche in diesen Gutachten Privatrechtsverhältnissen zugeschrieben wird, heut' zu Tage so wenig mehr Anerkennung finden dürfte, wie die Art und Weise, in welcher Zöpfl die Grenzlinie zwischen Privat- und öffentlichem Rechte zog, mit modernen Rechtsanschauungen vereinbar erscheint. Gerade seine vielfach privatrechtliche Auffassung öffentlicher Verhältnisse aber war es, welche Zöpfl zu einem so treffend schildernden Historiker der Rechtszustände des germanischen — in den meisten deutschen Territorien erst 1806 beendeten —

Mittelalters qualifizirte; denn die privatrechtliche Auffassung auch der Rechtszustände der Gesammtheit ist urgermanisch. Zöpfl's »Deutsche Rechtsgeschichte« (erste Aufl. 1836, vierte Aufl. 1872) konnte sich daher durch eine Reihe von Vorzügen auszeichnen, welche ihren großen Erfolg unter der studirenden Jugend als einer durchaus berechtigten erscheinen lassen. Wohl fußt diese Rechtsgeschichte auf Eichhorns gar nicht genug anzuerkennendem Werke: aber sie hat die Resultate der Forschungen Eichhorn's so zu sagen ernüchtert, sie hat dieselben ferner zugänglicher gemacht, sie hat sie endlich mehr in's Detail ausgeführt. Wenn Zöpfl die Rechtszustände unserer Vergangenheit mehrfach in einem weniger romantischen Lichte erscheinen läßt als Eichhorn, so hat die Treue des Bildes dadurch wesentlich gewonnen. Die zahlreich in die »Deutsche Rechtsgeschichte« eingefügten Quellencitate sind bekanntlich mit vielem Geschick ausgewählt, sie führen den Anfänger in die mittelalterliche Quellenliteratur ein, sie regen zu weitergehenden Studien an. Besonders endlich hat Zöpfl durch seine rechtshistorischen Spezialforschungen Licht über manche bis dahin dunkel gebliebene Gebiete verbreitet. Solche Detailforschungen waren überhaupt eine Lieblingsbeschäftigung unseres Autors und wir verdanken denselben eine weitere Reihe wissenschaftlicher Leistungen, von welchen die wichtigsten nunmehr zu erwähnen sind. In direktem Zusammenhange mit einer bereits 1839 publizirten Studie über »Das alte Bamberger Recht« steht die von Zöpfl im Jahre 1842 veröffentlichte kritische Aufgabe der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Karl's V. sammt den »zur Familie der Karolina gehörigen Rechtsbüchern«, nämlich der Bamberger und der Brandenburgischen Halsgerichts-Ordnung von 1507 und 1516, sowie der beiden Projekte der Karolina von 1521 und 1529. Im Jahre 1876 hat Zöpfl eine zweite synoptische Ausgabe der genannten Rechtsbücher besorgt, welche von den Kriminalisten mit Freude und Dank begrüßt worden ist. Denn wie diese Ausgaben ein kritisches Spezialstudium der einzigen bedeutenden Gesetzgebungsarbeit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation überhaupt erst ermöglicht haben, so werden sie auch in Zukunft die Grundlage desselben bleiben. Durch die 1856 erschienene Schrift »Die Ewna Chamavorum, ein Beitrag zur Kritik und Erläuterung ihres Textes« hat sich Zöpfl dauernde Verdienste um die Erläuterung dieses kleinen aber interessanten Schöffenweisthums aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts erworben. Mit einer gewissen Behaglichkeit konnte sich ferner Zöpfl seiner Neigung zu historischen Spezialstudien hingeben in dem 1860—1863 in 3 Bänden erschienenen Werke: »Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts«. Es muß genügen, hervorzuheben, daß uns hier neben einer Reihe höchst interessanter Miniaturbilder aus dem Rechtsleben unserer Vergangenheit u. A. auch der Nachweis gegeben wird, wie die Jurisdiktionsbefugnisse der großen englischen Barone im 11. und 12. Jahrhundert genau dieselben waren wie diejenigen der gleichzeitigen deutschen Dinghofherren. Zu diesem Resultate ist Zöpfl gelangt durch eingehende und damals völlig neue Forschungen, welche zeither nach verschiedenen Seiten hin anregend gewirkt haben. Ein dauerndes Denkmal bewunderungswürdigen Fleißes und unermüdlichen Forschens und Eifers werden endlich bleiben Zöpfl's glossarium germanicum, anglosaxonicum et latinum medii aevi, welche alphabetisch geordnet und in 217 Cartons aufgestellt, einen Schatz gelehrter Nachweisungen über den Sinn mittelalterlicher juristischer termini technici enthalten. Diese Glossarien, welche Zöpfl sein juristisches Gedächtniß zu nennen pflegte, sind durch die Liberalität der badischen Regierung für die Heidelberger Universitätsbibliothek erworben und somit der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht worden. — Wir haben mehrfach Gelegenheit gehabt, auf Zöpfl's Fleiß und unermüdliche Thätigkeit hinzuweisen, und diese waren in der That des höchsten Lobes würdig. Nur aus ihnen

erklärt sich die erstaunliche Fülle schriftstellerischer Leistungen, welche Zöpfl neben einer angestrengten akademischen Lehrthätigkeit — zu der sich in früheren Jahren zahlreiche und auch in späterer Zeit noch gelegentliche Privatissima gesellten — erbracht hat und von denen hier nur die wichtigsten aufgezählt werden konnten. Zöpfl kannte den Segen der Morgenstunde auch für wissenschaftliche Arbeit. In einer Periode, wo Vorlesungen im Sommer um 6 Uhr Morgens gehalten wurden, man also in Heidelberg früher aufstand wie gegenwärtig, war Zöpfl doch der Matinalsten Einer. Selbst im Winter hatte er vor dem Beginn seiner Vorlesung um 8 Uhr Morgens oft schon 3 bis 4 Stunden lang wissenschaftlich gearbeitet. — Seinen Vorträgen pflegte Zöpfl, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts herrschenden Sitte gemäß, ein Diktat zu Grunde zu legen, bei dessen Besprechung und Erläuterung er die erlahmende Aufmerksamkeit seiner Zuhörer gerne durch einen Scherz aufzufrischen liebte. Seine Diktion war einfach, klar und den Phrasen abhold, Eigenschaften, welche auch den Stil seiner schriftstellerischen Leistungen charakterisiren. Wenn nun aber auch Zöpfl hauptsächlich als Theoretiker gewirkt hat, so ist doch seine praktisch-politische Thätigkeit durchaus nicht zu unterschätzen gewesen, obschon sie wenig auf den lauten Markt hinaus trat und der eigentlichen Agitation sich stets enthielt. So war die Verwaltung des Heidelberger Prorektorats in den schwierigen Verhältnissen der Universitätsjahre 1849/50 keine leichte Probe auf Zöpfl's praktisch-politische Einsicht. Weiter hat Zöpfl praktisch-politischen Einfluß geübt als Mitglied der Ersten badischen Kammer und des Erfurter Staatenhauses im Beginn der fünfziger Jahre. Insbesondere war er damals bestrebt, zur Beruhigung der Gemüther und zur Annäherung von Oesterreich und Preußen beziehungsweise zum Einlenken Preußens in österreichische Bahnen beizutragen. — Der praktische Einfluß ferner, den Zöpfl durch seine zahlreichen Rechtsgutachten auf die Gestaltung auch politisch wichtiger Rechtsverhältnisse nahm, muß bei der Stellung, welche der hohe Adel noch immer im deutschen Reichsleben behauptet, sehr hoch angeschlagen werden. — Endlich verschmähte es Zöpfl keineswegs, mit der Feder in die Entwickelung ihm am Herzen liegender politischer Fragen einzugreifen. Er schrieb zu diesem Ende Broschüren wie z. B. die Schrift »Die Demokratie in Deutschland« 1. u. 2. Auflage 1853, sowie auch Zeitungsartikel, welche namentlich in die Frankfurter »Oberpostamts-Zeitung« und in die Augsburger »Allgemeine Zeitung« gegeben wurden. Solche journalistische Thätigkeit hat freilich sehr nachgelassen seit der Neugestaltung der deutschen Dinge, wie sie durch die Ereignisse von 1866 herbeigeführt, beziehungsweise angebahnt wurde. Denn mit dem neuen deutschen Staat konnte sich Zöpfl so wenig befreunden, wie ein überzeugter Anhänger des ancien régime und der Legitimität dies dem Frankreich von 1789 gegenüber vermochte. Zöpfl's praktisch-publizistische Wirksamkeit im neuen Deutschland bezog sich wesentlich auf die möglichste Erhaltung der ihm sehr am Herzen gelegenen Rechte der deutschen Standesherren, ein Bestreben, von welchem insbesondere seine 1867 erschienene Schrift »Neueste Angriffe auf die staatsrechtliche Stellung der deutschen Standesherrn« Zeugniß gibt. Patriotischer Sinn hat Zöpfl endlich auch im neuen deutschen Reiche zuweilen veranlaßt, dem Fanatismus ultramontaner Heißsporne einen Dämpfer aufzusetzen. — Im Umgang war Zöpfl von jener heiteren, manchmal humoristisch gefärbten Anspruchslosigkeit, welche aus einer einheitlichen Weltanschauung und aus dem Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht quillt. Ueber Zöpfl's kollegiales Verhalten herrschte stets nur eine Stimme des Lobes, was besonders bemerkenswerth ist bei einem Manne, der außerhalb aller Universitäts-Cliquen und -Claquen stand. — Erholung von seinen angestrengten wissenschaftlichen Arbeiten fand Zöpfl im Kreise seiner Familie, in welcher ein schöner geselliger Verkehr und insbesondere die edle Musika allseitig gepflegt wurden. Der Herr des Hauses strich hierbei das Violoncell mit

mehr als dilettantischer Kunst. — Blicken wir noch einmal zurück auf Zöpfl's Lebensschicksal, so können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß dasselbe insofern ein tragisches gewesen ist, als Zöpfl — in eine Uebergangsepoche nationalen Lebens gestellt — durch Erziehung, Umgebung und Glauben veranlaßt worden war, die Partei der Vergangenheit zu ergreifen. Aber wenn auch diese Thatsache vielleicht seinen Nachruhm vergänglicher macht, als man sonst wohl hätte erwarten dürfen — in der Anerkennung der vortrefflichen Eigenschaften des Gelehrten, Kollegen und Familienvaters Zöpfl sind die Mitlebenden einig gewesen.

H. Strauch.

Nachträge und Berichtigungen.

Bassermann, Friedrich (Bd. I, S. 37 ff.) starb am 29. (nicht 23.) Juli 1855.

Bauer, Karoline — Gräfin Broël-Plater — (Bd. II, S. 551) starb auf Villa Broëlberg bei Zürich am 18. Oktober 1877. Vgl. Karlsruher Zeitung 1877, Nr. 252 Beil.

Baumstark, Anton (Bd. I, S. 48 ff.). Auch die drei letzten Lebensjahre, welche Baumstark vergönnt waren, hat er, in beständigem Kampfe mit Krankheit, gleichwohl in ununterbrochener Geistesarbeit zugebracht. Im Jahr 1875 erschien seine »Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Theiles der Germania des Tacitus« bei T. O. Weigel in Leipzig, ein Werk, das auf 744 Seiten einen durchaus erschöpfenden Kommentar der ersten 27 Kapitel der berühmten Taciteischen Schrift enthält, wie er bis dahin in solch umfassender Gründlichkeit zweifellos noch nicht vorlag. Diesem großen Werke, der Frucht vieljähriger Studien, folgte zu Anfang des Jahres 1876 eine Ausgabe der Germania unter dem Titel: »Cornelii Taciti Germania, besonders für Studirende erläutert«, ebenfalls bei Weigel. Diese Bearbeitung der Germania hat nicht nur das große Verdienst, daß hier der Text seit langer Zeit wieder zum ersten Male in derjenigen sorgfältigen Feststellung erscheint, wie ihn die Handschriften berechtigen und verlangen, sondern es bieten die beigefügten Erläuterungen jedem wissenschaftlich Gebildeten, der lateinischen Sprache Kundigen Alles, was zum Verständniß der für uns Deutsche so wichtigen Schrift des römischen Historikers nothwendig und nützlich ist. An diese Ausgaben schloß sich unmittelbar die längst vorbereitete, ja abgeschlossene, in der Tacitus-Literatur wohl unerreicht dastehende »Deutsche Uebersetzung der Germania«, welche Baumstark unter seinen Augen bei Herder in Freiburg drucken ließ. Diese in ihrer Art klassische, vom Hauch der Vaterlandsliebe warm durchwehte Arbeit war die letzte, deren Veröffentlichung er erlebte. Die Nachricht von dem am 2. Februar 1876 erfolgten Tode seines geliebten Sohnes Hermann, der in Cincinnati, im Alter von 38 Jahren, ein kurzes aber inhaltschweres Leben durch einen gottseligen Tod krönte, brach des Vaters letzte Kraft entzwei. Nach einem mehrwöchentlichen Kampf zwischen dem selbstbeherrschenden Geiste und dem dahinsinkenden Körper gab ihm, am 28. März 1876, ein Herzschlag die Freiheit der erlösten Geister zurück. Der Name »Jesus« war sein letztes Wort. Aus dem literarischen Nachlaß und in letztwilligem Auftrag Anton Baumstarks erschien seine Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt und von

seinem Sohne Reinhold Baumstark abgeschlossen; Freiburg bei Herder, 1876, 47 S., und die handschriftlich vollendete »Ausführliche Erläuterung des besonderen völkerschaftlichen Theiles der Germania«, Leipzig bei Weigel, 1880, der erschöpfende Kommentar der Kapitel 28 bis 46 und somit der vollendete Abschluß des oben erwähnten Werkes vom Jahre 1875. Möge dieses letzte Denkmal seines kraftvollen Geistes dem Andenken Anton Baumstarks Ehre bereiten! R. B.

Benzel-Sternau, Graf v. (Bd. I, S. 72), starb am 18. August 1849 (nicht am 13. August 1850). Vgl. Oettinger, Moniteur des dates.

Braun, Alexander (Bd. I, S. 125 ff.), starb in Berlin am 20. März 1877.

Chelius, Max Joseph v. (Bd. I, S. 144), starb zu Heidelberg am 17. August 1876.

Devrient, Eduard (Bd. I, S. 175 ff.), starb in Karlsruhe am 4. Oktober 1877. Nekrolog: Allgem. Zeitung 1877 Nr. 285 Beil. v. Weech, Aus alter und neuer Zeit, Leipzig 1878. S. 328 ff.

Dusch, Alexander v. (Bd. I, S. 197 ff.), starb zu Heidelberg am 27. Oktober 1876. Nekrolog: Karlsruher Zeitung 1876 Nr. 264.

Ecker, Joh. Matth. Alex. (Bd. I, S. 209 ff.) Auf S. 211 ist im Text der Grabschrift zu lesen:

. . . . . Wer hat wohl die Jugend
Wer, Hochschule, auch Dich u. s. f.

Eisenlohr, Friedrich (Bd. I, S. 220 ff.), starb am 27. Februar 1854 (nicht 1855).

Eisenlohr, Wilhelm (Bd. I, S. 223 ff.), starb am 10. Juli (nicht am 9. Juli) 1872.

Engelberg, J. M. A. v. (Bd. I, S. 228.) Von zuständiger Seite wird zu dem Schlußsatz auf S. 229 bemerkt, daß die Behauptung, Engelberg sei kein »glücklicher Praktiker« gewesen, auf Irrthum beruhe. Er habe im Gegentheil viele sehr glückliche Kuren ausgeführt und das Vertrauen weiter Kreise der Bevölkerung genossen.

Gockel, Christ. Friedr. (Bd. I, S. 314 ff.), starb zu Karlsruhe am 13. Dez. 1877. Nekrolog: Karlsruher Zeitung 1877 Nr. 270 Beil.

Hoffmann, Friedrich (Bd. I, S. 380 ff.), starb zu Karlsruhe am 8. Dezember 1879.

Kachel, Ludwig d. ä. (Bd. I, S. 436 ff.), starb zu Karlsruhe am 7. Februar 1878. Nekrolog: Karlsruher Zeitung 1878 Nr. 37 Beil.

Kreutzer, Konradin (Bd. I, S. 476 ff.), geboren am 22. November 1780 (nicht 1782). Mittheilung des katholischen Pfarramtes Meßkirch aus dem dortigen Kirchenbuch. Vgl. Badischer Sängerbote 1879 Nr. 21—24.

Oken, Lorenz (Bd. II, S. 113). Vgl. Biographie desselben von Alexander Ecker. Stuttgart 1880.

Schaaff, Friedrich Theodor (Bd. II, S. 242), starb zu Heidelberg am 3. September 1876.

Weinbrenner, Friedrich (Bd. II, S. 435—438). Von sachverständiger Seite werden folgende Bemerkungen mitgetheilt: Die stilistische Richtung Weinbrenners beruhte auf seinen mehrjährigen Studien in Rom, wo er nicht allein mit Eifer die antiken Baureste, sondern im Zusammenhange damit die Werke eines Winkelmann, besonders aber A. Palladios studirte, welcher in seinem Werke über Baukunst die Thermen und Tempel der Römer in ihren Grund- und Aufrissen wieder herzustellen versucht hatte. An diese großen Muster anlehnend, lernte Weinbrenner mehr und mehr seine Entwürfe in großen Motiven behandeln, wie er denn in allen seinen Bauwerken eine klare Einfachheit, Großräumigkeit und würdige Ruhe unter Weglassen alles unnützen Bauwerks anstrebte, Eigenschaften, welche wir an den Schöpfungen Palladios,

besonders aber an dessen Grundrissen so hoch schätzen. Die Leistungen Weinbrenners richtig zu beurtheilen, bedarf es der Kenntniß des Vorgesagten. Vor Allem aber sind die damaligen Zeitverhältnisse in Betracht zu ziehen. Dem jungaufstrebenden badischen Staate fehlten während und nach den großen Kriegen die Mittel, um der rasch wachsenden Residenz eine reiche Ausstattung zu geben. Es galt hier nun meist, große Anlagen zu schaffen, ohne zu sehr die staatlichen Finanzen zu belasten. Daß Weinbrenner seine Aufgaben in großer Weise zu lösen verstand, wird Derjenige zugestehen, der heute den Marktplatz in Karlsruhe mit den ihn umgebenden Gebäuden betrachtet, oder der sich des Anblicks erinnert, den Karlsruhe beim Eintritt durch das leider jetzt abgebrochene Ettlingerthor bot. Die frühere allseitige Anerkennung der Leistungen in seinem Fache dürfte bei Rückkehr einfacherer Zeitanschauungen besser verstanden werden und sein Verdienst eine gerechte Würdigung wieder finden.

Karlsruhe.
Druck der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.